

DAS

Grundpreis 1 Mk.

X Buchhändler-Schlüssezahl

Nr. 4 * Leipzig

LEBEN



„Das Elixier der Liebe“



ATELIER
RUDOLF
MOSSÉ

Canesgold

1863 der Likör 1923

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

Anstellung im Ausland

Einkommen verdoppelt. - Vom Handwerksburschen zum Kommerzial-Rat. - Gehaltserhöhung. - Anstellung als Dolmetscher. Vom Kontoristen zum Prokuristen aufgerückt. - Lehrerprüfungen bestanden. - Als ehemaliger Volksschüler leitende Stellung erhalten. Als Uebersetzer tätig usw.

Solche und viele andere ähnliche Erfolge haben uns in freiwillig abgegebenen Anerkennungen unzählige unserer Schüler berichtet. Nur

durch Sprachkenntnisse

die sie auf Grund der Unterrichtsbriefe nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt erworben haben, haben diese Leute ihre Erfolge erzielt. Auch Sie können es diesen Leuten gleich tun. Glauben Sie nicht, daß Sie es nicht schaffen. Sie brauchen nur den Willen dazu aufzubringen. Vorkenntnisse oder bessere Schulbildung sind nicht erforderlich. Sie lernen nach unserer Methode von der ersten Stunde an die



Prof. G. Langenscheidt

fremde Sprache mit unbedingter Sicherheit richtig lesen, schreiben, sprechen und verstehen. Sie sind schon in ganz kurzer Zeit in der Lage, sich zu verständigen und einfache Briefe zu schreiben, also Ihre Kenntnisse tatsächlich nutzbringend anzuwenden. — Vertrauen Sie sich unserer Führung an. Auch Sie werden die Erfolge erringen, die schon viele Tausende vor Ihnen erzielt haben, wenn Sie nach der

Methode Toussaint-Langenscheidt

eine fremde Sprache erlernen. — Um unseren Unterricht kennenzulernen, brauchen Sie keinen Pfennig auszugeben. Teilen Sie uns auf nebenstehendem Abschnitt nur Ihre Adresse mit und die Sprache, die Sie erlernen wollen. Wir senden Ihnen dann

vollständig kostenlos

portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit eine Probelektion zu. Selbst, wenn Sie heute noch nicht wissen sollten, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unser Angebot nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich bald im Leben. Und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen

die Grundlage für Ihre Existenz.

Ueberlegen Sie nicht lange. — Schreiben Sie heute noch!

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg,
Bahnstr. 29/30 (Gegründet 1856)

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache und Adresse genau angeben und in offenem Briefumschlag frankiert als „Drucksache“ einsenden. Wenn weitere Zusätze gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig.

Hier abtrennen

Ich ersuche um Zusendung der in der Zeitschrift „Das Leben“ angebotenen Probelektion 294 der Sprache, kostenlos, portofrei und ohne Verbindlichkeit.

Name:

Beruf:

Ort u. Str.:

Der Gentila Hüftgürtel für Damen

aus schmiegsamem, sehr zugkräftigem
elastischem Gewebe, das sich den
Körperformen anatomisch genau
anpaßt und sicheren Halt
schafft, ohne wie ein
Korsett zu beengen.

Das vollkommene
Sport- und Tanzmieder

Außerst angenehm
im Tragen, behindert die Atmung nicht
und gibt jeder Bewegung nach.



Der Gentila Herrengürtel

schafft elegante, jugendliche Figur,
macht die Haltung flott und sicher.

Der zweckmäßigste Sportgürtel

Schützt vor Leibschäden,
steigert die Leistungsfähigkeit und verbindet
mit überraschender äußerer Wirkung
einen erstaunlichen Einfluß auf
körperliche und geistige Ver-
fassung. Der GENTILA
GÜRTEL steigert das
Wohlbefinden und
fördert

Ausdauer, Tatkraft und Entschlossenheit.



J. J. Gentil, Berlin Fh 20 Potsdamer Str. 5
(am Potsdamer Platz)

Größtes Spezialhaus für elastische Gürtel und Gummistrümpfe
Vornehme, separate Anproberäume - Verkauf 9-1 u. 2-5, Sonnabends 9-3

Das Problem ist gelöst



durch den unsichtbar eingenähten Fesers-Patent - Knieschutz, welcher durch seine eigenartige Konstruktion die scheußliche Knieausdehnung verhütet und der Hose eine flotte scharfe Bügelfalte gibt. In 100000 Fällen erprobt, begutachtet und befürwortet. Eine Originalpackung für 2 Hosen kostet

60 Goldpfennig. Fesers Knieschutz Hosenträger F. K. sind elegant und leicht, unverwüßlich in höchster Vollendung für feine Herrengarderobe, rostfrei, ohne Metall, färben nicht ab, sind waschecht, Gummipatten und Ersatzteile können nachgeliefert werden. Preis 200 Goldpfennig. In allen Schneidereien und Schneiderartikel-Geschäften erhältlich, wo nicht, wende man sich an den Alleinfabrikanten Fritz Feser, Frankfurt a. M., Neue Mainzer Str. 8-10. Tel. Römer 6421. — Betrag auf Postscheck Frankfurt a. M. 54873 einzahlen.

Beträge auf Dollarbasis umrechnen.
Eine Goldmark = 1/4 Dollar.

VAUEN



Raucher, die auf gute Pfeifen schauen, wählen ausnahmslos nur echte VAUEN.

Vereinigte Pfeifenfabriken A.-G. Nürnberg

Nach dem Urteil

Richter: „Also, Angeklagter Schloimeles, Sie sind zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Sie kennen nun Ihr Los; haben Sie noch etwas zu sagen?“

Schloimeles: „Herr Richterleben, ich möcht' nur bitten, mir rechtzeitig die Ziehungsliste zu schicken!“

*

Ein schwerer Junge.

„An mi traut si' kaa Richter 'ran! Denn bis so aaner alle meine Vorstrafen verlesen hat, is er verdurst'!“

Wer ist die Jüngste?

Diese diskrete Frage ist bei einer fröhlichen Tafelrunde erörtert worden, als eine Dame, von der jeder glaubte, daß sie die Jüngste sei, offen sagte, daß man sich irre, denn andere Damen an der Tafelrunde seien reichlich 10 Jahre jünger.

Alles war verblüfft, denn die Sprecherin sah tatsächlich am jüngsten aus. Aber die Richtigkeit ihrer Angaben stellte sich heraus. Und doch handelte es sich keineswegs um ein Naturwunder. Allerdings hat die jung aussehende Dame verschwiegen, wem sie ihre jugendliche Schönheit verdankt: nämlich der Marylan-Creme.

Auch der Gatte dieser jung aussehenden Dame (ein bekannter Künstler) hat sich auffallend jugendliches Aussehen bewahrt, ebenfalls durch Marylan-Creme. Bühnenkünstler sind ja stets zugleich Lebenskünstler. Und als solche wissen sie die großen Vorteile eines frischen, jugendlichen Aussehens hoch einzuschätzen.

Lebenskünstler muß aber heute jede verständige Dame und jeder Herr sein. Das Gesicht ist das auffallendste bei jedem Menschen. In zweiter Linie erst kommt die Kleidung. Das können sie am besten erkennen,

wenn sie aus der Sommerfrische kommen und jedermann von ihrem guten Aussehen spricht, kaum ein einziger aber von ihrer Kleidung.

Jetzt, wo mühelos durch Anwendung der nach wissenschaftlichen Grundsätzen aus köstlichen Stoffen gewonnenen Marylan-Creme jede Dame und jeder Herr sich jugendfrisch und schön machen kann, wäre es Torheit, dies köstliche Mittel unbenutzt zu lassen. Jugend und Frische gehörten zu allen Zeiten zu den besten Spenden, die die Natur verleihen kann.

Sie sollten sich eine Gratisprobe dieser vorzüglichen Schönheits-Creme mit dem Gratis-Büchlein über Schönheitspflege portofrei senden lassen, damit Sie erfahren, daß Marylan-Creme auch dort hilft, wo die Blütezeit schon vorbei ist. Sie ersparen Porto, wenn Sie diesen Gratisbezugsschein in ein offenes Kuvert legen und als Drucksache frankieren. Bitte aber keine weiteren schriftlichen Mitteilungen hinzuzufügen, da sonst hohes Strafporto. Auf die Rückseite des Kuverts schreiben Sie dann Ihre genaue Adresse.

Gratisbezugsschein: „An den Marylan-Vertrieb, Berlin 44, Friedrichstr. 18. Erbitte gratis und franko eine Probe Marylan-Creme und das Büchlein über Schönheitspflege.“

Wertbeständige Anleihe

Zinsen und Rückzahlung reichsgesetzlich der Deutschen

Das Reich beabsichtigt, eine wertbeständige Anleihe mit 12jähriger Laufzeit auszugeben.

Die Anleihe, welche auf den Gegenwert von Dollars lautet, soll dazu dienen, der Bevölkerung ein wertbeständiges Anlagepapier zur Verfügung zu stellen.

Die Anleihe ist von der Börsenumsatzsteuer befreit. — Selbstgezeichnete Anleihe ist von der Erbschaftsteuer frei.

Um den Zinsenbedarf für eine Anleihe bis zu 500 Millionen Mark zu decken, steht ein von der Reichsregierung den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegter Gesetzentwurf die Ermächtigung für die Reichsregierung vor, Zuschläge zur Vermögensteuer zu erheben.

Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt nach 12 Jahren. Zur besonderen Sicherung der Kapitalrückzahlung ermächtigt der Gesetzentwurf die Reichsregierung, die einzelnen Vermögenssteuerpflichtigen nach dem Verhältnis ihres steuerbaren Vermögens zur Aufbringung des Kapitalbedarfs heranzuziehen.

Es haften also für Kapital und Zinsen dieser Anleihe anteilig die gesamte deutsche Wirtschaft, Banken, Handel, Industrie, Landwirtschaft, sowie jeder, der über steuerpflichtiges Vermögen verfügt.

Die Anleihe ist bei den Darlehnskassen des Reiches beleihbar. Die Einführung zum Börsenhandel erfolgt sofort nach Ausgabe der Stücke.

Bedingungen.

Die Zeichnung findet vom 15. August ab statt.

Bestimmung über den Zeichnungsschluss bleibt vorbehalten.

1. Zeichnungsstelle, Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden bei der Zeichnungsabteilung der Reichshauptbank, Berlin C 2, Breite Straße 8/9 (Postcheckkonto 96 300), und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Staatsbanken der Länder und ihrer Zweiganstalten, der Preuß. Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin sowie sämtlicher im amtlichen Prospekt angegebener Geldinstitute und ihrer Zweiganstalten erfolgen.* In diesem Falle entstehen hinsichtlich der Lieferung der Stücke und der Zahlung des Zeichnungspreises Rechtsbeziehungen nur zwischen dem Zeichner und der Annahmestelle.

2. Einteilung, Zinsenlauf, Einlösung der Anleihe.

Die Anleihestücke und die Zinsscheine lauten auf Mark in der Weise, daß 4,20 M. gleich 1 Dollar sind. Die Anleihe ist ausgefertigt in Stücken von 4,20 M. = 1 Dollar, 8,40 M. = 2 Dollar, 21 M. = 5 Dollar, 42 M. = 10 Dollar, 105 M. = 25 Dollar, 210 M. = 50 Dollar, 420 M. = 100 Dollar, 2100 M. = 500 Dollar, 4200 M. = 1000 Dollar.

Die Anleihestücke von 4,20 M., 8,40 M. und 21 M. werden ohne Zinsscheine ausgegeben; sie werden am 2. September 1935 mit einem Aufgeld zum Nennwert von 70 vom Hundert eingelöst.

Die Anleihestücke von 42 M. und darüber sind mit Zinsscheinen versehen, zahlbar jährlich einmal am 1. September. Der Zinssatz beträgt 6%. Der Zinsenlauf beginnt am 1. September 1923. Der erste Zinsschein ist am 1. September 1924 fällig. Die Rückzahlung des Kapitals erfolgt am 2. September 1935 zum Nennwert.

* Die Prospekte sind bei allen Banken, Bankiers, Sparkassen und ihren Verbänden sowie Kreditgenossenschaften erhältlich.

des Deutschen Reiches.

sichergestellt durch die Gesamtheit
Privatvermögen.

3. Zeichnungs- preis, Ein- zahlung.

Die Stücke sowie die Zinscheine werden in Mark eingelöst, wobei der Dollar zu dem Durchschnitt der amtlichen Berliner Notierung des Mittelkurses für Auszahlung New York in der Zeit vom 15. Juli bis 14. August einschließlich umgerechnet wird. Der Einlösungskurs wird amtlich bekanntgegeben.

Der Zeichnungspreis beträgt, soweit die Zeichnung in einer der nachstehend bezeichneten Devisen erfolgt, bis auf weiteres 95% für die Einzahlung in Mark bis auf weiteres 100%; eine Erhöhung des Zeichnungspreises bleibt vorbehalten. Die Einzahlung muß am Tage der Zeichnung geleistet werden. Bei Ueberweisung von Markbeträgen gilt als Zeichnungs- und Zahltag der Tag, an dem die Ueberweisung bei der Annahmestelle zur Gutschrift gelangt. Für Markeinzahlungen wird der Dollar umgerechnet zu dem letzten vor dem Zeichnungstage notierten amtlichen Berliner Mittelkurs für Auszahlung New York. Von Devisen (Noten, Schecks, Auszahlung) sind zur Einzahlung zugelassen amerikanische Dollars, Pfunde Sterling, holländische Gulden, schweizerische Franken, nordische Kronen, spanische Peseten, argentinische Pesos, japanische Yen. Die Kosten der Einziehung der Valutenschecks sind von den Zeichnern zu tragen. Bei Zahlung mit Valutenschecks werden die üblichen Laufzinsen in Abzug gebracht. Das Wertverhältnis der einzelnen Währungen zum Dollar wird für die Zwecke der Einzahlung besonders bekanntgegeben und ist bei den Annahmestellen zu erfahren.

Spitzenbeträge werden in Mark vergütet, und zwar bei eingereichten Noten zum Mittelkurs für Auslandsauszahlung der letzten Berliner Notierung vor dem Zeichnungstage alsbald, bei Schecks und Auszahlungen erst nach Eingang der Gutschriftsanzeige aus dem Auslande und zum Kurse des Tages, an dem die Gutschriftsanzeige bei der Reichsbank in Berlin eingeht.

Dollarschahanweisungen werden zum Nennwert zuzüglich der jeweiligen Zinsen von $\frac{1}{2}\%$ im Monat (im Monat August zu 102%) wie Dollars in Zahlung genommen.

Voranmeldungen werden angenommen. Sie sind am ersten Zeichnungstage zu berichtigen, und zwar soweit die Einzahlung in Mark erfolgt, zu dem für diesen Tag maßgebenden Kurse, soweit sie in Devisen erfolgt, zu den bei den Annahmestellen zu erfahrenden Umrechnungskursen. Bei der Zeichnung findet keine Verrechnung von Stückzinsen statt; an ihre Stelle treten gegebenenfalls Erhöhungen der Zeichnungskurse.

4. Zuteilung der Stücke.

Gezeichnete und bezahlte Beträge gelten als voll zuteilt, solange die Zeichnung nicht geschlossen ist. Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Annahmestellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung kann nicht stattgegeben werden.

5. Ausgabe der Stücke.

Die Anleihestücke werden mit Beschleunigung hergestellt werden. Mit der Ausgabe wird Mitte September dieses Jahres begonnen werden. Zwischenscheine sind nicht vorgesehen.

Ist die Zahlung mit Scheck oder Auszahlung erfolgt, so werden die Stücke erst nach Werteingang geliefert.

Berlin, im August 1923.

Reichsbank-Direktorium
Habenstein. v. Grimm.

Es ist nur eine Frage des guten Geschmacks

und des Qualitätsverständnisses, ob Sie

MONTBLANC

oder einen anderen – billigen – Füllhalter tragen.

So urteilt jeder, der Ihren Füllhalter sieht!

Vernünftige Schuhe

Natürliche Form
Bequem • Elegant
Preiswert



Grunwald's Reformhaus
Berlin-W 9 • Link-Strasse 39

Münchener Scherze

A.: „Warum wohl die Kaufingerstraße so heißt?“

B.: „Weil die Leute vor den Schaufenstern stehen und vor Schrecken am Finger kauen, wenn sie die Preise sehen.“

*

A.: „Warum die Rumfordstraße so heißt?“

B.: „Weil die Elektrische drin ‚rumfoahrt‘.“

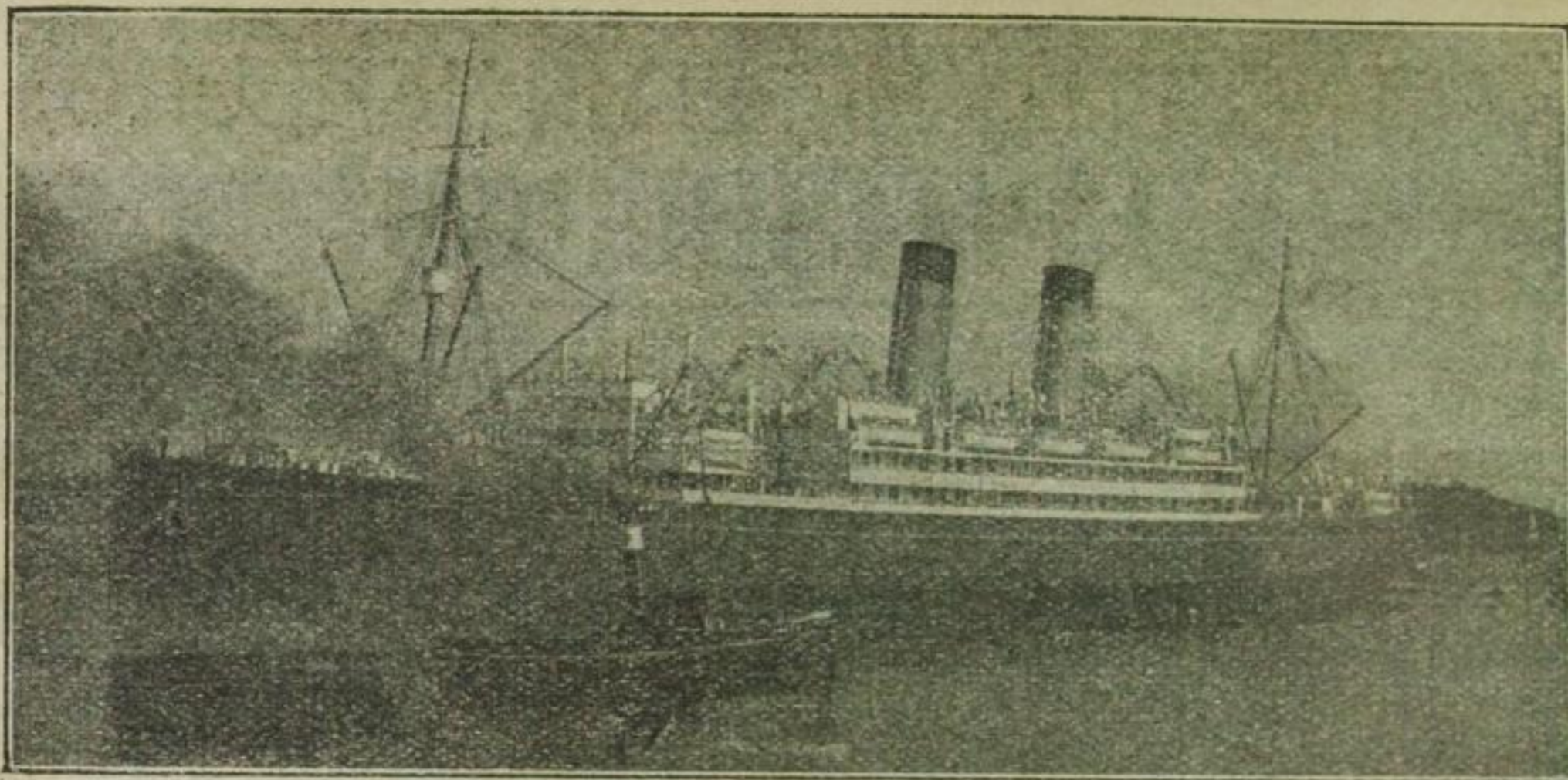


EIN NEUER DAMPFER IN HAMBURG D. „PITTSBURGH“



Das Bootsdeck der „Pittsburgh“.
Eigenartige Anordnung der Boote zwischen riesigen Transportkränen,
die ein Ausschwingen nach beiden Seiten ermöglichen.

Jm Herbst dieses Jahres wird in den Dienst Hamburg-New York der White Star und American Line unter anderen ein neuer Dampfer eingestellt, der den ständig wachsenden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Verkehrs zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten Rechnung trägt. Die „Pittsburgh“, die in den wöchentlichen Fahrplan der Gesellschaft eingereiht werden soll, ist ein mit moderner Olfeuerung versehener Dreischraubendampfer von 16322 Tonnen und eingerichtet für die Beförderung von Kajüts- und Dritter-Klasse-Passagieren. Der mit den modernsten Errungenschaften der Technik und den letzten Neuerungen auf dem Gebiete der Passagierbeförderung ausgestattete Dampfer kann 600 Kajüts- und 1715 Dritter-Klasse-Passagiere beherbergen. Seine großen, eleganten Gesellschaftsräume, die breiten Gänge und Treppenhäuser, ganz in lichten Farben gehalten, und die breiten Decks machen die Überfahrt zum angenehmen Aufenthalt in einem schwimmenden Hotel ersten Ranges. Bemerkenswert ist die Einrichtung der Küche der „Pittsburgh“, deren reichhaltige Speisekarte, von bewährten Fachleuten zusammengestellt und ausgeführt, sich der Gunst des internationalen Reisepublikums erfreut. Ohne Rauch- und



Der Dampfer „Pittsburgh“ wird von Schleppern verholt

Rußentwicklung werden auf den modernen elektrischen Apparaten die Mahlzeiten sauber hergestellt.

Ihre Güte und Eigenart wird selbst den verwöhntesten Ansprüchen gerecht. — Den

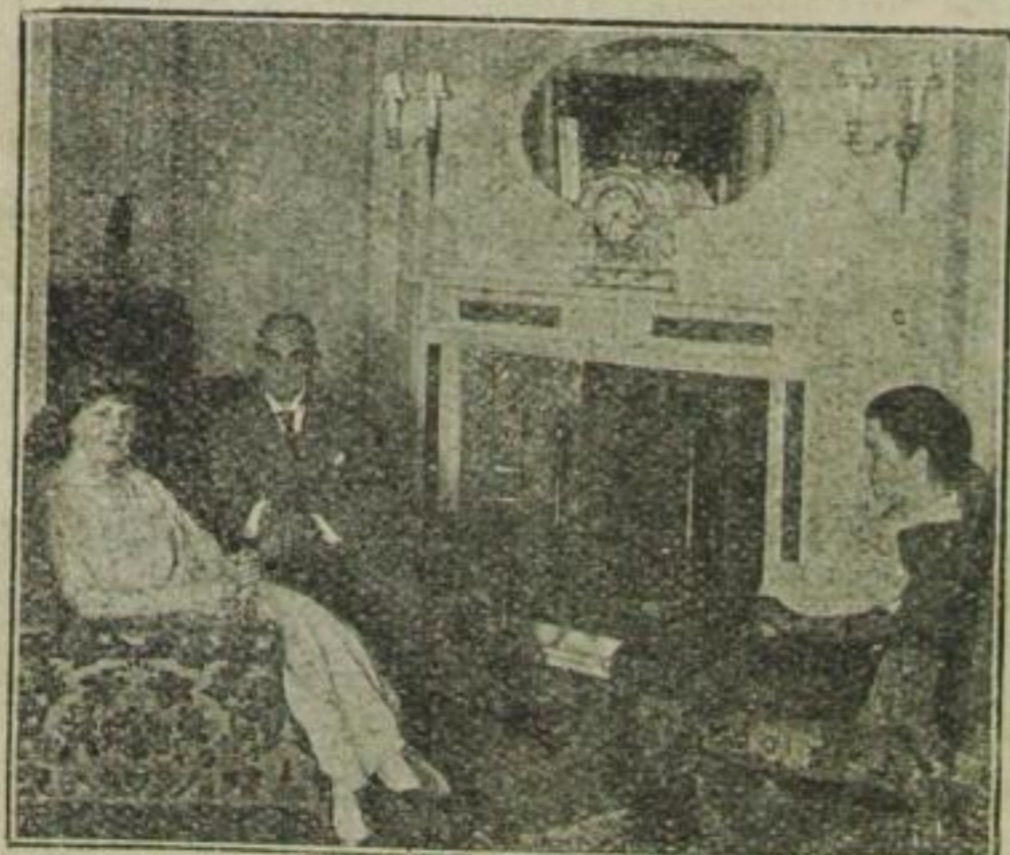
Mußstunden dienen eine reiche Bibliothek u. ausreichende Lese- u. Schreibgelegenheiten in ruhigen Räumen. Eine

gutgeschulte Bordkapelle sorgt für musikalische Unterhaltung. —

Für sportliebende Passagiere wurde der große Turnsaal eingerichtet, in dem auf Radfahr-, Ruder- u. Reit-Apparaten die verschiedensten Arten der Gesundheitspflege, begründet auf Körpergymnastik ausgeübt werden können.



Das Treppenhaus mit der Auskunftsstelle



Kaminecke eines Gesellschaftsraumes.



Schlafzimmer und Salon.



Freut euch des „Lebens“!

Diesen aufmunternden Zuruf richten wir an alle, die unsere Monatschrift in die Hand bekommen. Denn sie ist ja geschaffen worden, um einen Ersatz für das fehlende Erleben zu bieten und die Öde und triste Alltäglichkeit des Daseins vergessen zu machen, zu dem wir vom Schicksal verurteilt sind. Wer kann heute noch seine Füße unter die reichgedeckten Tische der Welt da draußen strecken? Wer ist noch imstande, die Tauben in Venedig zu füttern oder unter den Palmen der Riviera zu flirten? Wer kann sich noch von der heißen Sonne südlicher Länder die Haut bräunen lassen, an dem magischen Zauber des Orients oder den leuchtenden Wundern der Tropen seine empfänglichen Sinne berauschen? Wer erlebt heute mehr, als ihm der Tag an sorgenvoller Arbeit bringt? Aber das Bedürfnis nach einem schöneren, helleren, freudigeren Leben ist reger als je, und dieses Bedürfnis sucht unsere Monatschrift zu befriedigen, indem sie ihre Leser in den Spiegel eines stärker klingenden, farbiger gestalteten, schwingungsreicheren Lebens blicken läßt. Was jedermann gerne erleben möchte, wenn sich das Rad seiner Existenz nach seinen heimlichsten Wünschen drehte, soll er im „Leben“ finden, zum mindesten soll er auf Reisen oder in Stunden der Muße angenehm

unterhalten werden. Es ist für uns eine Genugtuung, daß unsere Leserschaft in Stadt und Land „Das Leben“ als einen Quell der Lebensfreude erkannt und begrüßt hat. Aus der Fülle der Einsendungen, die wir erhielten, seien einige herausgegriffen. Es heißt da: „Das Leben“ ist Würze des Lebens. — Das Leben ist langweilig ohne „Leben“. — „Das Leben“ ist des Lebens Freude. — Das Leben ist kein Leben ohne „Das Leben“. — Das Leben ist lebenswert, wenn man „Das Leben“ liest. — „Das Leben“ ist die sonnenvollste Zeitschrift dieser trüben Zeit. — Das Leben ist kein Leben, drum abonniere ich auf Ihr „Leben“. — Das Leben ist Schicksalsfügung auf Erden, als Zeitschrift soll's ständiger Begleiter mir werden. — Aus allen diesen Äusserungen, die wir noch dutzendweise vermehren könnten, hören wir den starken Widerhall heraus, den unser Unternehmen beim Publikum gefunden hat. Das gibt uns den Mut, unser Ziel weiter zu verfolgen und den von Anfang an eingeschlagenen Weg unbeirrt weiter zu gehen. Jener Leser soll recht behalten, der uns das Verschen hat zufliegen lassen:

*Das Leben ist dir wieder heiter,
Liest du „Das Leben“ ständig weiter.*

Nun gibt es allerdings Leute, die meinen, „Das Leben“ sei teuer geworden, aber das ist ein Irrtum. Denn „Das Leben“ ist — bitte, beweisen Sie uns das Gegenteil! — das billigste illustrierte Buch, das es heutzutage gibt. Man zeige uns eines, das in dieser stofflichen Reichhaltigkeit und künstlerischen Ausstattung für den Preis zu haben wäre! Also, wer Gefallen am „Leben“ gefunden hat, der lasse sich durch den anscheinend hohen, in Wirklichkeit aber niedrigen Preis nicht vom Kauf abschrecken. „Das Leben“ ist kein Luxusgegenstand, sondern ein wohlfeiles und notwendiges Lebens-Mittel.

Und was wir noch sagen wollten: Es mag manchen Leser geben, den diese oder jene Illustration entzückt hat und der sie vielleicht gern besitzen möchte. Nun, dem Manne kann geholfen werden. Wir sind bereit, Interessenten einzelne Originalillustrationen käuflich zu überlassen. Es sind fast durchgängig hochwertige Zeichnungen, die ihren Rang auch außerhalb des Zweckes behalten, für den sie geschaffen wurden, und die als Kunstblätter angesprochen werden müssen. Wir möchten annehmen, daß wir mit der Hergabe der Originale unseren Lesern eine Freude machen. Wer ein solches Blatt ersteht, kann jederzeit, ohne Lügen gestraft werden zu können, davon sagen: Das ist aus dem „Leben“ gegriffen. Also: Man greife zu!



DER VERLAG
Leipzig, Johannisgasse 8

Das

Elixier der Liebe

Peter Vandrey und die Herzogin Pian-Pignafelli

von Georg Fräschel.

Illustriert von
LUTZ EHRENBERGER



Es war sieben Uhr abends. Peter Vandrey saß in der hübschen Konditorei am Rande des Parkes von Acquasola und hatte eben das süße, erfrischende Eis mit Früchten, eine Spezialität des berühmten Konditors, ausgelöffelt, zündete sich eine Zigarette an und blickte über die Bäume des Gartens, über das steinerne Gewirr von Häusern und Palästen in den Hafen hinunter. Klar und blank lag das Meer in der untergehenden Sonne, zwischen den Rahen und Masten der zahllosen Schiffe flammten die ersten Lichter auf, von der See her streichelte ein frischer Luftzug Peters Wangen. „Ekelhaftes Nest!“ brummte der Detektiv vor sich hin und sah mit unendlicher Verachtung, mit ausgesprochenem Widerwillen auf Genua hinab, auf die schönste Hafenstadt der Welt, die die Alten die Prächtige nannten.

Peters herbe Kritik war durchaus subjektiv. Doch schließlich ist es verzeihlich, wenn einem jungen, verliebten Bräutigam jede Stadt mißfällt, in der seine Braut nicht ist, wenn er jede Aussicht, und wäre sie die berühmteste der Welt, verflucht, weil er sie nicht an der Seite der Geliebten bewundern darf. Und Peter saß vorläufig noch hier in Genua, und nicht weniger als der halbe Erdumfang trennte ihn von Alice Pernemore, seiner Braut, die ihn in San Francisco erwartete. Doch für den, der zu träumen versteht, ist die Erde klein. Peter tastete nach dem Schiffsbillett in seiner Tasche — morgen mittag fährt die „Semiramis“ aus — und da war er auch schon in der kleinen Villa am Steilufer des Stillen Ozeans, und Alice trat ins Zimmer, ihr blondes Haar schimmerte und . . .

„Il Secolo! Il Secolo!“ gellte der Ruf des Zeitungsausträgers in Peters Ohren und zerriß seine Träume.

„Scheußlich!“ knurrte der Detektiv, warf

aber doch ein Geldstück vor sich auf die steinerne Tischplatte und nahm das Abendblatt aus der braunen Bubenhand. Rasch überflog er die noch druckfeuchten Zeitungsblätter — nein, sie enthielten keine Nachricht aus San Francisco! Und jetzt hätte sich Peter Vandrey wieder ungestört seinen Träumereien hingeben können, wenn sein Auge nicht auf ein paar fettgedruckten Zeilen gehaftet hätte. Er las:

Nach Schluß des Blattes eingetroffen!
Dr. Fernando Cosso ermordet!
Der Räuberhauptmann Carlo der Täter!
Der Mörder gefesselt in die Präfektur gebracht — er leugnet!

Der Kriminalist in Peter erwachte, er bemühte sich in der sinkenden Dämmerung, die kleingedruckten Zeilen unter der fetten Ueberschrift zu lesen, mit denen der „Secolo“ den Hergang der schrecklichen Tat und die Verhaftung des Täters schilderte. Doch Peter Vandrey ersparte es sich, seine Augen im trüben Licht zu verderben. „Das haben wir doch geschickt gemacht, nicht wahr?“ sagte eine Stimme hinter ihm.

Peter sah auf. Ein kleiner, sehniger Mann mit pechschwarzem Schnurrbart war hinter ihn getreten, sah ihm in das Zeitungsblatt und wiederholte stolz: „Ja, diesmal haben wir ihn gefaßt!“

„Wir — sind Sie Polizeibeamter, mein Herr?“ fragte Peter interessiert.

„Jawohl, ich bin der Unterkommissar Bertini, und ich selbst habe vor zwei Stunden diesen Carlo in Handschellen auf der Präfektur eingeliefert.“ Der kleine, schwarze Mann zwirbelte triumphierend seinen Schnurrbart und setzte sich ein wenig breitspurig an Peters Tisch.

Peter lächelte unmerklich. Er kannte diesen Polizistenstolz nur allzu gut und glaubte Herrn Bertini richtig einzuschätzen, wenn er das Verdienst an der Ergreifung

Das Elixier der Liebe

des Mörders eher den sehnigen, grifffesten Fäusten als der berechnenden Ueberlegung des Polizisten zuschrieb. Doch es war immerhin interessant, eine Schilderung des Kriminalfalles aus so unmittelbarer Quelle zu vernehmen. „Ich bin glücklich, die Bekanntschaft eines so erfolgreichen Beamten zu machen, Herr Bertini,“ sagte Peter Vandrey, „und ich wäre sehr stolz, wenn ich Sie zu einem Gläschen Likör einladen dürfte.“

Der Polizeibeamte verneigte sich geschmeichelt und kippte mit bewundernswerter Schnelligkeit ein, zwei und schließlich ein drittes Gläschen aus der Flasche, die der Kellner auf Peters Wink auf den Tisch gestellt hatte. „Und nun wäre es sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Bertini, wenn Sie mir Näheres über die Ermordung dieses Arztes — wie hieß er nur? — erzählen wollten“, meinte Peter.

Doch Luigi Bertini verschanzte sich wichtigtuend hinter dem Amtsgeheimnis und wollte mit der Sprache nicht heraus. Erst die Mitteilung, daß Peter Detektiv und noch dazu amerikanischer Detektiv sei, brach das Eis. „Dann sind wir ja Kollegen!“ entschied der Italiener und zeigte lachend seine weißen Zähne.

„Ja, wir sind Kollegen, Herr Bertini,“ bestätigte Peter, schenkte seinem Gegenüber ein frisches Gläschen ein und verlangte: „Und nun erzählen Sie! Wann und wo fand dieser Mord statt?“

„Es war ungefähr vier Uhr nachmittag,“ begann der Polizist, „und ich war schon mehr als vier Stunden im Dienst, ohne daß sich das geringste ereignet hätte. Francesco und ich, wir hatten schon die zweite Wassermelone aufgegessen — es war ein furchtbar heißer Tag heute — da ließ uns Polizeileutnant Vidale rufen. Als wir in sein Zimmer traten, schnallte er gerade die Pistole um und rief uns zu: ‚Vorwärts! Schnell in die Via Borgosacco! — Man hat den Dr. Cosso ermordet!‘“

„Wer ist das — Dr. Cosso?“ unterbrach Peter Vandrey den weitschweifigen Bericht.

„Das wissen Sie nicht?“ fragte Bertini überrascht. „Dr. Cosso war doch ein weltberühmter Arzt, aus ganz Italien kamen die Frauen in seine Klinik, er wurde sogar einmal zur Königin berufen. Die alten Weiber der Stadt erzählen, daß er imstande sei, einem bei lebendigem Leib die Seele herauszuschneiden. Das ist natürlich Unsinn“, setzte der aufgeklärte Polizist hinzu, machte aber dennoch schnell und heimlich das Zeichen des Kreuzes.

„Nun — was war mit Dr. Cosso?“ fragte Peter.

„Der war tot, mausetot. Seine Haushälterin, der er auf zwei Stunden Urlaub erteilt hatte, kam um halb vier Uhr nach Hause und fand ihn tot in seinem Ordinationszimmer. Ein langes, dünnes, haarscharfes Messer, das zu seinen Operationsinstrumenten gehörte, steckte mitten in seinem Herzen. Es war ein Meisterstich!“

Die Haushälterin lief schreiend aus der Wohnung, gerade auf den Stadtpolizisten zu, der zufällig vor dem Haustor stand und der dann mit einigen anderen Stadtpolizisten den ganzen Häuserblock umstellte, so daß niemand herauskonnte. Gleich darauf waren auch wir von der Präfektur zur Stelle, und unser Leutnant war sofort der Ansicht, daß der Mörder noch im Hause sein müsse. Wir machten uns an die Durchsuchung von Dach und Keller, und richtig — auf dem Dachboden hinter einer großen Kiste fanden wir diesen Schurken, den Carlo. Er kämpfte wie ein Löwe, doch wir waren fünf gegen einen, und ich war es, der ihm schließlich die Gurgel zudrückte.“

Peter Vandrey unterbrach die Schilderung von Bertinis Heldentat mit der Frage: „Wer ist Carlo?“

Der Polizeiagent konnte es nicht fassen, daß der fremde Detektiv den großen Carlo nicht kannte. So furchtbar die Taten des Räuberhauptmanns auch waren, so war Italien doch in einem gewissen Sinne stolz auf ihn. Seit drei Jahren räuberte und plünderte Carlo in den Tälern des Bisagno, und obwohl man wiederholt gegen ihn ganze Kompanien Bersaglieri aufgeboden hatte, war man seiner dennoch nicht habhaft geworden. In der letzten Woche hatte sich die Regierung entschlossen, eine große Treibjagd auf den tollkühnen Verbrecher in der Umgebung von Genua zu veranstalten; doch Carlo, der mit seinem vollen Namen Carlo Cipro hieß, war spurlos verschwunden, und man vermutete, daß er sich in die Wälder des Polcevera geschlagen hatte. Und nun hatte man ihn mitten in Genua ergriffen, und Luigi Bertini war mit unter den glücklichen Häschern gewesen! Der Polizist sprach die Hoffnung aus, daß er einen beträchtlichen Anteil von der auf Carlos Kopf ausgesetzten Prämie von zweitausend Lire erhalten würde, eine Ansicht, der Peter Vandrey nur beipflichten konnte. „Doch warum sind Sie eigentlich so gewiß, daß Carlo den Doktor Cosso erstach?“ setzte der Detektiv hinzu.

Bertini war aufs äußerste empört.

„Natürlich hat er ihn erstochen,“ rief er eifrig, „wir fanden doch die goldene Uhr des Doktors in seiner Tasche!“

„Und was sagte Carlo dazu? Hat er den Mord eingestanden?“

„Der verdammte Lügner!“ fluchte Bertini, „er hat uns einreden wollen, daß der Doktor bereits erstochen war, als er bei ihm eindrang. Doch das soll ihm der Teufel glauben!“

Peter Vandrey war in seinen Urteilen vorsichtiger als der italienische Polizist. Er fragte nachdenklich: „Fanden Sie bei Carlo, als Sie ihn verhafteten, eine Waffe?“

Bertini lachte. „Eine Waffe? Ein ganzes Arsenal! Er hatte zwei Pistolen und ein großes, breites Dolchmesser bei sich. Wenn ihn Francesco nicht rechtzeitig hinter der Kiste erblickt und ihn mit dem Gummiknüppel über den Schädel geschlagen hätte, dann wären zwei oder drei von uns jetzt nicht mehr am Leben!“

Peter Vandrey schwieg eine Weile, dann sagte er langsam: „Wenn Carlo so furchtbare Waffen bei sich hatte, warum erstach er dann den Doktor Cosso mit dem dünnen Operationsmesser?“

Der Polizist war verblüfft und stotterte ein paar unzusammenhängende, nicht sehr tiefsinnige Sätze. Peter Vandrey ließ sich mit ihm in keine Debatte ein. Er sagte: „Der Fall interessiert mich, Herr Bertini; wäre es möglich, daß Sie mich in die Wohnung des Doktor Cosso führten?“

Nach einigem Zögern verstand sich der italienische Polizist dazu. Und so folgte ihm Peter durch die lebhaften Straßen in die Via Borgosacco, in das altertümliche Haus, in dem der Mord geschehen war. Peter Vandrey hatte die Absicht gehabt, Europa so rasch als möglich zu verlassen und zu der geliebten Frau zu reisen, doch das Verbrechen übte eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Anziehung auf ihn aus, er konnte nicht anders, er mußte diese Sache bis zu Ende verfolgen. Zu viele Fragen hatte die Erzählung Bertinis in ihm geweckt, er fühlte hinter dem scheinbar klaren Tatbestand das Rätsel, und er mußte es lösen.

Der Menschaufbruch vor dem Hause in der Via Borgosacco, in dem Doktor Cosso gewohnt hatte, war bereits auf wenige Neugierige zusammengeschmolzen, nur ein einziger Polizist bewachte den hohen, gewölbten Eingang zu dem einstigen Palast, den der Lauf der Zeit zu einem gewöhnlichen Wohnhaus degradiert hatte. An ihm vorbei folgte Peter Vandrey seinem Führer über eine dunkle, breite Stiege, deren Marmor-

stufen abgetreten waren, und dann durch einen endlosen Gang vor eine braune Tür, die das Schild des Chirurgen und Frauenarztes Dr. Cosso trug. Verwundert wies der Detektiv auf ein kreisrundes Loch im Türpfosten und fragte: „Hat die elektrische Klingel schon heute nachmittag gefehlt?“

„Nein,“ antwortete Bertini, „die elektrische Klingel hat Leutnant Vidale abgeschraubt und in die Präfektur mitgenommen. Ich glaube, daß er den Fingerabdruck Carlos darauf gefunden hat.“

„Gut, wir wollen eintreten.“

Der Polizist klopfte mit starker Hand auf die Türfüllung; sofort wurden innen schlürfende Schritte hörbar, und die alte Haushälterin des ermordeten Arztes öffnete. An ihr vorbei traten die beiden Männer in den dunklen Vorraum und von dort in das Ordinationszimmer Doktor Cossos.

Der Leichnam des Ermordeten war bereits weggeschafft worden, doch sonst hatte die Polizei in dem großen Raum, der mit seinen Instrumentenschränken und Untersuchungstischen einem Operationsraum gleich, alles völlig unverändert gelassen. Auf einem kleinen Tisch neben einem stählernen verstellbaren Stuhl lag eine kleine Spritze mit haarfeiner Nadel, einer der großen Glasschränke war geöffnet, über der jetzt ausgedrehten Gasflamme stand noch ein Sterilisationsapparat, in dem der Arzt die Injektionsspritze ausgekocht zu haben schien. Wie Bertini dem Detektiv berichtete, hatte der Tote auf dem freien Raum zwischen dem Untersuchungsstuhl und dem Instrumentenschrank gelegen. Neben ihm hatte man ein kleines zerbrochenes Fläschchen gefunden, dessen Inhalt ausgelaufen war.

Peter Vandrey überflog mit scharfem Blick jede Einzelheit in dem großen Raum und fragte dann: „Hat sich der Patient schon gemeldet, der unmittelbarer Zeuge der Ermordung des Arztes gewesen sein muß? Oder die Patientin?“

Bertini verneinte.

„Seltsam,“ sagte Peter Vandrey, „es scheint mir sicher zu sein, daß Doktor Cosso während einer ärztlichen Konsultation erstochen wurde. Wo ist der Patient, den er gerade behandelte?“

Der Polizist zuckte die Achseln und verwies auf Leutnant Vidale, der das Ordinationszimmer genau untersucht habe und der gewiß wissen werde, wen der Arzt in Behandlung gehabt habe, als Carlo bei ihm eindrang. Doch Peter Vandrey gab sich mit diesem Hinweis nicht zufrieden. Er suchte die Haushälterin des Ermordeten in

Das Elixier der Liebe

ihrem kleinen Stübchen auf, störte die Verängstigte in ihrem inbrünstigen Gebet, das sie vor einem kleinen Kruzifix, auf den Knien liegend, verrichtete, und fragte sie, wann und warum sie das Haus am Nachmittag verlassen habe. Nach einigem Zureden erfuhr er, daß Lucretia — so hieß die alte Frau — für gewöhnlich nach Tisch von dem Arzt mit kleinen Näharbeiten beschäftigt wurde, doch gerade heute habe er ihr für zwei Stunden Urlaub erteilt, den sie dazu benutzte, ihre verheiratete Schwester unten im Hafen zu besuchen.

„Und wer öffnete Ihnen, als Sie zurückkehrten?“ fragte Peter Vandrey.

„Ich hatte doch meinen Schlüssel“, antwortete die Haushälterin. „Als sich das Schloß so schwer aufsperrten ließ, hatte ich gleich eine böse Vorahnung. Doch im Vorzimmer war alles wie sonst. Ich wunderte mich nur, daß die Tür zum Ordinationszimmer nicht völlig geschlossen war, deshalb ging ich nicht sofort in mein Zimmer, sondern tat einen Blick nach vorn, und da sah ich auch schon meinen armen Doktor auf dem Boden liegen.“

Die alte Frau schluchzte. „Warum er nur gerade heute zu Hause blieb? Sonst ging er doch immer nach Tisch ins Café zu seiner Billardpartie.“

In tiefen Gedanken verließ Peter Vandrey das Haus. Immer zwingender wurde in ihm das Bewußtsein, daß es der Polizei nicht gelungen war, die Ermordung des Arztes völlig aufzuklären, obwohl sie meinte, den Mörder gefesselt in Händen zu haben. „Ich möchte Herrn Leutnant Vidale sprechen“, sagte der Detektiv, und nach einigem Zögern erfüllte ihm Bertini auch diesen Wunsch.

In der Präfektur wurde Peter Vandrey mit zurückhaltender Liebenswürdigkeit empfangen, doch es gelang ihm bald, den jungen, ehrgeizigen Kriminalisten zum Sprechen zu bewegen. Leutnant Vidale legte ihm in kluger Darstellung alle Verdachtsmomente auseinander, die gegen den vielgesuchten Räuber auch in dieser Sache sprachen. Carlo war am Tatorte in einem Versteck aufgefunden worden, er hatte die Uhr und andere Wertgegenstände aus dem Besitz des Ermordeten bei sich gehabt, er war durchaus der Mann, dem ein Raubmord zuzutrauen war, seine Behauptung, daß alles nur Zufall sei und daß er nur einen Toten bestohlen habe, mußte jedem erfahrenen Polizisten durchaus unglaubwürdig erscheinen. „Solche Zufälle gibt es nicht!“ schloß Leutnant Vidale seine Ausführungen.

Auch Peter Vandrey war ein Realist und glaubte nicht oder doch nur sehr ungern an eine so merkwürdige Kette von Zufällen, er hatte aber doch soviel Ungeklärtes in dieser Sache gefunden, daß er dem Polizeileutnant zurief: „Und dennoch ist Carlo nicht der Mörder!“ Präzise und logisch zählte er seine Einwände auf. Warum hatte Carlo nicht seinen Dolch oder seinen Revolver benutzt, um den Arzt aus dem Wege zu räumen, sondern ein Operationsmesser aus einem der Schränke genommen, warum war Doktor Cosso gerade an diesem Nachmittag zu Hause geblieben, warum hatte er seine Haushälterin fortgeschickt? Wie war Carlo in die Wohnung gekommen? Wenn er geklingelt hatte, dann mußte ihm Doktor Cosso die Tür geöffnet haben, und warum hatte Carlo den Arzt dann erst im Ordinationszimmer getötet? Hatte aber Carlo die Tür mit einem Dietrich geöffnet, wie war es ihm gelungen, ohne gehört zu werden, in das Ordinationszimmer zu gelangen? Es mußte um diese Zeit im Hause still gewesen sein, und es schien fast unmöglich, daß auch der geschickteste Einbrecher ein Türschloß so leise aufsperrte. Womit war aber Doktor Cosso gerade in diesem Augenblick beschäftigt, wo war der Patient, dem er eine Einspritzung gemacht hatte?

Leutnant Vidale hatte Peter Vandrey aufmerksam angehört und antwortete jetzt: „Ich glaube nicht, daß Doktor Cosso jemanden in Behandlung hatte, als Carlo zu ihm kam. Er hatte um diese Zeit niemals Sprechstunde, es wurde auch niemand gesehen, der das Haus betrat. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Doktor Cosso allein mit einer wissenschaftlichen Untersuchung beschäftigt war — wir wissen, daß er ganz eigenartige Forschungen auf dem Gebiet der Bluttransfusion anstellte —, daß er vielleicht an sich selbst experimentierte. Er war anscheinend gerade dabei, sich selbst eine Injektion zu machen, als Carlo bei ihm klingelte.“

„Carlo hat geklingelt?“ fragte Vandrey überrascht.

„Ja, er hat den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt, das steht unzweifelhaft fest. Sein Fingerabdruck findet sich völlig deutlich auf dem Elfenbeinknopf. Wahrscheinlich ist es, daß er sich zuerst bemühte, die Tür mit einem Nachschlüssel zu öffnen, denn die Haushälterin bemerkte bei ihrer Rückkunft, daß das Schloß verdorben war. Als ihm das aber nicht gelang — vielleicht hörte er auch, daß Doktor Cosso, durch das Geräusch aufmerksam gemacht,

ins Vorzimmer trat —, da hatte er die Frechheit zu klingeln. Nun öffnete ihm Doktor Cosso, Carlo erfand wohl irgendeinen Vorwand, ließ sich ins Ordinationszimmer führen und benutzte dort die erste Gelegenheit, den Arzt niederzustechen. Warum er hierzu ein Operationsmesser und nicht eine seiner Waffen verwendete, darüber müssen wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Vielleicht wollte er von Anfang an die Sache verdunkeln, vielleicht fand er keinen geeigneten Moment, in die Tasche zu greifen, vielleicht lag ihm das Operationsmesser leichter zur Hand.“

Was Leutnant Vidale sagte, mochte richtig sein, wenn sich auch viele Einwände dagegen erheben ließen. Peter Vandrey verließ sich nur auf das, was er selbst geprüft hatte. „Ich möchte sehr gerne die elektrische Klingel sehen, die Sie von der Wohnungstür des Ermordeten abgeschraubt haben“, bat er den Polizeileutnant.

Es war eine der gewöhnlichen elektrischen Klingeln mit weißem Knopf, die Vidale dem Detektiv vorlegte. Er gab ihm gleichzeitig ein Vergrößerungsglas und sagte ihm: „Auf dem Taster sehen Sie ganz deutlich einen Fingerabdruck. Es ist der Fingerabdruck Carlos, wovon Sie sich durch diese Photographie, die ich im Erkennungsamt habe ausheben lassen, überzeugen können.“

Peter Vandrey sah mit dem Vergrößerungsglas auf den weißen, konkav gehöhlten Druckknopf, und dort zeichneten sich in der Tat deutlich und klar die feinen Linien ab, die die Fingerhaut bildet und die ein untrügliches Erkennungszeichen sind. Der Detektiv zweifelte nicht daran, daß der Abdruck vom Finger Carlos herrührte, und doch schien ihm auch hierbei etwas merkwürdig. Er fragte: „Hat Carlo bei seiner Verhaftung besonders schmutzige Hände gehabt, waren seine Finger fettig oder rußig?“

Der Polizeileutnant verneinte. „Carlos Hände waren nicht gerade gepflegt, aber sie waren auch nicht außergewöhnlich schmutzig. Warum fragen Sie danach?“

„Weil ich mich wundere, daß sich sein Fingerabdruck mit so vollkommener Deutlichkeit auf dem glatten Knopf abzeichnete. Ich möchte fast meinen, daß sich auf dem Knopf bereits irgendeine weiche, klebende Masse befand, die gewissermaßen die Unterlage zu diesem ganz besonders scharfen Abdruck bildete. Haben Sie hier in der Präfektur ein chemisches Laboratorium und ein gutes Mikroskop? Ich möchte untersuchen, welche chemischen Stoffe und Ab-

lagerungen sich auf dem weißen Knopf befinden.“

Polizeileutnant Vidale lächelte. Er fand, daß Peter Vandrey die Gründlichkeit übertrieb, doch er räumte ihm bereitwillig einen Platz im Laboratorium des Gerichtschemikers ein, wünschte ihm angenehme Arbeit und eine unterhaltsame Nacht und überließ hierauf den deutschen Detektiv seinem Schicksal.

Und Peter Vandrey verbrachte die Nacht über das Mikroskop gebeugt, Reagenzien prüfend und feinste Wägungen anstellend. Als der Morgen graute, wußte er mehr als sein italienischer Kollege. Seine Analyse hatte ergeben, daß sich der Fingerabdruck Carlos auf einer feinkörnigen, hellrosa gefärbten, leicht fettenden Masse aus Puder, Wachs und Rosenöl gebildet hatte. Nach langem Nachsinnen erkannte Peter Vandrey, daß diese Bestandteile die Spuren einer Nagelcreme waren, wie sie von eleganten Damen zum Färben und Polieren der Fingernägel benutzt werden. Er glaubte nun sicher zu sein, daß unmittelbar, bevor Carlo die Klingel an der Wohnungstür Doktor Cossos gedrückt, eine Dame, und zwar eine Frau mit ganz besonders gepflegten Händen, den Arzt besucht hatte. Sie mußte sehr lange Nägel an den Fingern haben, denn sie hatte die Klingel nicht mit der Fingerspitze, sondern mit der Rückseite des Nagels gedrückt, und dies konnte nur in der Absicht geschehen sein, den überlangen Nagel vor dem Abbrechen zu bewahren. Wer war diese Frau, von der Peter vorläufig nichts anderes wußte, als daß sie ihre Nägel mit einer feinen französischen Creme pflegte, warum meldete sie der Polizei nicht, daß sie unmittelbar vor dem Mord den Arzt aufgesucht hatte? Peter Vandrey war entschlossen, sie zu finden und sie zu fragen, was sie bei ihrem Besuch erlebt hatte.

Es war nur ein vielgesuchter, verruchter Raubmörder, der im Verdachte stand, einen neuen Mord zu seinen vielen anderen Morden verübt zu haben, und dennoch fühlte Peter Vandrey die Pflicht und den Drang in sich, auch ihn vor einer ungerechten Anklage und Verurteilung zu bewahren. Der Ehrgeiz hatte ihn gepackt, Carlos Unschuld zu beweisen — noch ahnte er nicht, daß der Augenblick kommen würde, in dem er sich verzweifelt darum bemühen würde, die Schuld des alten Räuberhauptmanns zu beweisen!

Zeitlich am Morgen war Peter Vandrey bereits wieder in der Wohnung Doktor Cossos und erbat sich von der alten Haus-



... und ich

„... ich habe ihn getötet
weiß nicht warum.“

Herzogin um 10 Uhr früh aufgesucht und den Besuch und die Art der Injektion in seinem Buche vermerkt. Nur am letzten Mittwoch, am Tag des Mordes, fehlte die Eintragung, und Peter Vandrey mußte annehmen, daß Doktor Cosso an diesem Vormittag seinen Besuch bei der Herzogin aus irgendwelchen Gründen unterlassen hatte. War es da nun ganz unwahrscheinlich, daß die Dame mit den wohlgepflegten Händen, die unmittelbar vor dem Mord bei dem Arzt geklingelt hatte, die Herzogin Pian-Pignatelli gewesen, sprachen für diesen Verdacht nicht auch die benutzte Injektionsspritze und das zerbrochene Fläschchen, die man neben dem Toten gefunden hatte? Die Logik seiner Schlüsse schien dem



„Warum . . . warum haben Sie ihn getötet, Herzogin?“

hälterin das Buch zur Einsicht, in dem Doktor Cosso die einzelnen Krankenvisiten einzutragen pflegte. Nach langem Studium notierte sich Peter Vandrey den Namen der Herzogin Juana Pian-Pignatelli.

Wie Peter aus dem Krankenbuch ersah, war die Herzogin seit mehr als einem halben Jahr die Patientin des berühmten Frauenarztes. Sie war blutarm und nervös, und Doktor Cosso behandelte sie mit Arseninjektionen, die er ihr in steigenden Dosen zweimal wöchentlich verabfolgte. Jeden Mittwoch und Sonnabend hatte er die

Detektiv so zwingend, daß er beschloß, noch am selben Tag, und zwar um dieselbe Stunde, in der tags zuvor der Mord geschehen war, die Herzogin aufzusuchen und sie zu fragen, wo sie vierundzwanzig Stunden früher gewilt habe. Er traute es sich zu, diese Frage mit solchem Nachdruck stellen zu können, daß sie beantwortet werden mußte.

Die Pignatellis gehörten zu den ältesten Geschlechtern Genuas, und Juana, die Witwe des letzten Herzogs, war nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der stolzesten Frauen Italiens. Seit dem Tode

Das Elixier der Liebe

ihres Gatten lebte sie in vollkommener Zurückgezogenheit in ihrem Palast in der Via Balbi und führte trotz ihrer zweiunddreißig Jahre, trotz ihrem ungeheuren Reichtum, trotz den Lockungen ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung das Leben einer Einsiedlerin. Es gab nur ganz wenige Menschen, die sich rühmen konnten, bei ihr Einlaß zu finden, und wem diese Auszeichnung zuteil wurde, der sprach von Juana mit dem Ausdruck höchster Ehrerbietung. Sie besaß die seltene Kunst zu gebieten, ohne zu verletzen und stolz und gütig zugleich zu sein.

All dies wußte Peter Vandrey, als er sich der Herzogin nachmittags um drei Uhr melden ließ, und doch ergriff ihn eine starke Befangenheit, als sie ihm in dem großen Saal langsam entgegenschritt. Ja, sie war schön, sie war so schön, daß Peter Vandrey plötzlich das Klopfen seines Herzens fühlte und daß ihm zumute wurde, als sei er ein Knabe, der irgendwo im Walde einer traumhaften Märchenprinzessin begegnet. Doch Peter Vandrey war Detektiv und war der Bräutigam einer schönen blonden Frau, die er liebte und die jenseits des Meeres auf ihn wartete. Er besann sich seiner Stellung und seiner Pflicht und verneigte sich stumm und korrekt, als die Herzogin vor ihn trat.

Eigentümlich ruhig war ihre Stimme, die fragte: „Sie sind von der Polizei, mein Herr. Ich ahnte, daß jemand von dort zu mir kommen würde. Warum sandte man Sie hierher?“

Es war nicht leicht, angesichts dieses Ernstes und dieser Fassung die Frage zu tun, die getan werden mußte. Doch Peter überwand die eigentümliche Bangigkeit, die ihn plötzlich überfallen hatte, und fragte: „Ich bin gekommen, Hoheit, um Sie zu fragen, wo Sie gestern um diese Stunde weilten?“

Die Herzogin sah den Detektiv mit einem vollen, starken Blick an und antwortete: „Ich war gestern um diese Stunde bei dem Arzt Fernando Cosso.“

„Und was taten Sie dort?“ Peters Stimme war heiser und leise.

Die Herzogin zog den schwarzen Schleier, der um ihre Schultern lag, näher an sich und sprach langsam: „Ich tötete den Arzt. Ich stach ihn mit einem langen, spitzen Messer mitten ins Herz.“

Langsam wich Peter zwei bis drei Schritte zurück. Dies war zu viel, dies konnte er nicht fassen. War es möglich, daß diese stolze, schöne Frau, die so ruhig, so unnahbar vor ihm stand, einen Mord verübt hatte, und daß sie sich so offen zu ihrer

furchtbaren Tat bekannte? „Warum . . . warum haben Sie ihn getötet, Herzogin?“ stammelte der Detektiv.

Und da, bei diesen Worten Peter Vandreys veränderte sich Juana Pignatelli. Bisher war sie ganz Fürstin gewesen, bisher hatte sie einer stolzen, kalten Statue geglichen, nun verwandelte sie sich in eine Frau, in eine dulddende, leidende, gequälte Frau, in deren Augen Tränen standen und deren Stimme nur stockend antworten konnte: „Ich weiß es nicht . . . ich habe ihn getötet . . . und ich weiß nicht warum.“

Peter Vandrey begriff nicht, was die Herzogin mit diesen Worten sagen wollte. Sie hatte einen Menschen getötet, sie mußte doch wissen, warum sie die Tat begangen hatte! Hatte Doktor Cosso sie beleidigt, hatte sie ihre Ehre verteidigt, hatte sie irgendeinen anderen Grund für das Verbrechen gehabt?

Juana konnte keine der Fragen Peters beantworten. Sie wußte nur, daß Doktor Cosso sie tags zuvor in einem kurzen Brief gebeten hatte, Mittwoch ausnahmsweise nicht seinen Besuch abzuwarten, sondern selbst nach Tisch in seine Ordination zu kommen. Sie war der Einladung des Arztes, der ihr Vertrauen besaß und der sie seit mehr als einem halben Jahr behandelte, gefolgt und war zur angegebenen Stunde in das völlig stille Haus in der Via Borgosacco gegangen. Doktor Cosso selbst hatte ihr die Tür geöffnet und sie in das Ordinationszimmer geleitet. Dort hatte die Injektionsspritze schon bereit gelegen, und nach einigen völlig belanglosen Worten hatte sie ihren entblößten Oberarm dem Arzt dargeboten, der ihr hierauf mit einem geschickten schnellen Griff die Injektionsnadel unter die Haut stach und die Spritze ausdrückte. Bis dahin war die Erinnerung und das Bewußtsein der Herzogin völlig lückenlos und folgerichtig.

Doch dann war das Furchtbare und ganz Unerklärliche geschehen. Im Augenblick, als der Arzt die Injektion beendet hatte, war ein grenzenloser, sinnloser, alles Maß übersteigender Haß in Juanas Herz aufgeflammt, und sie hatte, ohne zu denken, ohne zu wollen, so als führe ein Fremder ihre Hand, in den offenen Instrumentenschrank gegriffen und dem vor ihr Stehenden ein langes spitzes Messer blitzschnell in die Brust gestoßen. Sie hatte den Arzt vorher nicht gehaßt, er war ihr völlig gleichgültig gewesen, und doch hatte sie die Tat vollbracht, hatte sie die Tat vollbringen müssen. „Ich weiß nicht, warum ich ihn tötete . . . alles ist schwarz und

finster in mir . . .!“ flüsterte die Herzogin, und machte eine kleine, hilflose, rührende Handbewegung. „Warum tat ich es nur?“

Dies war seltsam. Hier war eine Frau, die eingestand, daß sie mit eigener Hand einen Menschen getötet hatte, die jedoch behauptete, daß der Wille zur Tat nicht ihrem eigenen Selbst entsprungen, die vorgab, daß das Verbrechen ihrer Seele fremd sei, die beschwor, nichts von ihrer Schuld zu wissen. Eigentümlich, unerklärlich wie die Tat, war dieser Vorwand, und dennoch glaubte ihr Peter Vandrey.

Er hatte durch seine logischen Schlüsse die Täterin entdeckt, er hatte sie zum Geständnis ihrer Tat geführt, und doch zögerte er jetzt, sein Werk zu vollenden und die Herzogin den Gerichten auszuliefern. Er fühlte mit einer inneren Gewißheit, die jeden Widerstand überwand, daß diese Frau nicht log, und daß er einen furchtbaren Irrtum begehen würde, wenn er das, was sie ihm bekannt hatte, nach den Regeln und Gesetzen der kalten, harten Gewöhnlichkeit werten würde. Noch durchschaute er das Gespinnst des Geheimnisses nicht vollkommen, doch er fühlte, daß der Mord an Doktor Cosso mit dem Geständnis der Mörderin nicht geklärt war. Er wußte, daß er jetzt erst damit beginnen mußte, den Ursachen der furchtbaren Tat nachzuspüren, daß er das Rätsel lösen mußte, warum die Herzogin den Arzt getötet hatte. Er glaubte ihr. Sie hatte wohl die äußere, reale Tat vollendet, doch welcher Wille hatte ihre Hand geleitet, als sie nach dem Messer griff und es in das Herz ihres Opfers stieß? Ehe er ging, verneigte er sich tief vor der Herzogin.

So kam es, daß Peter Vandrey den ersten und auch den zweiten Dampfer versäumte, der ihn über das Meer zu Alice Pernemore hätte bringen können. Da ihm die Täterin die Tat nicht erklären konnte, begann er, den Geheimnissen, dem Lebenslauf und den Gewohnheiten des Ermordeten nachzuspüren. Es gelang ihm bald, in Erfahrung zu bringen, daß Doktor Cosso eine Geliebte gehabt, ein Mädchen, namens Maria Brieni, und er fand sie nach einiger Zeit im Spital von Pammatone, wo sie vor einiger Zeit mit einem toten Knaben niedergekommen war. Maria war zart, leicht beweglich und brünett, hatte große Augen, die bald grau, bald grünlich schimmerten, kurz, sie mochte, als sie gesund war, eines jener nervösen und agilen Frauenzimmer gewesen sein, die in Genua so häufig sind.

Und dennoch war sie nicht ganz so wie

alle andern. Ein gewisses Zittern der Nasenflügel, ein eigentümlicher Zug um die Lippen, ein seltsames Bewegen der Hände ließ Peter Vandrey glauben, daß hinter ihrer schmalen Stirn mancherlei Geheimnisse schlummerten. Die Wärterin erzählte ihm, daß Maria am Tage, als Doktor Cosso ermordet wurde, ohne erkennbaren Grund einen so furchtbaren Schrei ausgestoßen habe, daß das ganze Spital in Aufruhr geraten sei.

Der Detektiv bemühte sich nun mit allen Künsten, das Vertrauen der Kranken zu gewinnen, aber sie blieb lange Zeit verschlossen und abweisend. Doch endlich, an einem Abend, als es in dem großen weißen Krankensaal völlig still war und die Dämmerung ihre ersten Fäden spann, erzählte ihm Maria, ohne daß er sie danach fragte, die Geschichte ihrer Liebe.

„Ich war“, sagte sie, „noch sehr jung, als ich ihn lieben lernte, kaum siebzehn Jahre. Meine Eltern waren schon lange tot. Unsere Liebe war nichts Plötzliches. Wir hatten uns schon lange gekannt, ja, ich war noch ein Kind, als er mich zum ersten Male bei einem Pfänderspiel küßte. Dann kam eine Periode, in der wir einander aus den Augen verloren und so taten, als kennten wir uns nicht, wenn wir einmal zufällig zusammentrafen. In der Zeit unserer großen Liebe lächelten wir oft in der Erinnerung an jenes Versteckenspiel. Ich bereute niemals, daß ich mich ihm hingegeben, da mir alles als eine unbedingte Notwendigkeit erschien, als etwas, das so kommen mußte, wie es geschah. Ja, als ich wußte, daß ich ihm ein Kind gebären würde, wurde ich nicht traurig oder furchtsam, sondern blieb gleichmäßig heiter und fröhlich. Dies war im Sommer. — Auch er tat so, als hätte sich in unserm Verhältnis nichts geändert, und ich glaube wohl, daß er mich damals mehr liebte als je zuvor. Sein Einkommen — er war Oberarzt hier im Spital — gestattete es ihm, mir jede Bequemlichkeit zukommen zu lassen, die mein Zustand erforderte. So hätte ich vollkommen glücklich sein können, wenn ich mich nicht über einen seiner Freunde beunruhigt hätte. Dieser Freund, er hieß Nicolo, war ein hagerer, schwarzhaariger Mensch, der seiner Stellung nach meinem Geliebten untergeordnet, dennoch viel mit ihm verkehrte und, wie mir schien, einen ungünstigen Einfluß auf ihn ausübte. Ich könnte kein Beispiel anführen, welches diese Ansicht bekräftigte, aber vom ersten Augenblick an war mir jener Nicolo unsympathisch, und ich bat Fernando, den

Das Elixier der Liebe

Verkehr mit ihm abzubrechen. Es war der einzige Wunsch, den er mir nicht erfüllte.

Im März brachte ich einen toten Knaben zur Welt. Fernando war sehr traurig, und ich verging fast vor Scham. Dann wurde ich schwer krank. Man brachte mich in einen kühlen, weißen Saal und deutete mir an, daß ein kleiner operativer Eingriff notwendig sein werde. Ich fragte damals nicht viel, sondern lag still zwischen meinen weißen Polstern und weinte oft in der Nacht. Daß ich sehr krank war, wußte ich. Ich schloß es aus dem scheuen Gang der Wärterin, aus den achtungsvollen und dennoch neugierigen Blicken der andern, nicht bettlägerigen Kranken. Ich dachte wenig, nur gegen Abend begann ich mit qualvoller Aufmerksamkeit die Zeiger der Wanduhr zu verfolgen, wenn ich mit schauerlicher Ungeduld die Schritte Fernandos erwartete, der mir die Morphiumeinspritzung machen sollte. Er kam auch unter tags oft zu mir, sah mich mit traurigen Augen und fröhlich sein sollendem Munde an, fragte mich, wie es mir gehe, ob ich etwas wünsche, tat all diese Fragen mit einem leisen Beben in der Stimme, das mir seine große Liebe verriet. Und ich weiß, daß ich damals nur deshalb am Leben blieb, weil ich die Gewißheit hatte, daß ich einem Menschen alles auf Erden war.

Ich wurde nicht operiert, weil ich durch die Geburt zu geschwächt war, man wollte mir erst Zeit geben, mich ein wenig zu erholen. Nach und nach kam ich wieder zu Kräften, die Schmerzen wurden weniger heftig, und so geschah es, daß ich anfangs, meine Umgebung zu beobachten. Ich machte mit meinen Nachbarinnen Bekanntschaft, lernte die einzelnen Pflegerinnen unterscheiden, die mir während der Zeit meiner schwersten Krankheit alle ganz gleich trübselig und farblos erschienen waren, und freute mich auf das Kommen Fernandos, der mich täglich viermal besuchte.

Am Morgen, wenn er zum erstenmal an mein Bett trat, war er immer etwas ungeduldig und aufgeregt, denn er stand noch vor seiner Frühinspektion und fürchtete, sich zu verspäten. Er kam, wünschte mir nur kurz guten Morgen und ging nach ein paar herzlichen Worten mit einem Abschiedskuß weg. Es war der einzige Kuß, den ich von ihm am Tag erhielt, vielleicht, weil zu dieser Zeit die meisten der andern Kranken noch schliefen, während er sich sonst durch ihr Köpfezusammenstecken und Tuscheln geniert fühlen mochte. Dennoch war selbstverständlich mein Verhält-

nis zu Fernando allgemein bekannt, was mir allerdings einen schlechten Ruf, aber auch großes Ansehen und aufmerksame Wartung verschaffte.

Das zweite Mal kam Fernando gegen elf Uhr. Dieser Besuch war mir der liebste. Er hatte seine Pflicht erfüllt und konnte sich eine halbe Stunde mir allein widmen. Er setzte sich an mein Bett, erzählte mir von seinen Kranken, wie es dem und jenem ginge, sprach von sich selbst, wen er getroffen, wen er besucht hatte, und immer hatte unser Gespräch dasselbe Ziel: unsere Liebe. Ich wurde traurig, wenn ihn sein Assistenzarzt Nicolo abberief. Er kam dann erst wieder nachmittags, wo er nur einige Minuten Zeit für mich hatte, meist in Gesellschaft jenes Nicolo, der mich durch zynische Witze erheitern wollte, mich aber nur ärgerlich machte.

Nach seinem Abendrundgang durch die Säle besuchte mich Fernando zum letztenmal. Er war dann immer etwas abgespannt und müde, so daß wir wenig miteinander sprachen. Und doch waren diese Minuten des stummen Nebeneinandersitzens für mich die reichsten des Tages. Wenn er dann weggegangen war und der Saal verdunkelt wurde, dachte ich immer lange Zeit an ihn und wußte, daß ich ganz die Seine sei.

So vergingen die ersten Tage, an denen ich bei klarem Bewußtsein war, in jener heiteren Zufriedenheit, die das Genesen mit sich bringt. Bald aber merkte ich, daß sich in dem Verhalten Fernandos gegen mich etwas änderte. Anfangs glaubte ich mich zu täuschen und klagte mich wegen meiner Undankbarkeit an, denn es waren nur winzige Anzeichen, die meine Furcht weckten. Mir schien es, daß er mehr spreche als gewöhnlich, daß er so spräche, als ob er etwas zu verbergen hätte; ich glaubte zu bemerken, daß eine heimliche Ungeduld ihn treibe, möglichst schnell von meinem Bett wegzukommen. Diese Beobachtungen, die ich in Momenten klarer Ueberlegung für Einbildung hielt, machten mich so unruhig, daß sich mein Befinden wieder verschlechterte. Dennoch schwieg ich und antwortete ausweichend auf alle Fragen nach dem Grund meiner Nervosität. Ich wollte mich selbst täuschen und nahm mich krampfhaft zusammen, um gegen meine wachsende Unruhe anzukämpfen. Eines Tages aber versäumte Fernando seine ersten zwei Besuche ganz, kam nachmittags nur in Begleitung Nicolos und entschuldigte sich zerstreut und ausweichend mit seiner Privatpraxis, die ihn in den letzten Tagen besonders stark beschäftigte.

Um seine Lippen lag ein eigentümlicher Zug, sein Händedruck war kühl und gleichgültig, er sah mich kaum an, während er mit mir sprach. Am Abend erwartete ich ihn vergeblich, er kam nicht.

Die ganze Nacht zermartete ich mein Hirn, um einen Grund für Fernandos verändertes Wesen zu finden. Hatte ich ihn beleidigt, liebte er mich nicht mehr?

Dieser Gedanke traf mich mit schneidender Qual. Mein ganzes Denken vereinigte sich in dieser Befürchtung, ein Widerhaken schien sich in mich zu senken, der mein innerstes Fühlen zerfleischte. Ich wollte es nicht glauben und biß aus Zorn in meine Polster, weil ich das aufsteigende Mißtrauen nicht niederringen konnte. Ich kam mir unnütz, gemein und ausgestoßen vor, haßte Fernando und liebte ihn dennoch unendlich. Dieser rasende Kreisel von Gedanken endete schließlich in einem wüsten, traumzerrissenen Schlaf, aus dem ich am Morgen krank erwachte.

Ich hatte heftiges Fieber. Die Wärterin rief den diensttuenden Arzt, der ernst wurde, als er mich untersuchte. Er sagte mir, man werde jetzt doch zu jenem, wie er sich ausdrückte, kleinen operativen Eingriffe schreiten müssen, den man mir schon ersparen zu können geglaubt hatte. Jedenfalls müsse man den Ausspruch des Oberarztes abwarten.

Fernando kam, untersuchte mich mit den gewohnten mechanischen Griffen, die er täglich bei vielen Dutzenden Kranken übte, und sagte dann mit förmlicher Stimme: „Ich kann dem Ausspruch des Herrn Kollegen nur beistimmen. Die Operation wird leider notwendig sein.“ Ich antwortete nichts. Einige Minuten später bekam ich einen Weinkrampf. Als ich mich etwas beruhigt hatte, sagte mir Fernando, ich könne ganz unbesorgt sein, die Sache sei gänzlich unbedenklich, er selbst wolle mich operieren, und seinen Händen könne ich mich ruhig anvertrauen.

Er mußte wohl merken, daß mich etwas anderes quälte, als die Furcht vor der Operation. Er winkte deshalb dem zweiten Arzt, sich zu entfernen, dann fragte er mich, was mich so unruhig mache, ob ich vielleicht eine schlechte Nachricht erhalten oder ob mir sonst etwas Unangenehmes widerfahren sei. Er könne sich diese plötzliche Wendung zum Bösen in meinem Befinden nicht erklären.

Ich schwieg lange und schaute starr zur Decke hinauf. Trotz und Scham rangen in mir und drückten mir die Kehle zu, nur

große Tränen liefen noch immer über meine Wangen. Er beschwor mich, ihm alles zu sagen, was ich in mir unterdrückte, ihm alles zu offenbaren, ihm, der mich liebte.

Liebel Dieses Wort berührte mein Innerstes und löste im Augenblick alle Angst, alle Furcht, die sich in mir aufgespeichert hatte, in Worte auf. Uebersprudelnd, unverständlich und abgerissen rangen sich die Sätze von meinen Lippen. Ich sagte ihm, daß mein ganzes Ich nur in der Liebe zu ihm wurzele, daß ich mich ihm grenzenlos hingeebe und alles geopfert hätte, um ganz die Seine zu sein, ich sagte ihm, daß meine Liebe mir mehr sei als die ganze Welt, daß ich nur durch sie und für sie lebe, daß ich mein Dasein wegwerfen würde, wenn ich fürchten müßte, verschmäht zu werden. Dann schilderte ich die Angst, die ich ausgestanden hatte, erzählte ihm, wie der Verdacht langsam in mir aufgestiegen sei, und bat ihn, wie nur ein Weib bitten kann, mich nicht zu quälen und mir offen zu sagen, ob er mich liebe.

Wenn er mich aber nicht mehr liebe, dann müßte ich wohl sterben.

Er hatte mich schon oft unterbrechen wollen, jetzt ließ ich ihn endlich zu Worte kommen. Er schalt mich kindisch und töricht, weil ich ihm nicht schon lange offenbart hatte, was mich so bedrücke. Er könne sich gar nicht erklären, wie ich auf den unglücklichen Gedanken seiner Untreue gekommen sei, und sprach all dies mit solcher Herzlichkeit, daß ich ihm glauben mußte. Er versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß er mich liebe, wie er mich stets geliebt, und niemals aufhören werde, mich zu lieben, bis in alle Ewigkeit.

Als ich diese Worte hörte, wurde ich sehr froh. Alles Trübe fiel bei dem warmen Klang seiner Worte von mir wie ein grauer Schleier, die Welt erglänzte mir wieder im heiteren Lichte eines Frühlingmorgens. Ich sprach: „Jetzt bin ich sicher, daß du mich liebst, ich danke dir!“

Da küßte er mich, und ich lachte, wie es kleine Kinder tun. Er sagte: „Jetzt müssen wir dich nur noch gesund machen — nur Mut!“

Mut, den hatte ich damals, denn ich war voll Glück und Freude. Ihm aber antwortete ich: „Nun ist alles gut!“

Ich lachte und scherzte auch noch, als man mich zur Operation trug. Fernando ging neben meinem Tragsessel durch den

Das Elixier der Liebe

langen Gang und sprach zu mir, als sollte mir gar nichts Besonderes bevorstehen. Man brachte mich in ein schönes, helles Zimmer, in dem ein glänzend weißüberzogenes Ruhelager stand. Ich fragte Fernando, ob dies der Operationssaal sei. Er antwortete lächelnd: „Dies ist nur das Einschlafzimmer. Wer denkt überhaupt an den Operationssaal? Der ist ganz irgendwo anders!“ Ich ahnte aber wohl, daß er gleich nebenan sei, daß man mich aber durch den Anblick der Instrumente nicht erschrecken wollte.

Jetzt waren auch die Wärterinnen weggegangen, die mich auf das weiße Lager gelegt hatten. Nur Fernando und sein Assistenzarzt Nicolo waren zurückgeblieben. Ich sah Fernando fragend an. „Weißt du,“ erklärte er, „ich und Nicolo wollen die Sache allein abmachen, auf die anderen Aerzte und Wärterinnen wäre ich ja nur eifersüchtig.“

Es war mir unangenehm, daß Nicolo bei der Operation anwesend sein sollte, allein ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn schon meinte Fernando scherzend, daß er zu seinem Bedauern die amüsante Konversation abbrechen und mich auf ein halbes Stündchen in süßen Schlummer versenken müsse. Ich streckte mich aus, markierte ein gewaltiges Gähnen und wartete lächelnd auf das, was kommen sollte.

Nun hielt mir Nicolo, nachdem ich die Augen geschlossen hatte, eine Art Maske vor das Gesicht, und bald fühlte ich den eigentümlich kühlen Sprühregen des Aethers auf meinem Mund. Es war mir, als striche ein kalter Luftzug über mich hin. Fernando faßte meine Hand am Gelenk und befahl mir, mit lauter Stimme zu zählen: Eins, zwei — drei —. Ich gehorchte und sprach die Zahlen nach. Da kam mir der Gedanke, wie es wohl wäre, wenn ich mich gegen das Einschlafen wehrte, und ich faßte den Entschluß, all meine Energie aufzuwenden, um nicht einzuschlafen. Ich zählte also, indem ich jedes Wort scharf betonte: „Sechs — sieben — acht —.“

Bald aber verstärkte sich das leichte Säuseln des Luftzuges, der über mein Gesicht glitt, zu einem Brausen, das als lautes Geräusch in meinen Ohren nachklang. Ich hatte das Gefühl, als läge ich auf dem Grunde eines Stromes, als flössen ungeheure Wassermengen über mich hin. Mein Mund aber zählte mit voller Stimme weiter. Mechanisch sprach ich eine Zahl nach der andern aus, ohne daß ich es wollte,

ja fast gegen meinen Willen, denn der Klang meiner Worte fand ein dröhnendes Echo in meinem Hirn. Dann war mir, als sänke ich immer tiefer in ein fließendes Wasser, laue Wärme durchrieselte mich in gleichmäßigen Stößen und machte mich müde, unendlich müde — undurchdringliche Nacht senkte sich auf mich.

So lag ich, ich weiß nicht wie lange. Plötzlich merkte ich, daß sich eine dumpfe Last von mir hob, mein Bewußtsein konzentrierte sich mit grausamer Schärfe auf einen Sinn. Ich begann zu hören. Ich lag noch immer bewegungs- und gefühllos, meine Augenlider waren mit unüberwindlicher Gewalt zugepreßt, aber ich vernahm Geräusche, die wie aus einer andern Welt, wie aus weiter Ferne an mein Ohr klangen. Anfangs hörte ich nur ein unbestimmtes Summen und Surren, bald aber unterschied ich einzelne Töne. Ich verstand, was Fernando mit Nicolo sprach.

Nicolo sagte: „Sie liebt dich sehr, nicht wahr?“

Fernando antwortete: „Ja, sie könnte ihr Leben für mich geben!“

„Ich weiß es,“ erwiderte Nicolo, „ich will dir einen Rat geben. Du liebst sie nicht mehr?“

„Nein.“

Bei dieser Antwort Fernandos wollte ich mich aufbäumen, wollte schreien, aber der eiserne Starrkrampf zwang mich nieder. Ich glaubte, daß ich sofort sterben müsse, aber ein widriges Geschick zwang mich, den Worten Nicolos in steinerner Unbeweglichkeit zu lauschen.

Er sagte: „Du liebst sie nicht. Du liebst eine andere?“

„Ja, ich liebe eine andere,“ entgegnete Fernando, „ich liebe eine andere, ohne Gegenliebe zu finden. Ich werde nie glücklich sein.“

„Es gibt ein Mittel, das dir helfen kann“, sagte Nicolo. „Sieh, dieses Mädchen, das hier vor uns liegt, liebt dich aus ganzer Seele, verehrt dich abgöttisch. Ihr ganzes Leben gehört dir, ihr Blut rollt nur für dich in ihren Adern.“

„Ja, doch was kann mir dies nützen?“

Mit leiser Stimme fuhr Nicolo fort: „Ich sagte dir, daß ihr Blut nur für dich in ihren Adern rollt. Wie wäre es, wenn du einen Tropfen jenes Blutes, das dich liebt, dem Weibe einimpfst, das dich verschmäht!“

Als ich diese Worte hörte, die gedämpft, wie durch eine dicke Mauer, zu mir drangen,

erschrak ich, erschrak, wie noch nie ein Mensch erschrocken ist. Mir war es, als zermalme ein übermächtiger Druck alle Knochen in meinem Leib, als drücke eine Riesenhand meine Kehle mit eiserner Faust zusammen. Mir, der in starre Ruhe Gebannt, schwanden die Sinne.

erwachte eine unersättliche Gier nach Rache an jenem Mann, der mit einer spitzen Nadel in mein Fleisch stechen wollte. Ich, die ihn soeben noch geliebt, haßte ihn in diesem Augenblick mit solch wahnwitziger Kraft, daß ich ihn mit meinen Händen erwürgt hätte, wenn mich nicht der



Ich hörte eine Zeit nichts als jenes dumpfe Rauschen, das ich schon bei meinem Einschlafen vernommen, dann war nichts um mich als lautlose Stille. Bald aber drang ein Satz Fernandos wie ein Speerstoß in mein Herz. Er sagte:

„Du hast recht, ich will es tun.“

Dann fühlte ich, daß er sich mir näherte.

Ich konnte meine Augen nicht öffnen, dennoch sah ich deutlich, wie er an mich herantrat, sah mich selbst nackt auf dem eisernen Tisch, sah, wie er nach meinem Oberarm griff. —

Da geschah etwas Ungeheures. Die Flamme eines wahnsinnigen Hasses verbrannte die Liebe, die ich für ihn empfand, entzündete mein Blut und füllte meinen Körper wie geschmolzenes Blei. In mir

„Die Flamme eines wahnsinnigen Hasses verbrannte die Liebe...“

be-
täubende
Starrkrampf
der Narkose
gelähmt hätte.
Ich konnte mich
nicht regen, konnte
nicht schreien, konnte
mich nicht wehren, doch das
verzehrende Feuer meines
Hasses drang von meinem Herzen
in mein Blut, erfüllte meine Adern
mit ohnmächtigem Zorn, machte jeden
Tropfen meines Blutes zum Träger meines
Hasses und meiner Rache.

Da sagte Fernando: „Es ist geschehen. Dieses Fläschchen enthält das unfehlbare Liebeselixier.“

Mir war es, als fälle ein Hammer mit gewaltiger Wucht auf meinen Kopf. Ich sank wieder zurück in die tiefe Kluft der Betäubung. Nur die Worte Nicolos: „Findest du nicht, daß sich der Ausdruck ihres Gesichtes merkwürdig geändert hat?“ hallten

Das Elixier der Liebe

mir in das schwarze, alpdrückende Schweigen nach.

Nach wüsten, qualvollen Träumen erwachte ich gegen Mittag, ganz in Verbände eingeschnürt. Es dauerte lange, bis ich meine Gedanken gesammelt hatte, bis ich wußte, was mit mir geschehen war. Der süßlich fade Geschmack in meinem Mund erinnerte mich endlich daran, daß ich operiert worden war. Ich fühlte mich sehr schwach, mein ganzer Körper schmerzte mich, denn ich war durch irgendwelche Fesseln gezwungen, ausgestreckt auf dem Rücken zu liegen. Dennoch empfand ich eine starke Sehnsucht nach Schlaf. Alles, was ich in der Narkose gehört, hatte ich vergessen, ich dachte nicht an Fernando, nicht an seinen Verrat. Er war aus meinem Gedächtnis wie ausgelöscht, ich wollte nur schlafen.

Da sagte eine Pflegerin, die neben meinem Bett stand: „Der Oberarzt kommt.“ Ich erschrak. Noch wußte ich nicht, warum, nur daß etwas Furchtbares geschehen sei, war mir gewiß. Doch als Fernando an mein Bett trat, wußte ich alles. Jedes Wort, das er zu Nicolo gesprochen, als ich auf dem Operationstisch lag, tönte wieder in meinen Ohren, wieder durchzitterte mich jene brennende Sehnsucht nach Rache, die ich empfunden hatte, als ich ihm hilflos preisgegeben war. Er sprach einige freundliche Worte zu mir. Ich blickte starr, ohne zu erwidern, zur Decke und mußte nur an eines denken: Er hat mein Blut gestohlen, er hat mein Blut gestohlen. — Er sprach einige Zeit auf mich ein, ich blieb unbeweglich mit zusammengebißenen Lippen. Da sagte er: „Nun, sie ist noch nicht ganz bei sich. Warten wir. Sonst ist ja alles gut.“ Dann ging er.

Ich blieb den ganzen Tag in derselben Lage liegen, rührte mich nicht, aß und trank nichts. Rache war mein einziger Gedanke. Ich wollte ihn erwürgen, wenn er wieder an mein Bett kam. Doch als er mich abends besuchte, war ich nicht anders als zu Mittag. Er sprach wieder zu mir, schien erstaunt über meine Starrheit, sagte dann zu Nicolo, der ihn begleitete: „Ein kleiner Nervenchock“, und ging.

Dann kam die Nacht. Der Saal wurde verdunkelt, ich lag auf dem Rücken und dachte an meinen Haß. Bald war dieser Gedanke in mir so mächtig, daß ich schreien wollte, brüllen, wie ein verwundetes Tier. Doch ich biß meine Lippen aufeinander und schwieg. Gegen Morgen schlief ich ein und blieb in traumlosem,

todesähnlichem Schlummer bis in den Nachmittag.

Als ich erwachte, schien die sinkende Sonne auf mein Bett. Im Saal war eine merkwürdige Bewegung. Wärter und Aerzte liefen hin und her. In mir war ein seltsames Glücksgefühl. Ich wußte nicht, was geschehen war, doch ahnte ich etwas Gewaltiges. Ich wartete und lauschte. Da klang der Name Fernandos an mein Ohr, den eine erregte Stimme geflüstert hatte. Und nochmals und nochmals hörte ich dasselbe Wort. Ich rief eine Pflegerin an mein Bett und fragte sie. Sie wollte nicht antworten. Ich drang in sie, doch sie weigerte sich zu sprechen. Ich beschwor sie, bot ihr Geld, dann drohte ich ihr. Da mochte sie in meinen Augen lesen, daß ich es wissen mußte, und sie sprach: Er ist heute nachmittag erstochen worden.

Ich stieß einen Schrei aus, einen Schrei, der den Saal füllte, der durch die Türen und Fenster drang und im ganzen Hause widerhallte wie ein wildes Jauchzen. Man glaubte, daß ich aus Schmerz geschrien, aber es war ein Freudenschrei über den Sieg meines Hasses, über die Erfüllung meiner Rache gewesen. Denn ich wußte, daß mein Blut es war, das den einst Geliebten getötet. Ich wußte, daß jenes Weib, mit dem er mich betrügen wollte, ihn erstochen hatte. Wohl erzählte man mir, daß ein Mann als Mörder Cossos verhaftet worden sei; ich wußte es besser. Ihn tötete die Frau, die er liebte und die ihn verschmähte. Durch sie hat mein Blut Rache genommen. Denn als ich durch die Betäubung Fernandos Worte hörte, als ich erkannte, wie sehr er mich betrog, war alle Liebe aus meinem Herzen geschwunden, ich haßte ihn, und auch mein Blut haßte ihn. Und jene Blutstropfen, die er aus meinen Adern gestohlen, um sie einer anderen einzuimpfen, um durch meine Liebe die Liebe einer anderen zu erringen, waren nicht Träger der Liebe, waren ein Elixier des Hasses geworden. Dieser Haß war so stark, daß die Tropfen meines Blutes die Sehnsucht nach Rache in das fremde Blut verpflanzten, so daß jenes fremde Weib das ausführte, wozu ich zu schwach war.“

Maria Brieni verstummte. Peter Vandrey stand auf, eilte mit schnellen Schritten einige Male durch den großen, stillen Krankensaal, kehrte dann in äußerster Erregung an das Bett des Mädchens zurück und wollte mit neuen Fragen in sie dringen. Doch sie war in die Kissen zurückgesunken, und ihr Atem ging tief und gleichmäßig. Sie schlief. Peter neigte

sich über ihr blasses Gesicht und durchforschte es mit scharfen Blicken. Was hatte ihm dieses feingliedrige, kranke Mädchen erzählt? War es die Fieberphantasie eines überreizten Gehirns, war es Lüge, kokette Erfindung — doch woher ahnte sie, daß nicht der verhaftete Räuber, sondern daß eine Frau die Mörderin Cossos war? Dennoch glaubte ihr Peter Vandrey nicht. Er war zu nüchtern. Er stand zu sehr auf dem festen Boden der Realität, als daß er die Geschichte des Liebeselixiers, das sich durch den Willen eines betrogenen Weibes in ein Elixier des Hasses verwandelte, als etwas Tatsächliches hätte hinnehmen können. Bestürzt und im Innersten erschüttert verließ er das Krankenhaus.

Er glaubte der Erzählung Marias nicht. Doch als der harte Gang der Ereignisse ihn zu einer Entscheidung trieb, da handelte er so, als glaube er ihr. Tags darauf traf er den Polizeileutnant Vidale auf der Straße, der ihm mitteilte, daß der verhaftete Räuber Carlo elf Mordtaten, die ihm zur Last gelegt wurden, eingestanden habe, sich aber hartnäckig weigere, sich auch des Mordes an Doktor Cosso schuldig zu bekennen. „Und es scheint in der Tat,“ sagte der Polizeileutnant, „daß wir in dieser Sache auf einer falschen Fährte waren. Die Untersuchung hat eine neue Wendung genommen, und wir verfolgen nunmehr eine Spur, die, wenn sie zum Ziel führt, eine der höchstgestellten Frauen unseres Landes des Mordes an Doktor Cosso überführen wird. Sie selbst, Herr Vandrey, waren ja bei unserer ersten Unterredung auch der Ansicht, daß Carlo an diesem Mord unschuldig ist. Vielleicht behalten Sie recht!“

„Ich möchte diesen Carlo sprechen“, antwortete Peter Vandrey mit heiserer Stimme.

Als der Polizeileutnant dem Detektiv andeutete, daß die Untersuchung eine neue Fährte aufgenommen habe, als Peter Vandrey erkennen mußte, daß sich der Verdacht nunmehr gegen die Herzogin Pian-Pignatelli richte, daß die Behörden im Begriff seien zu entdecken, was er selbst bereits seit Tagen wußte, da griff ein eisiger Schrecken nach seinem Herzen. Nun würde man die Herzogin verhören, nun würden die kalten Polizisten, die Staatsanwälte und Richter nach ihr greifen, und sie würde nicht erklären können, warum sie das Furchtbare getan. Und da sie selbst es nicht erklären konnte, würden die harten, unerbittlichen Männer aus ihren Paragraphen und leblosen Gesetzen eine Erklärung konstruieren, ein Gespinnst weben, in dem die stolze, schöne Frau sich fangen

würde, wie der Schmetterling im Netz der Spinne. Was konnte es nützen, wenn er den Richtern und Staatsanwälten die Erzählung Maria Brienis wiederholte? Wer würde dem Mädchen glauben, da er selbst zweifelte und das Unbegreifliche nicht fassen konnte?

Denn noch immer glaubte Peter Vandrey nicht an die Geschichte Marias. Er zweifelte und schwankte, und es blieb immer ein ungelöstes Vielleicht, über das seine Nüchternheit nicht hinweg konnte. Doch die Ereignisse drängten, und dieses Vielleicht bezwang sein Gewissen. Er handelte so, als gäbe es nichts Ungelöstes, nichts Rätselhaftes mehr für ihn, im Zweifel glaubte er an die Unschuld der Herzogin und rettete sie vor dem Gesetz, dem sie verfallen war.

Polizeileutnant Vidale gewährte ihm eine ungestörte Unterredung mit dem Räuberhauptmann Carlo. Auch Peter Vandrey gegenüber beharrte Carlo darauf, daß er versucht habe, mit einem Nachschlüssel in die Wohnung Fernando Cossos einzudringen, nachdem ihm auf sein Läuten niemand geöffnet habe. Als es ihm endlich gelungen war, das Schloß zu öffnen, und er gewiß zu sein glaubte, daß die Wohnung menschenleer sei, habe er im Ordinationszimmer die Leiche des Doktors mit dem Messer im Herzen erblickt, habe die Wertsachen des Toten an sich genommen und sei gerade noch vor der Rückkunft der Haushälterin entwischt. Carlo schwor, die Wahrheit zu sprechen, er schwor beim Leben seiner Geliebten und seines Kindes.

Dies war für Peter Vandrey der Weg, den rohen, unbarmherzigen Räuber zu gewinnen. Hier war die Stelle, wo Carlo Mensch war. Der Detektiv sprach lange und leise auf ihn ein und sicherte ihm zu, daß, was immer auch geschehen würde, für jene Frau und für jenes Kind, die in dem Dörfchen am Fuße des Apennins lebten, gesorgt werden würde. Wer geständig sei, elf Morde verübt zu haben, dessen Strafe könne auch wegen eines zwölften Mordes nicht mehr verschärft werden.

So kam es, daß sich Carlo tags darauf vor den Untersuchungsrichter führen ließ und bekannte, daß er den Arzt Fernando Cosso, bei dem er unter einem Vorwand eingedrungen sei, mittels eines Operationsmessers erstochen und dann beraubt habe. Sein Geständnis wurde zu Protokoll genommen und hatte zur Folge, daß die Untersuchung, die eine andere Richtung eingeschlagen hatte, eingestellt wurde. Der Mord

an Doktor Cosso wurde jedoch niemals vor dem Schwurgericht verhandelt. Der kühne Räuber Carlo unternahm bald darauf einen sehr verwegenen Ausbruchversuch aus dem Gefängnis, erwürgte einen Wächter, dann schlug er einen zweiten mit der Faust zum Krüppel. Doch gerade als er die acht Meter hohe Umfassungsmauer mit fast unglaublicher Geschicklichkeit erklettert hatte und im Begriffe war, sich auf der andern Seite ins Freie zu schwingen, ereilte ihn sein Schicksal. Ein Soldat der Wache erblickte den Flüchtenden und schoß ihn mit einem wohlgezielten Schuß durch den Kopf. Tot stürzte Carlo auf das Granitpflaster hinab.

Nun wußte es Vandrey, daß der Mord

an Doktor Cosso nie völlig enträtselt werden würde. Das große Vielleicht, das die Erzählung Maria Brienis geschaffen und das an die letzten Dinge rührte, würde nie gelöst werden.

Er begnügte sich auch damit. Sein Gewissen sagte ihm, daß er hier richtig gehandelt habe. Mit dem nächsten Dampfer wollte er über das Meer, um an der Seite Alice Pernemores zu vergessen, daß es Geheimnisse gibt, die auch die schärfste Logik nicht lüften kann. Der Dampfer, auf dem er sich einschiffte, trug den Namen „Otranto“. Auf ihm erlebte Peter Vandrey eines der fürchterlichsten Abenteuer seiner Detektivlaufbahn, es ist unter dem Namen „Mann über Bord“ bekannt.



In der Novembernummer dieser Zeitschrift erscheint
Mann über Bord
Peter Vandreys Abenteuer auf dem Dampfer „Otranto“.



Illustriert von Kurt Heiligenstaedt.

Der 23. September 19.. wird für alle Zeiten ein großer Tag in der Weltgeschichte bleiben, ein Triumphtag der Technik, deren Leistungen nicht mehr überboten werden können. Am 23. September, abends sechs Uhr, verließ die „Gigantea“, der neueste Riesendampfer der United States Lines, von deutschen Ingenieuren erbaut, New York mit dem Reiseziel Cherbourg, das er in vier Tagen 14 Stunden erreichen sollte. Als der Riesendampfer von 73 000 Tonnen die Anker lichtete und mit seinen sechs schwarzblau qualmenden Riesenschloten die Hafenanlagen verließ, jubelten ihm Hunderttausende nach und beneideten die Glücklichen, die als Gäste der Gesellschaft an der Ueberfahrt teilnehmen durften, um Zeugen eines unerhörten Rekords zu werden, den die „Gigantea“ aufstellen wollte. Die Brückenbogen zwischen der neuen und der alten Welt wurden immer kürzer.

Viertausend Passagiere, Regierungsvertreter aller Staaten der Welt, amerikanische und englische Multimillionäre mit ihren Damen, die ihre Kajüten für Fabelsummen erkaufte hatten, Großindustrielle und Vertreter der führenden Presse, Ingenieure, Offiziere, Abgeordnete befanden sich an Bord des Schiffes, das noch mit halber Kraft hinaussteuerte, um den Atlantik im jauchzenden Rhythmus seiner Riesemaschinen zu durchqueren.

Die „Gigantea“ war das fürstlichste Schiff der Welt und auf seiner ersten Fahrt das gastfreieste zugleich.

Um acht Uhr begann im großen Speisesaal, der achthundert Personen faßte, das große Festbankett, das ein einziges Mal die bedeutungsvollsten, reichsten und mächtigsten Männer und die schönsten Frauen der Welt vereinigte, während die übrigen gleichzeitig in den Nebensälen aufs beste bewirtet wurden. Es war eine schöne Ehrung der deutschamerikanischen Erbauer, daß die Bordkapelle nach der Nationalhymne und der Begrüßungsrede des Kapitäns zuerst den unsterblichen Walzer aus dem „Rosenkavalier“ intonierte.

Welche Geheimnisse das Schiff barg, sollte sich erst im Verlauf der Fahrt herausstellen. Es gab genug des Geheimnisvollen, das auf dieser Rekordfahrt zum allererstenmal erprobt werden sollte. Zum Bedeutsamsten gehörte die neue Telefunkenanlage, ein Werk des schwedischen Gelehrten Bergell, die sich auch mit den entferntesten Radiostationen in Verbindung setzen konnte. Und es war vorgesehen, daß die „Gigantea“ um elf Uhr drahtlos die Glückwünsche aller Stationen entgegennehmen und sofort beantworten sollte. Der komplizierte Mechanismus von Aufnahme- und Sendeapparaten ermöglichte es, gleichzeitig die verschiedenen Anrufe zu empfangen und zu beantworten. Professor Bergell machte die Fahrt gleichfalls mit und nahm an der Seite seiner jungen blonden Tochter, die allgemein Aufsehen erregte, am Kapitänstisch einen Ehrenplatz ein. Einem Berichterstatter des „New York Herald“ gegenüber hatte er geäußert, er hoffe, die Kraft seiner Apparate sei der-

Der Schrei vom Reykar

art stark, daß sie die eigenen Funksprüche, nachdem sie die Erde umkreist hätten, wieder aufnehmen könnten. Hatte dem ungläubigen Lächeln des Reporters bedacht-sames Schweigen entgegengesetzt.

Die „Gigantea“ blieb in ständiger draht-loser Verbindung mit dem Festlande. Und nach Stundenfrist wurden bereits die ersten Trinksprüche des Banketts durch Extra-blätter in allen Metropolen der Erde be-kannt.

Die „Gigantea“ machte weiter große Fahrt.

Es ließ sich bereits genau berechnen, daß das Riesenschiff, wenn es sein Tempo ein-bielt, was bei der Oelfeuerung wahrschein-lich war, sein Ziel noch um Stunden früher erreichen würde, als vorausgesehen worden war.

Den Festteilnehmern fiel es nicht auf, daß der Professor während des Mahles plötzlich zur Telefunkenstation aberufen wurde. Nur der Obersteward stellte die Zeit fest, ohne sich besondere Gedanken zu machen.

Ola Bergell, die mit den Arbeiten des Vaters aufs genaueste vertraut war und wußte, welche Erfolge er von dieser Fahrt erwartete, erriet, daß irgendeine Störung unerwartet eingetreten war. Und ihre Un-ruhe wuchs, als er nicht wieder zurückkam.

Was mochte geschehen sein?

Sie wagte es nicht, ihm zu folgen.

Reden und Trinksprüche. Musik.

Lautlos servierten die Stewards Gang nach Gang.

Der Kapitän hob die Tafel auf.

Im Wintergarten wurde Mokka und Likör gereicht. Und nach Viertelstundenfrist be-gann im geräumten Festsaal der Ball, den Ola Bergell mit ihrem Partner anführte.

Professor Bergell kam nicht zurück. Er hatte die allen Unberufenen versperrte Funkstation betreten, wo ihn der erste In-genieur erwartete.

Pünktlich um zehn Uhr, wie angeordnet, waren die Aufnahmeapparate bereit, die An-rufe aus Eilvese und Nauen wie vom Eiffel-turm, aus Carabanchel, Helsingfors, Carna- von, Pearl Harbour, Sidney, Cartagena, Marion, Tuckerton, Funabashi, aus Anna- polis, Massaua, Iquitos, Sarajewo, Fremantle und den vielen andern Stationen entgegen-zunehmen. Im Augenblick des Einschaltens begann der Empfänger fieberhaft zu arbei-ten. Aber Dr. Edwards und seine Helfer vermochten die Chiffres nicht zu enträtseln. Man wußte sich nicht anders Rat, als Pro-fessor Bergell selbst rufen zu lassen.

Pausenlos rollten die Schriftstreifen in den

Maschinen ab, aber die internationalen Codes ermöglichten keine Deutung.

Nach den Vereinbarungen hatten an diesem Tage und um diese Stunde alle Tele-funkenanrufe bis elf Uhr zu unterbleiben. Der ganze Erdball wollte durch das Schwei-gen die Erstfahrt des Schiffes ehren.

Wer konnte das Rätsel lösen?

Der Professor saß schweigend vor den ab-rollenden Zeichen und schüttelte den Kopf.

Machte sich irgendein Spottvogel einen Scherz?

Er wandte sich zu Dr. Edwards um.

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

Irgendwoher schien ein Verrückter seine Grüße der „Gigantea“ zuzufunken.

„Fällt es Ihnen nicht auf, lieber Doktor, daß die Empfänger die Morsezeichen auf-nehmen, als kämen sie vom Ende der Welt? Oder unsere Maschinen sind immer noch zu schwach.“

Tatsächlich prägten sich die Zeichen auf den Streifen nur undeutlich ein und über-sprangen zeitweilig größere Zwischenräume.

„Es kann sich nur um eine sehr entfernte Station handeln, die uns anruft, Herr Pro-fessor. Unsere Apparate scheinen tatsäch-lich nicht völlig zu genügen.“

„Ausgeschlossen.“

„Bitte.“

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

„Rufen Sie Samoa an!“

Nein. Apia hatte noch nicht gesendet.

„Rufen Sie Hawaii!“

Hawaii antwortete sofort durch Pearl Har-bour.

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

Und die Streifen rollten. Rollten.

Sekunden.

Minuten.

Eine Viertelstunde.

Bergells Gesicht hatte sich zu einer Gri-masse verzerrt.

„Lieber Doktor, Sie haben mir geholfen, diese Maschinen zu konstruieren, Sie kennen meine Ideen. Glauben Sie, daß wir uns irgendwie verrechnet haben?“

„Nein.“

„Glauben Sie, daß wir jede Station der Welt erreichen können?“

„Ja, Herr Professor.“

„Funken Sie sofort überall hin. Wir müssen wissen, wer mit uns spricht! Ver-stehen Sie? Wir müssen!“

„Sofort.“

Nach Minuten.

„Alle Stationen warten auf den ersten Anruf der ‚Gigantea‘. Alle Stationen schweigen.“

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

„Lieber Doktor, wenn alle Stationen der Erde schweigen und unser Werk gut ist, was kann geschehen sein?“

„Ich weiß nicht, Herr Professor.“

Bergell lächelte. Lächelte wie ein Kind.

„Wie klar! Wie einfach!“

„Ich verstehe nicht.“

„Wir werden von einer Station angerufen, die nicht auf der Erde ist.“

Und die Streifen rollten. Rollten.

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

„Wir werden von einem Stern angerufen, dessen Sprache wir nicht verstehen. Das ist doch verständlich. Können Sie daran zweifeln?“

„Herr Professor!“

„Gehn Sie! Gehn Sie jetzt! Etwas Unerhörtes ist geschehen, das auch ich nicht voraussehen konnte. Wir haben Verbindung mit dem Kosmos gewonnen.“

Krankhaft sprang ein Lachen auf.

Der Professor war allein.

Als Ola Bergell in der ersten Tanzpause endlich den Saal verlassen konnte, schützte sie Ermüdung vor und eilte von ihrer Kabine unbemerkt zur Station.

Dr. Edwards lehnte an der Reeling und schien sie erwartet zu haben.

„Wo ist mein Vater, Doktor?“

Der Ingenieur machte eine Geste.

„Allein?“

„Allein.“

„Was ist geschehen?“

„Ich weiß nicht. Etwas Unheimliches, gnädiges Fräulein. Es wäre besser . . .“

„Ich will zu ihm.“

„Nein.“

„Dr. Edwards?“

„Ich habe die Tür verschlossen.“

Ola Bergell verstand den Sinn seiner Worte nicht.

Des Professors Hände hielten die Streifen Papier, auf dem sich die sinnlosen Zeichen aneinanderreiheten, und seine Augen stachen in ein Geheimnis, des jedem Sterblichen bisher verborgen geblieben war.

Gab es Unmögliches für die Wissenschaft?

Nein.

Wie einmal die Erfindung des Mikroskops eine neue Welt des Kleinen erschlossen

hatte, weshalb sollte es dem Radioempfänger nicht gelingen, Verbindung mit andern Sternen herzustellen? Der Wissenschaft war schon Schwereres gelungen, als Geheimschriften zu enträtseln und Zeichen zu deuten. Gab es denn bisher einen Apparat, dessen Kraft ausgereicht hätte, Nachrichten von andern Gestirnen aufzunehmen?

Nein.

Und die Streifen rollten. Rollten.

Die Maschinen arbeiteten fieberhaft.

Zeichen nach Zeichen.

Sinnlos.

Und plötzlich standen die Maschinen still.

Unheimlich die Ruhe umher.

Professor Bergell sprang auf, riß das Papier hinter dem letzten Worte ab, spulte es auf. Taumelte wie ein Trunkener nach der Tür.

Verschlossen.

Er achtete nicht darauf. Setzte sich wieder.

Verbindung mit den Sternen. Unsagbares Geheimnis. Wer konnte diese Runen lesen? Wer?

Er tastete über die Zeichen, suchte Buchstaben, Worte, Sätze.

Im großen Festsaal feierte man die Rekordfahrt eines Riesenschiffes. Tanzte. Lachte. Die Bordkapelle spielte die neuesten Tänze. An Deck des Dampfers promenierten fröhliche Menschen, plauderten und sahen über sich einen tiefblauen Himmel mit unzählbaren Gestirnen, hinter denen sich die weißen Schleier der Milchstraße breiteten. Und keiner wußte, wie nahe unendliche Welten ihm plötzlich gekommen waren.

Nur ein ganz Großer, ein Erleuchteter pochte an die Pforten des Ewigen und ahnte unaussprechliches Geheimnis.

Und seine Lippen buchstabierten, buchstabierten. Seine zitternden Hände schrieben Zeichen und trennten sie. Sein Hirn setzte sie in menschliche Laute um.

Da war ein Wort, das immer wieder kam, Zeichen, die sich häuften: E und R. Ein Mensch hatte um sich die Welt vergessen, tastete nach Geheimnis. Als um elf Uhr die Maschinen wieder arbeiteten und alle Stationen der Welt ihre Grüße dem Ozeanriesen entboten, um Dank zu empfangen, duldete es ein müder Mann, daß sein treuester Gehilfe ihn in seine Kabine führte, und er nicht beachtete, daß er die Spule mit den geheimnisvollen Zeichen nicht aus den Händen gab.

Dr. Edwards entschuldigte ihn am nächsten Morgen vor den Reportern. Er sei krank geworden.

Der Schrei vom Reykar

Er selbst hielt ihn für wahn-sinnig.

Nach vier Tagen, sechs Stunden erreichte das Schiff den Hafen von Cherbourg. Eine unübersehbare Menge hatte sich eingefunden, es zu begrüßen. Von allen Häusern der Hafenanlagen wehten die Flaggen, neben der britischen die deutsche, neben der italienischen die russische und das Sternbanner. Eines Sinnes und eines Jubels, feierte die Welt den Sieg der Technik. Und die britischen Kriegsschiffe, über die Toppen geflaggt, feuerten während der Vorbeifahrt den Ehrensalm.

Mit blinkenden Lichtern von Bord und aus den Bullaugen, unter Klängen der Musik glitt die „Gigantea“ hafenein. Hunderte von Barkassen und Motorbooten flitzten ihm entgegen, belagerten sie.

Und die mächtigen Anker rauschten zum erstenmal in die schäumenden Tiefen.

Niemand fragte nach dem Professor und keiner beachtete es, als ihn Dr. Edwards im Auto nach seinem Hotel begleitete.

Ola Bergell suchte den Kapitän.

„Glauben Sie auch, Mr. Smith, daß mein Vater krank geworden ist?“

„Ich bin kein Arzt, gnädiges Fräulein. Aber ich habe keinen Grund, an der Auffassung seines Ingenieurs zu zweifeln. Es scheint, daß die Ueberbürdung mit Arbeit seine Nerven geschädigt hat . . . Es kann sein . . .“

„Wohin haben Sie ihn gebracht?“

„Sie müssen sich beruhigen, gnädiges Fräulein. Er war ruhig und wird den Schock sicher rasch überstehen.“

„Aber sagen Sie mir doch nur das eine, aus welchem Grunde halten Sie ihn denn für wahn-sinnig?“

„Habe ich das gesagt?“

„Muß ich es nicht erraten?“

„Eine vorübergehende Verwirrtheit . . . Er glaubt, in Verbindung mit einem Stern zu stehen . . .“

„Ist das so ausgeschlossen?“

„Glauben Sie das?“

„Warum nicht?“

Dr. Edwards benachrichtigte im Hotel einen berühmten Psychiater und überführte den Professor in eine Heilanstalt. Er konnte nicht glauben, daß Bergell einen Teil der Chiffres enträtselt hatte.

„Lieber Doktor, wir wollen uns Zeit lassen. Ich weiß noch nicht, wo der Stern untergegangen ist, von dem wir durch einen Zufall Nachricht empfangen. Es ist möglich, daß er zu den Myriaden in der Milchstraße gehört, die wir niemals erreichen werden. Es ist möglich, daß er uns nahe war, wie

Mars oder Saturn. Noch weiß ich nichts von ihm, nur seinen Namen. Irgendwo ist vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden eine Welt wie die unsre untergegangen, von der wir bis heute nichts wußten. Und ein Mensch in seiner Verzweiflung hat seinen letzten Gruß und seine Leidensgeschichte in den Kosmos hinausgefunkt. Hier ist ein neues Ziel und ein neuer Weg. Ich muß ihn finden.“

„Sie müssen sich beruhigen, Herr Professor. Ihre Nerven sind überangestrengt. Sie haben sich zuviel zugemutet.“

„Was wissen Sie!“

„Sie brauchen Ruhe!“

„Wohin wollen Sie mich bringen?“

„Dorthin, wo Sie sich erholen können.“

Der Professor lächelte.

„Sie halten mich für krank. Ich weiß. Aber Geduld. Eins weiß ich bereits, und ich irre mich nicht.“

„Was?“

„Den Namen des Sterns.“

„Den Namen?“

„Der Stern heißt Reykar. Irgendwo ist er wie ein Komet untergegangen, verschwunden. Und der Schrei des letzten Menschen vom Reykar wird bleiben. Uns ist es vergönnt, sein Schicksal mitzuerleben.“

Dr. Edwards verbeugte sich leicht.

Er begleitete den Professor, erzählte dem Arzte die seltsame Geschichte. Die Welt-presse feierte in überschwenglichen Artikeln die erste Fahrt der „Gigantea“, die alle Rekorde gebrochen hatte, das blaue Band der Meere zu gewinnen.

Ueber die kurze Notiz, daß der Erfinder ihres neuen Radio während der Ueberfahrt erkrankt war, las man hinweg. Was bedeutete ein einzelner gegenüber der Riesenleistung der modernen Technik.

Von England wurde der Professor später auf Veranlassung der schwedischen Regierung in sein Vaterland gebracht, wo er in einem Landhause, unauffällig bewacht und betreut, sich nur noch damit beschäftigte, den „Schrei von Reykar“ zu deuten.

Seitdem war über den seltsamen Mann nicht mehr viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Bergell selbst wußte, daß ihn die Aerzte für krank hielten, und er hätte nur seinen vermuteten Irrtum einzugestehen brauchen, um wieder frei zu sein. Einsamkeit und Stille, die er in seinem Hause mit der Tochter teilte, waren ihm aber willkommen, bis er eines Tages am Ziel seiner Arbeiten die Welt mit dem Ergebnis seiner Studien überraschen konnte.

Weshalb sollte das scheinbar Unmögliche nicht möglich sein, daß ein wunderbar vollendeter Apparat, dessen Aufnahmefähigkeit die der menschlichen Sinnesorgane um das Millionenfache übertraf, Nachricht von einem untergehenden Sterne entgegennahm. Die Stockholmer Akademie holte diskret das Gutachten der namhaftesten Professoren ein. Einigung konnte jedoch nicht erzielt werden.

Die Gegner der Bergellschen Hypothese führten an, daß es nach menschlichen Begriffen ausgeschlossen sei, in funken-telegraphischen Gedankenaustausch mit anderen Gestirnen zu treten. War die Venus von der Erde, als nächster Stern, schon vierzig Millionen Kilometer entfernt, der vorletzte der Planeten unseres Sonnensystems, der Uranus, schon zweitausendsiebenhundert Millionen, die Entfernung bis zum Neptun überhaupt unausdenkbar, so war der allernächste Stern außerhalb unseres Systems, dessen Entfernung sich astronomisch noch berechnen ließ, neuntausend Mal weiter entfernt als der Neptun von der Erde.

Welche unerhörte Arbeit, unbekümmert um den Streit der Meinungen und in stiller Selbstsicherheit der Professor leistete, das verraten am besten die Stöße von Manuskripten und Berechnungen, die uns schließlich mit dem vollendeten Werke überkommen sind.

Und Bergell hätte wohl das Geheimnis des Reykar niemals aufgedeckt, wenn er nicht mit der Hellsichtigkeit des Genies den allerkühnsten Vermutungen nachgegangen wäre. Er sagte sich, es sei keineswegs irgendwie begründet, daß die Menschen des Reykar eine Sprache der unseren ähnlich gesprochen hätten. Auch ihre Schriftzeichen konnten von den unseren derart verschieden sein, daß kurze Sigel ganze Worte bedeuteten. Und nachdem es ihm in jahrelanger Arbeit gelungen war, sich ein Fundament zu bilden, konnte er als erster und einziger die Geschichte des irgendwo im Kosmos untergegangenen Sternes lesen.

Bergell mußte erkennen, daß er selbst auf dem Telefunkenstreifen nur einen winzigen Bruchteil der ganzen abenteuerlichen Geschichte besaß, nur den Schluß, während die Phantasie den Anfang erdichten mußte. Zweifellos war der authentische Bericht für alle Zeiten verloren, wenn er nicht auf einem anderen Sterne empfangen und dort aufbewahrt in Jahrhunderten von dort der Erde übermittelt werden konnte.

Da lächelte auch der Professor über die Kühnheit seines Wunsches.

Tag und Nacht, sich nur den nötigsten Schlaf gönnend, jede Mahlzeit als unliebsame Störung der Arbeit betrachtend, saß Bergell vor seinem Manuskript und den Sternkarten. Wo sollte er den Reykar suchen? Alle Namen von Gestirnen hatten ja nur Gültigkeit für diese Erde und waren über unsere Grenzen hinaus unbekannt.

Die ehemalige Lage des Reykar zu bestimmen, blieb unmöglich. Es ließ sich aber im weitesten Ausmaß des Irrtums berechnen, daß der Stern vor etwa 40 000 Millionen Jahren aus seiner Bahn geraten und vernichtet worden war.

Vor 40 000 Millionen Jahren hatte es schon Erden gegeben, deren Kultur die unserige weit übertroffen hatte.

Vor 40 000 Millionen Jahren!

Und wir auf unserer Erde, mit ihrem Gürtel von 40 000 Kilometer, nahmen noch ein Ereignis wichtig wie die Rekordfahrt der „Gigantea“!

Wir armseligen, kleinen Menschen!

Wir werden für wahnsinnig gehalten, daß wir an Unmöglichkeiten glauben wollen.

Das nächste Jahrtausend wird uns belächeln.

40 000 Millionen Jahre!

Bergell schrie, jubelte es hinaus, daß seine Tochter verstört und erregt ins Zimmer kam, um den Alten zu beruhigen.

Er wollte ihr die berechnete Entfernung begreifbar machen. Sie verstand ihn nicht.

„Soll ich dir die Geschichte des Reykar erzählen, Kind?“

„Ja, Vater!“

Ola Bergell hatte Weisung von den Aerzten, auf alle seine Launen einzugehen, um ihn nicht unnötig zu reizen.

Der Professor starrte mit glänzenden Augen vor sich hin.

„Kannst du dir vorstellen, daß du eines Morgens in Stockholm aufwachst und findest die ganze Welt verändert, fühlst dich gleichsam in die Eissteppen des Nordpols versetzt?“

„Wenn es Winter wird . . .“

„Dies ist schlimmer. Denke dir, daß uns ein jäher Winter in der Nacht überfällt, wie wir ihn nie erlebten, daß alle Dinge unter Eis und Frost versinken, daß alles Schwache zerbricht und stirbt . . . Oder denke dir das Gegenteil, daß wir durch übermäßige Glut der Sonne wie in die Sahara versetzt sind, daß unter den Flammenpeitschen der Sonne alles Leben verascht. Denke dir ein langsames oder schnelles Dahinsterben durch Kälte oder Glut, Kind. Der Gefriertod wird ja für die Menschen unseres Erdballs, wenn ihm kein anderes Ende bestimmt ist, Schicksal sein.“

Der Schrei vom Reykar

Und ich weiß nicht, welcher Tod der furchtbarere ist. Dies aber ist das Schicksal jenes fast mythenhaften Sterns gewesen, der den Namen Reykar trug.“

„Und wie war es möglich?“

„Wie war es möglich? Kann nicht durch irgendwelche äußeren Naturgewalten ein Stern aus seiner Bahn geraten? Drehte sich unsere Erde nicht um ihre Achse, hätten wir nicht Tag und Nacht und keinen Wechsel. Denke dir, daß unsere Sonne nur einen bestimmten und immer gleichen Streifen der Erde beschiene, so würden die Lebensbedingungen für die dort wohnenden Menschen plötzlich ganz andere werden, wie für die außerhalb der Lichtzone. Denke dir, daß durch eine Drehung die Polarregionen alles Licht erhielten, was würde geschehen? Auf den unbeschienebenen Teilen der Erde würde alles Blühen und Grünen aufhören und diese Landstriche dem Tode im Dunkel verfallen sein. An den Polen aber würde das Ureis zu schmelzen beginnen, junges Leben würde erwachen, um in Kürze dem Lichttode entgegenzuwarten. Die Menschen unserer kleinen Welt würden verhungern, erfrieren oder verbrennen.“

Wenn wir diese Gedanken begriffen haben, so werden wir den ersten Teil der Tragödie des Reykar verstehen können. Dieser Stern, irgendwo unendlich fern in den Lichtketten der Milchstraße, muß einer solchen Lageveränderung seiner Massen verfallen gewesen sein. Es muß das eingetreten sein, was ich eben mit Licht- oder Gefriertod bezeichnete. Möglich, daß vor Jahrmillionen zwischen diesem und anderen Gestirnen Telefunkenverbindung bestanden, daß der letzte lebende Mensch des Reykar seine Menschenbrüder auf Nachbarsternen vergeblich um Hilfe angerufen hat. Wie unendlich groß ist jedenfalls der Gedanke, daß zur Zeit der phantastischen Geschehnisse unsere Erde überhaupt noch nicht existiert hat, und daß wir erst jetzt davon erfahren, was fern urlängst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Ueber die plötzliche Lageveränderung dieses Sterns gibt uns der drahtlose Bericht keine Auskunft mehr. Wir haben ihn verpaßt. Die elektrischen Wellen sind bereits über unsere Erde hinweggeströmt. Und nur den geringsten Teil des Schreies, den ein verzweifelter Ingenieur in den Kosmos sandte, haben meine Apparate noch gehört. Der Ingenieur oder Beamte wohnte auf einer Hochstation im Gebirge, die wahrscheinlich interastrale Verbindungen aufrechtzuerhalten hatte. Vielleicht war er auch ein Reporter einer Riesenzeitung, die

sich Kriegsberichte oder Börsenmeldungen von Nachbargestirnen drahten ließ. Er hieß Juva oder Juba.

Wie ein Körper im labilen Gleichgewicht plötzlich umfallen oder umschlagen kann, muß diese Sternkatastrophe eingetreten sein, wobei der Reykar gleichzeitig, seine ewige Bahn verlassend, wie ein Komet seiner Zentralsonne entgientrieb.

Der Berg, auf dem sich die Telefunkenstation befand, muß so hoch gewesen sein, daß der Umschwung der Temperatur nicht sobald fühlbar wurde. Und die ersten authentischen Berichte des Umsturzes gelangten erst nach Tagen und durch Menschenmund hinauf.

Jetzt will ich dir die Worte des letzten Menschen vom Reykar selbst vorlesen. Sie sagen in ihrer Kürze mehr als alle Beschreibungen, die meine Phantasie hinzudichten könnte.“

„Du glaubst wirklich, Vater, eine fremde Schrift und Sprache entziffert zu haben?“

„Aber ja, Kind!“

„Wie kann das möglich sein?“

„Haben die Gelehrten nicht auch Hieroglyphen zu lesen gelernt? Und das war sicher schwerer.“

„Wenn du dich aber irrst!“

„Wie kann man sich irren, wenn eine Geschichte so logisch und klar berichtet wird wie die des Menschen Juva vom Reykar? Ich bin ein viel zu abstrakter Mensch, um mich so tief in die Gefilde der Romantik und Phantastik verlieren zu können.“

„Und wenn ein Narr dich und uns alle zum besten halten wollte?“

„Nein, Kind! So schreit nur die wirkliche Not. Das läßt sich von keinem Dichter erfinden.“

„Wenn du doch recht hättest, Vater!“

„Ich werde recht behalten. Jetzt wird es Zeit.“

Bergell blätterte in Jubas Bericht.

Und dann las er seine Uebersetzung wie ein Dokument.

— — — — —
— — — „sind zu uns gekommen — — —
furchtbarer Umschwung — — — aber unsre
Nahrungsmittel reichten auch nur für
Wochen — — — beschloß ich, herabzu-
fahren, da ich den Meldungen nicht glauben
wollte. Xeri blieb allein mit den Dienern
zurück — — — Xeri oder wie dieser Name
sonst heißt, denn seinen ersten Buchstaben
kennt unser Alphabet nicht, muß die Frau
oder Gehilfin Jubas gewesen sein, die mit
ihm im Stationsgebäude zusammen wohnte
und die er sehr geliebt hat. Der Eintritt
der Katastrophe muß ihnen wie den Be-

amten der Radiostation lange unbekannt geblieben sein, sonst wäre der weitere Bericht Jubas nicht verständlich.

Wochenlang hatten die Menschen im

Menschen in diesen Gegenden noch das Wunder ewigen Tages erlebt, fiel Kälte und Dunkel über die andern und vernichtete sie. Noch ahnte keiner, daß der Reykar mit unheimlicher Geschwindigkeit seiner



„Soll ich dir die Geschichte des Reykar erzählen, Kind?“

Dunkel gelebt, plötzlich der Sonne beraubt,
die ihre Ernten nicht mehr reifen ließ — —
— — Kälte, Finsternis und Hunger — — —
Alle Verbindungen unterbrochen — — —
Wassolai — — — Burka — — — Wurde
das Schreckliche endlich begriffen — — —
Der Reykar hatte eine Drehung gemacht
und verharrte jetzt in einer Lage, die der
Sonne nur bestimmte scharf begrenzte Ge-
biete zu bestrahlen gestattete. Während die

Zentralsonne entgegenfiel, an der er zer-
schellen mußte. Seine Schwerkraft war auf-
gehoben.

Selbst wer die letzten furchtbaren Kriege
miterlebt hat (Bergell lächelte und bemerkte,
daß das Kriegführen also auch auf andern
Sternen beliebt gewesen sei), kann sich
nicht die geringsten Vorstellungen von dem
Schauerlichen machen, das sich in den fol-
genden Wochen ereignete. Es gab keine

Der Schrei vom Reykar

Familien, Sippen, Völker und Staaten mehr. Es flammte nur noch ein verzweifelter Kampf der im Dunkel Lebenden mit den Glücklicheren in den Lichtzonen. Nur die Not und sinnlose Verzweiflung kann die Menschen dahin treiben, sich in so bestialischer Weise gegenseitig zu zerfleischen. Die Lichtmenschen wollten keinen Meter ihres Besitzes preisgeben, die Schattenmenschen aber wollten sich das Sonnenland erkämpfen, um zu leben. Narren alle, die nicht wußten, daß sie dem einen Tod entflohen, um den anderen zu finden.

Während im Lichtland (so nennt es Juba) die Ernten reiften und mitten wie in einer Riesenfestung die Belagerten weiter ihren Angelegenheiten nachgingen, wurden sie stündlich von den Abseitigen bestürmt. Unzählbar waren die Leichen, die sich im Grenzlande zwischen Nacht und Licht unbestattet häuften. Drei Viertel des Reykar war dem Eistode verfallen, während die Lichtzone immer größerer Hitze ausgesetzt war, da sie sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit den Flammenmeeren der Sonne näherte. Die Verschmachtenden gaben schließlich die Festung preis und suchten das Dunkel, um, vom Frost geschreckt, wieder in die Gluten zurückzutasten, und die Erfrierenden flüchteten vor dem, was sie gewinnen wollten. Wahnsinn hatte sie alle gepackt.

Mit einem „Vogel“ aufsteigend (gemeint ist wohl ein Flugzeug) kehrt Juba in seine Berghöhen zurück, die bisher von der Sternkatastrophe noch verschont geblieben waren, da sie in ihrem Herausragen noch Lichtstrahlen empfangen, deren Hitze durch die Kälte des Hochlandes gemäßigt wurde.

Zu spät.

— — — Ich finde, in einem Tal landend, alle Hänge und Schluchten vereist, alle Bäume zerspellt und unter Schneemassen verschüttet. Wege und Pfade sind verschwunden, kein Tier huscht über den Weg, keine Menschenstimme wird laut. In grenzenloser Einsamkeit steige ich zur Station auf und fühle, wie der Frost durch den Schutz der Kleidung dringt und mich mit tausend spitzen Nadeln martert — — —

Ich suche Xeri.

Ich rufe.

Keine Antwort.

Ich schreie nach den Dienern.

Schweigen ringsum.

Wie ein unförmiger Koloß, von Eisdecken überzogen, ragt vor mir die Station auf. Winter hat sie vergraben. Aber das Dunkel ist licht.

Noch hoffe ich.

Hier ist vielleicht der letzte Fleck Erde, wo noch Menschen existieren können.

Dort drunten muß alles tot sein — — — Die einen verbrannt — — — die andern erfroren und verhungert — — — ermordet, niedergemetzelt — — — erstickt — — —

Xeri antwortet mir nicht — — — Ich finde sie und die Wärter — — — tot — — — alle tot. Xeri in einem Stuhl zusammengebrochen und erstarrt, die Diener und Wärter in einer Kammerecke, dicht beieinander, als hätten sie die letzten Fünkchen Wärme halten wollen, um dem grinsenden Tode zu entgleiten.

— — — Daß keiner von ihnen auf den Gedanken gekommen ist, ein Feuer zu machen! Der Frost muß sie wohl zu plötzlich ereilt haben.

— — — Weshalb aber kann ich ihm standhalten? Hat mich der Abstieg vor ihrem Schicksal bewahrt?

Ich schlage mit einer Hacke die zusammengefrorenen Holzscheite und zünde ein Feuer an — — — Ah! Wärme — — — Aus allen Winkeln grinst der Tod — — — Ich heize — heize — heize — Unersättlich ist der Ofen — — — Meine Kräfte werden versagen, wenn nicht irgendwoher Hilfe kommt — — —

— — — Wer wird mich hören — — — ? Irgendwo — — — Die Station — — — Ich stürze an den Apparat — — — Gebe das Rufzeichen — gebe — das Rufzeichen — — — und warte — warte — Oh! Antwort — — — Es antwortet jemand — Wer? — Wer? — Ich bin nicht der einzige Mensch, der lebt — — — Es gibt noch einen Bruder, der mich braucht wie ich ihn — — — Vielleicht ist das Schlimmste überstanden, und der Reykar kommt wieder ins Gleichgewicht — — — stürzt nicht länger mehr ins Ungewisse — — — Und wenn! — — Ich lebe — Ich lebe — — Und ein anderer mit mir — — — Meine Hände werden steif vor Kälte, und die Finger verkralen sich am Taster — Wer? — Vorbei — — — Die Antwort kam nicht vom Reykar, sondern von einem andern der vielen Nachbarsterne — — — Ich bin der letzte Mensch, der noch atmet — — — Und bald ist's vorbei — — —

— — — Ich habe die Station für kurze Zeit verlassen, um nach dem Feuer zu sehen. Der Ofen ist kalt — — — Xeri starrt mich mit ihren lieben Augen an. Es ist, als ob sie noch unmerklich atmete und lächelte. Ich trage sie in unser Zimmer und decke sie zu. Die Fensterscheiben sind längst ge-

sprungen und schimmern von Millionen Frostblumen überstreut. — — — Verzeih mir, Xeri, wenn ich nicht bei dir sterbe, wenn der Wille zum Leben mich wieder auf meinen Posten ruft — — — Ich suche einen Menschen, der noch atmet — — — Die Toten helfen nicht mehr — — — Keine Antwort mehr — — — Keine Antwort mehr — — — Ich fühle nur noch ein letztes Sinken, Stürzen, Niederpfeilen ins Unendliche — — ins — Un — — — Hilfe — — —“

Professor Bergell ließ das Manuskript aus den Händen gleiten und sah seine Tochter an.

„Das war der letzte Schrei des Ueberlebenden vom Reykar. Glaubst du jetzt, daß er gelebt hat?“

„Ja, Vater.“

Stille im Raum.

Als das Mädchen nach Minuten aufblickte, sah sie die Züge des Vaters grausig verzerrt, und seine Augen flackerten.

Seine Stimme überschlug sich in der Höhe.

„Gelebt! Gelebt? Wer sagt das! Er kann nicht gelebt haben, denn dann wäre mit ihm dieser Stern wirklich untergegangen vor 40 000 Millionen Jahren. Und das wäre wider alle Vernunft — — — Wider allen Sinn — — — Ein Satan muß das erfunden haben — — —, der uns Glauben und Hoffnung nehmen will — — — Nach den ewigen Gesetzen — — — Nach den Gesetzen Gottes — — — Nein — Nein — Wirf die Papiere ins Feuer — Fort — Fort — Verbrenn' sie — — —“

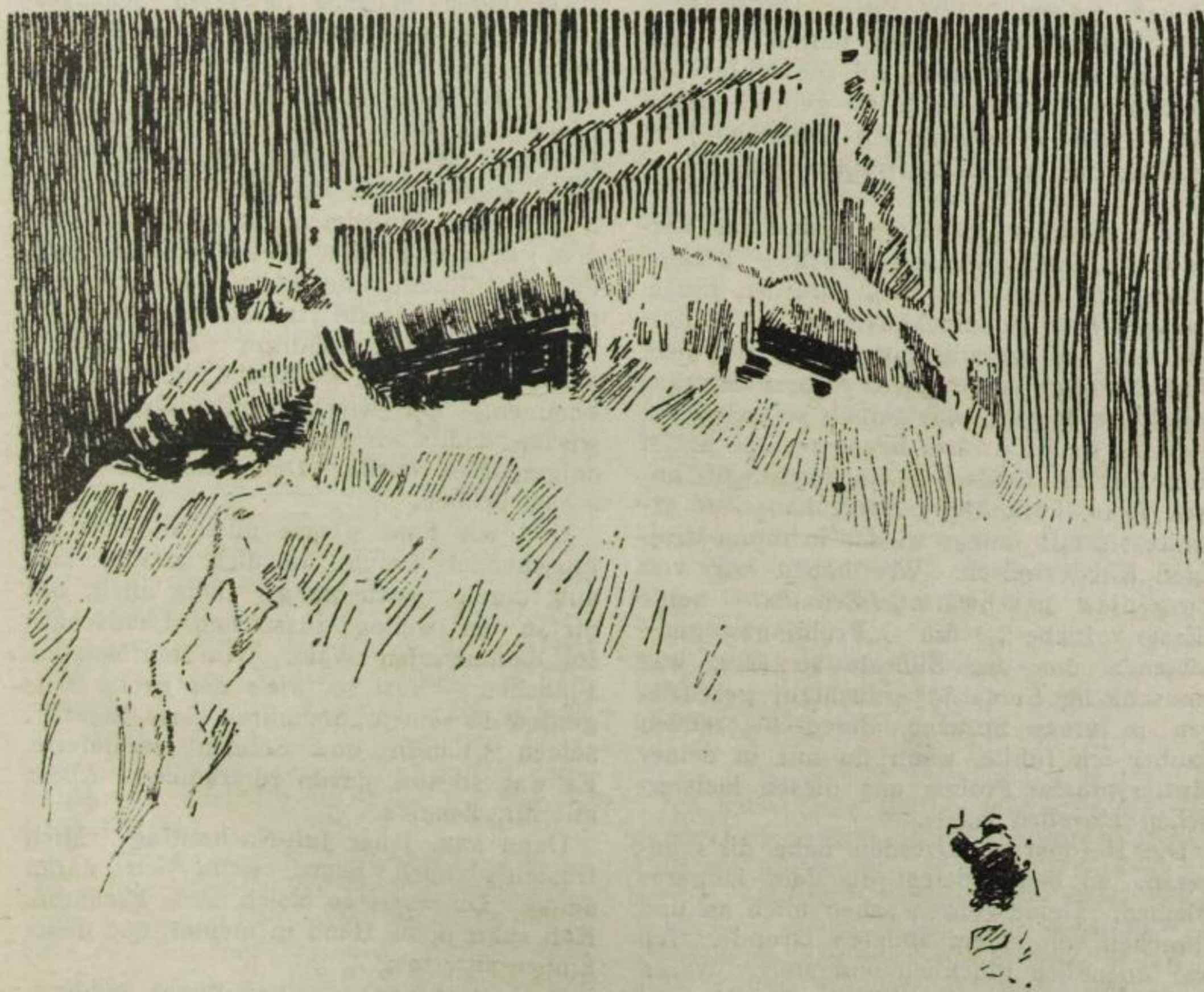
Er lachte.

Kicherte — — —

Trat auf die Blätter.

Und der Wahnsinn umschattete seine weißen Schläfen.

Der alte Mann weinte, hilflos wie ein Kind. Allein. Er hatte sich in ewigen Geheimnissen verloren, weil er eines der ungezählten Rätsel gelöst hatte.



Zenaïda

Von Hans Schoenfeld



War es nicht unser schönster Sommer, Zenaïda Petrowna, dieser Dresdner Sommer 1914? Stand nicht die Welt in eitel Glanz und Fülle? Dufteten die Rosen im Elbtal je berausender?

Du selber flattertest wie eine holde Blüte in mein Leben.

Du kamst vom Süden herauf — ach, wie entsinne ich mich all dieser belanglosen Einzelheiten noch so genau! Nach der warmen Riviera tat dir die herbe Vorfrühlingsluft auf dem „Weißen Hirsch“ so gut.

Erst sprachst du nur von kurzem Verweilen. Dann wurden Wochen daraus. Schließlich zogst du nach Dresden hinab. Das herrliche Schmuckkästchen des Hotels Bellevue war gerade gut genug für dich. Und Natalja Timofejewna, deine überaus geduldige Mutter, war's auch so zufrieden, wiewohl sie heimwärts begehrte. Ihr hättet euer Gut im Orel'schen Gouvernement, unfern Iwan Turgenjew's Herrenhause, so erzählte sie mir immer wieder in ihrem drolligen Kauderwelsch. Wie haben wir von Turgenjew geschwärmt, Zenaïda! Seine „Erste Liebe“, die „Frühlingswogen“ schienen uns das Süßeste zu sein, was menschliche Sinne je erdachten; geschrieben in einer Sprache, deren betörenden Zauber ich fühlte, wenn du mir in deiner Muttersprache Proben aus diesen meisterlichen Novellen lasest.

Die Hofoper zu Dresden habe dir's angetan, so begründetest du dein längeres Bleiben. Deine Augen sahen mich an und sprachen von einem anderen Grunde. Ich war unendlich glücklich und stolz. Waren wir beide nicht recht verliebt, Zenaïda?

Ach diese Juni-Nachmittage im schattigen, stillen Garten des Bellevue-Hotels!

Jenseits des Flusses schwebten wie eine unablässig zitternde Wolke schneeweiße Tauben um die giftgrünen Dächer des Japanischen Palais. Boten der Liebe, denen deine geheimnisvollen Augen lächelnd folgten.

Du lagst im leise bewegten Schaukelstuhl und wipptest mit den zierlichsten Füßen, die ich je sah. Deine weiße, be-ringte Hand ruhte lässig auf der Stuhllehne und rührte sich nicht, als ich, von Leidenschaft überwältigt, den einen einzigen Kuß darüber hauchte.

Und wir schmiedeten Pläne. Du heischtest, wenn du erst wieder daheim seist und von Langeweile geplagt werdest, daß nicht das pikanteste französische Buch, die köstlichsten Petersburger Zuckerfrüchte darüber weghelfen wollten, dann müsse ich kommen. Du würdest mir Urlaub erwirken, damit ich nicht als deutscher Spion aufgegriffen würde. Denn die Luft wehe scharf drüben.

Und ich Fant wiegte mich in dem berausenden Traum, um dich zu sein: tagaus, tagein, wochenlang. Ganz allein mit dir in der weiten russischen Landschaft. Im dämmernden Wald. Am murmelnden Fließchen — just so, wie's der große Turgenjew in seinen „Memoiren eines Jägers“, seinen „Vätern und Söhnen“ schilderte. Es war so süß, davon zu träumen. Allein mit dir, Zenaïda.

Dann kam jener Juli-Nachmittag. Mich fröstelt's noch heute, wenn ich daran denke. Du warst so bleich, süße Freundin. Kalt ruhte deine Hand in meiner, und deine Lippen zitterten.

Du hattest Nachricht von deinen Brüdern; von dem einen bei den Preobraschenskis in Petersburg und dem andern, dem Ritt-

meister bei den Warschauer Ulanen. Unmißverständliche Botschaft!

Ach ja, der Krieg, der ersehnte und nun verwünschte Krieg, schattete über unser junges, verschwiegenes Glück hin und machte uns ahnend erschauern bis ins Mark.

Es waren meine traurigsten Stunden. Dir zuckten Hände und Antlitz von unerträglicher Nervenspannung. Du miedest meinen bekümmerten Blick. Nebenan packte die Mutter schon die Koffer. Man hörte ihr abgerissenes Selbstgespräch, das dir den letzten Rest von Selbstbeherrschung zu nehmen drohte.

Ich wollte dir so viel sagen; aber mir war die Zunge schwer, und die Gedanken tanzten.

Du sprachst nicht mehr vom Wiedersehen und daß ich kommen müsse, um dir auf Litwinowo Gesellschaft zu leisten.

Als du dich aus dem Zuge beugtest, der dich über Oderberg ins Russische entführen sollte, liebest du mir die heiße, unruhvolle Hand für Augenblickes Dauer. Nur deine nixengrünen Augen senkten sich ernst und lange in die meinigen.

„Vergiß mich nicht, Ferdinand Germanowitsch!“ sagtest du mit deiner tiefen, klingenden Stimme.

Da ging es hin, mein liebliches Bild. — Nur der Händedruck der kleinen, heißen Hand — das Zittern der tiefen Stimme blieben mir.

. . . Und immer, wenn der Frühling kam: In Flandern 1915, dann vor Verdun im Höllensabbat, in der Pikardie nachher und am schlimmen Damenweg Anno 1917 mußte ich schmerzhaft an dich denken, Zenaïda. Meine Seele ging wandern und suchte dich. Wo könnte sie haltmachen, wenn du sie zu dir einliebest? Sie kehrte traurig zu mir zurück, denn sie fand dich nirgends. So stark war draußen in dem öden, schrecklichen Mannesleben der Kampffront meine Sehnsucht nach dir, die mir alle Schönheit und Süßigkeit, alles Licht des lachenden Lebens verkörperte, daß ich um deinetwillen versuchte, vom Westen hinweg an die russische Front zu kommen. Es gelang mir nicht. Wenn die liebesseligen Lenzanwandlungen sich verflüchtigt hatten, dann lächelte ich über den sentimental Narren. Es tat weh.

Der Krieg ging aus. Ich kehrte heim. Die Soldatenherrlichkeit fand ein ruhmloses Ende. Mein Leben ward zwecklos. Ich habe viel Zeit zum Träumen. Es sind ihrer so viele jetzt in Deutschland, die die Hände in den Schoß legen und nutzlos hinträumen, rückwärts den Kopf gewandt nach den

Lichtpunkten ihres hellen, daseinsfrohen Lebens von damals.

*

Da hat sich das Wundersame begeben, das doch als so natürlich erscheint, wenn man an unzerreißbare geistige Fäden zwischen Menschen glaubt, die sich niemals nahestanden und sich nicht vergessen können

Du suchst mich, Zenaïda. Endlich! Deine Seele wandert und bangt hin zu mir, der ihr alle Pforten seines Herzens öffnet. Du mußt das fühlen, Zenaïda. Macht dich das nicht ruhiger, geliebtes Kind?

Ach, ich weiß, warum dies unablässige, angstvolle Begehren zu mir will. Du bist in Not, in großer Not, arme Taube. Was mögen sie aus deinem Litwinowo gemacht haben, die neuen Herren! Was mögen sie dir, der Feinen, angetan haben, daß du nicht Rat und Hilfe weißt als die, deine flehenden Gedanken hinschicken zu dem fernen Freunde, der dich nie vergessen hat und bang über deinem Schicksal grübelt!

Aber was kann ich tun, Zenaïda? Soll ich Kommunist werden und nach Sowjetika auswandern? Und würde ich's für dich und käm' ich wirklich hinein, wie dränge ich bis hin zu dir, die längst von der zerstörten Heimatflur gewichen sein mag.

Und schläge ich mich wirklich bis hin zu dir — irgendwo in dem schrecklichen, endlosen Land —, was wäre dir geholfen mit dem Lumpenkönig, dem verhungerten deutschen Bettler?

Wird eines Tages dein Flehen und Drängen sich legen? Kommt mir's bisweilen nicht schon so vor, als ließe die angstvolle Kraft deines Bittens nach? Oder narren mich Hypochonder schon die eigenen Gedanken?

Ich mache mich fertig, Zenaïda, zu denen, die mir nahestanden und für immer verstummt sind, auch dich noch draufzugeben. In Gedanken werde ich dann um dein Bild, das niemals gemalt ward, aber mit leuchtenden Farben vor meinem inneren Auge steht, einen Immortellenkranz um den imaginären, edelsteinbesetzten Rahmen aus purem Golde winden: Einer Toten!

II.

Ich hatte diese Blätter schon zu den anderen Dokumenten der Erinnerung getan. Daß sie überhaupt geschrieben wurden — war's ein unbewußtes Verlangen, im Schreiben der Gefühle Ueberschwang zu erleichtern oder war's die unklare Empfindung, späterhin einmal, wenn all diese lebendigen Dinge der Gegenwart verblichen und unbeschwert waren, mit dem Wehmuts-

lächeln und Kopfschütteln des gealterten, anspruchslos gewordenen Mannes in seltener Stunde diese Blätter wieder zur Hand zu nehmen? Der Kulturmensch schleppt sich ja mit derlei Ballast durchs Leben. Sind's Narreteien, dann eben solche, die man nicht missen möchte.

Und so will ich auch diese Narretei, da sie schon begonnen und schwarz auf weiß niedergeschrieben ist, konsequent zu Ende führen, damit das Ganze Sinn und Abschluß habe, wie all Ding. 's ist eine Variante mehr zum Thema: Colombine und Pierrot; zum unerschöpflichen Problem „Weib“.

Ging da also unlängst an der Elbterrasse entlang. Beileibe nicht, um an der blanken Front des Bellevuehotels die Augen seufzend und gefühlvoll hinwandern zu lassen und an sie zu denken. Es war um die Stunde, wo die Leute, die's noch oder jetzt erst können, zum Opernhaus eilen, huschen oder sich bringen lassen.

Auch aus dem „Bellevue“ glitt es die paar Meter zum Theater: elegante Fremde. Damen in großer Toilette, Herren in Frack und Claque. Eine Frauengestalt fiel mir gleich auf und ließ mich auf dem Fleck stehen bleiben. Meine Aufregung war nicht gering; mein Spott und Aerger nicht minder. Was narreten mir da die törichten Sinne vor! Zenaïda? Hier und in dieser Aufmachung? Als große Dame?

Ich sah die zierliche, aufrechte Gestalt nur eben von der Seite und dann rücklings; eilte, was ich nur konnte, hinterdrein, vermochte der Gesuchten aber nicht mehr ins Gesicht zu schauen. Sie verschwand schon im Vestibül, und ich hatte das Nachsehen und blieb in einer verzweifelten Stimmung draußen.

Endlich raffte ich mich zu einem Entschluß auf, begab mich zum Hotel hin und fragte nach Fräulein Welinska. Man kannte eine Dame dieses Namens nicht; aber Russen waren da; Mitglieder von einer der Sowjet-Einkaufskommissionen, die Abschlüsse für Rußland tätigen sollten.

Diese Auskunft raubte mir den letzten Rest von Ruhe, und ich verwünschte mich und meine törichte Gefühlsduselei zu allen Teufeln. Aber eine böse Ahnung ward ich nicht mehr los. Und mein Instinkt behielt recht.

Zenaïda entbot mich mit einem ihrer reizenden Briefchen in ihrem holprigsten Deutsch zu sich ins „Bellevue“. Sie mußte mich also gesehen und erkannt haben — auch in dem Räuberzivil des auf Pension gesetzten Hauptmanns.

Ich ging. Grimmig entschlossen, von Spott und Gott weiß welchen Gefühlen ge-

jagt. Redete mir ein: Nur um zu hören, wie sie dies fertiggebracht habe, sie, die vornehme Zenaïda Welinska, die es wagte, mir dies zu bieten. Zeigen wollte ich ihr, daß sie in mir sich doch getäuscht haben sollte. Zum Tändeln war sich auch ein armseliger deutscher Offizier a. D. zu gut.

Im „Bellevue“ sah ich Zenaïda wieder. Als wenn nicht acht schwere Jahre dazwischen lägen, fand ich sie im Schaukelstuhl, neben sich die Schale mit kandierten Früchten. Sie selber jung, liebenswürdig und elegant wie nur je; erfreut wie ein Kind, das einen Spielkameraden oder guten Onkel wiedersieht. Lächelnd, katzenhaft und unergründlich mit den tiefen, grünen Nixenaugen.

Ich verschmähte es, die Komödie mitzuspielen, und muß ihr wohl wie ein hölzerner, trotziger Schulbube vorgekommen sein. Denn sie lächelte und nahm gar keine Notiz von meiner Steifheit und verbissenen Wortkargheit. Daraufhin verzichtete ich doch auf eine Szene und das Rundherausfragen, wozu ich erst entschlossen war.

Unser Beisammensein war kurz. Als ich mich gemessen verbeugte, hielt sie meine Hand fest, zeigte die spitzen, weißen Zähnen und schmeichelte: „Nicht so, Ferdinand Germanowitsch. Das war nicht Sinn unseres Wiedersehens und unseres weiteren Zusammenhaltens. Denn Sie glauben doch nicht etwa, ich ließe Sie so leichten Kaufes davon, wo ich Sie endlich wieder habe? Was wollen Sie? Ich habe viel Zeit, bin meist allein und langweile mich. Denn Anastasij ist dauernd unterwegs in seinen Staatsgeschäften. Wir brauchen euch Deutsche doch mehr als je.“

Und ernster, im Hinblick auf mein eisiges Gesicht: „Meine Brüder sind gefallen. Mutter starb im Vorjahre — Gott sei Dank in der Gewißheit, mich gesichert zu sehen. Kurz und gut: Da bin ich wieder in Europa und betrachte es als mein besonderes Verdienst, Anastasij Petrowitsch hierher nach Dresden lanciert zu haben. Nun wagen Sie, den Gekränkten oder gar den Richter zu spielen. Können, dürfen Sie das, Ferdinand Germanowitsch?“

Sie trat ganz dicht an mich heran. Ich spürte ihren Atem, das leichte Rauschen ihrer Gewänder — und verneigte mich schweigend, kalt.

Natürlich ging ich nicht wieder ins „Bellevue“. In einem Brief tat ich das Nötige ab. Und mit diesem Bericht schließe ich meine Erinnerungsblätter ab. Sie zu vernichten, verbietet mir die Selbstehrlichkeit. Feige ist ein deutscher Offizier nicht.

Der Dampfer im Exil

Eine phantastische Novelle

von
Richard Rieß



Illustriert von Kurt Opitz

Schon hatte der Abend die violetten Schatten seiner Fittiche über das Land von Lugano gesenkt. Der Widerschein des Monte Bré fiel als Riesenkegel weit über das Wasser, dem anderen Ufer zu. Starr lagen die vier Dampfschiffe des Sees, weiß leuchtend wie Schwäne, paarweis verankert in der edel geschwungenen Bucht.

Heut fuhr kein Dampfer mehr. Nur Kähne kreuzten in Ufernähe: Luganer Gäste, die mit den Rudern werkten. Sie wagten sich nicht weit ab vom Kai.

Und doch: einer der schmalen Mietkähne wurde zielbewußt vom Ufer fortgetrieben. Geradezu auf Gaudria zielte der Kurs. Dort sprang der Ruderer ans Ufer, machte seinen Kahn fest und stieg, in den Händen zwei lederne Reisetaschen, den steinigen Weg empor, der zu den ganz in Felsen gebetteten Häusern des kleinen Seedorfes führte. Unterwegs traf er einen Alten, der behaglich sein Pfeifchen schmauchte. Gern gab der die gewünschte Auskunft: Villa Maria . . . fünf Minuten hinter dem Dorfe, am Uferwege, der nach Lugano zurückführt . . . Dann nahm der Mann die italienische Soldatenmütze vom Kopfe und machte ein demütiges Trinkgeldgesicht.

Auf der Terrasse des gelben Hauses, dessen breite Front wehrhaft gegen den See stand, erkannte Gotthold v. Lindenhain den Freund. Er hielt inne, verschnaufte ein wenig und ließ mit dem wiedergewonnenen Atem den altbekannten Pfiff hören: „Alt—Hei—del—berg—du—fei—ne . . .“ Sofort sprang der Mann droben von seinem Korbessel auf und spähte zum See hinab. Nirgends ein Boot . . . doch da . . . Er hatte Gotthold schon erkannt und winkte nun lebhaft.

„Endlich, Gotthold,“ sagte der ehrlich Erfreute und schob dem Gaste die Wisky-

flasche hin, den abendlichen Sauerbrunnen-trunk zu veredeln, „endlich erfüllt Gotthold Lindenhain das Versprechen von vier Jahren. Vier Jahre lang lebst du nun schon in diesem schönen, gesegneten Lande, keine halbe Tagereise weit von Haus Maria und . . .“

„Vier Jahre, Christoph, aber zwei davon als kriegsgefangener Patient, der sein Sanatorium nicht verlassen durfte. Und nun, allerdings, zwei Jahre als sozusagen ‚freier‘ Mann in Zürich. Ich hätt’ schon längst kommen sollen, ich weiß. Es wär’ mir vielleicht wohler gewesen, wenn ich mal mit dir hätte plaudern dürfen, mein Alter, und doch, ich gesteh’s, auch heut wär’ ich noch nicht da, wenn ich nicht — erschrick nicht, ich hab’ nichts verbrochen; und doch: wenn ich nicht — auf der Flucht wär’ . . .“

„Auf der Flucht?“ fragte der Herr des Hauses. „Vor wem fliehst du? Wer verfolgt dich?“

„Vor mir flieh ich . . . vor meinem Dämon, der mich treibt . . . Nicht nur vor mir . . .“ Und mit matterer Stimme: „Vor ihr nur — dem Mädchen — der geheimnisvollen Macht, dem Verhängnis . . .“ — Darauf Christoph, nach einer Pause:

„Ich glaub’, du hast mir eine Geschichte zu erzählen, Gotthold. Wenn ich dir helfen soll . . .“

„Ja, ich will dir die Geschichte erzählen. Aber — wo soll ich beginnen? Mit der überfeinerten Sensitivität eines Geschlechtes, von dem das Dichterwort gilt:

Tausend Generationen —
und eine — zuviel!?

Es ist grausam. Zumal wenn man sich selbst kennt, wenn man erkannt hat: daß wir, in jahrhundertelanger Inzucht — wie soll ich sagen? — ‚hochgezogenen‘ Menschen mit unseren feiner vibrierenden Ner-

Der Vampyr im Exil

ven die Schwingungen des Alls sicherer wahrnehmen als gesündere, robustere Leute. Daß wir dazu verurteilt sind — ja, es ist ein schweres Los, eine Verurteilung! — irgendwie in die Fäden verwickelt zu werden, die die Welt des Dunkels mit den Erscheinungen dieser Wirklichkeit verbinden. Ja, Christoph, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die jenseits aller Deutungen sind.

Lach' mich nicht aus, wenn ich dich bitte, fünfzehn Jahre zurückzudenken — an jenen vergnügten Heidelberger Studentennachmittag, an dem wir in dem Häuschen, jenseits des Neckars, die alte Sibylle konsultierten, die „Hellseherin“, zu der wir nicht gläubig gingen, sondern als neugierige Spaßvögel. Du verharrtest der alten Frau gegenüber in deinem Skeptizismus. Sie winkte auch ab, als du sie scherzend nach der „Zukunft“ fragtest. Erinnerst du dich noch?“

Christoph Hobbhahn nickte.

„Mir aber, der ich einen merkwürdigen Kontakt mit der Frau zu spüren begann, mir sagte sie, eine schmale, schlanke Frau mit großen, schwarzen Augen werde meinem Leben Beseligungen und Erschütterungen geben.“

„Das hast du ja erfahren, Gotthold: Eva!“

„Gewiß. Eva, der Engel-Teufel! Du weißt vielleicht nicht, daß sie tot ist?“

„Tot? Sie kann doch heut nicht älter als dreiundzwanzig sein!“

„Zweiundzwanzig wär' sie jetzt. Sie ist im vorigen Herbst, wie man mir schrieb, bei einer ihrer rasenden Autofahrten verunglückt. Der Wagen, den sie gesteuert, ist in einen Abgrund gestürzt. Man fand Evas wundervollen Körper entstellt — verkohlt. — Genau ein Jahr nach unserer Scheidung hat man sie begraben. — Aber das Schicksal ist mit dem einen Opfer nicht zufrieden. Es rast weiter.“ — Christoph versuchte zu scherzen:

„Wieder eine schmale, schlanke Frau mit großen, schwarzen Augen? Solche Weibsen sind halt dein Typ, armer Junge. Daher wirst du ihnen nie entgehen. Sooft es eben der Zufall will!“

„Zufall? Ach, Christoph, ich hab' gelernt, an die unheimlichen Verknüpfungen scheinbar unzusammenhängender, ja geradezu wesenloser Dinge zu glauben. Da, lies mal!“ Er holte einen Büttenbogen aus der Briefftasche und wies auf eine Zeile:

„... ich hatte ein merkwürdiges Gefühl, als mir Elena Vidrasku vorgestellt wurde. Mir war's, als kennte ich sie. Ich sann nach. Aber das Mädchen war ja erst gestern aus Bukarest angekommen und war,

mit der einzigen Ausnahme eines kurzen Wiener Pensionswinters, niemals in Westeuropa gewesen. Da blätterte ich in meiner Erinnerung, ob nicht vielleicht ein Bild... und so kam ich auf die Spur. Ja, ich kannte Elena Vidrasku. So, ja ganz genau so mußte das Mädchen ausgeschaut haben, das Sie in Ihrem eigentümlichen, geheimnisvollen Traume sahen. Ich spüre jetzt noch einen Schauer, wenn ich daran denke. Einen solchen Eindruck hat Ihre Erzählung neulich auf mich gemacht. Sie werden Elena morgen bei mir kennen lernen, und ich bin neugierig, wie die Rumänin auf Sie wirken wird. Ob auch Sie in ihr das Traumphantom wiedererkennen werden? Oder — ob ich mir die ganze Sache nur einrede, benommen von Ihrer seltsamen Schilderung. Ich erwarte Sie morgen. Bei schönem Wetter nehmen wir vielleicht das Dampfschiff und verlegen unsere Teestunde auf den Zürichsee. Ich grüße Sie inzwischen als Ihre

Hella Leyden.“

Christoph ließ das Blatt sinken. „Die Leerbeutel Gräfin?“ fragte er.

Sein Freund nickte: „Wir spielten fast täglich Bridge. Darüber hinaus fanden wir guten Kontakt. Auch sie ist ein Mensch mit den feinen, ahnenden Nerven der Ueberkultivierten.“

„Und der Traum, von dem sie schreibt?“

„Den will ich dir erzählen. Dieses imaginäre Erlebnis ist die merkwürdigste, unerklärlichste Erfahrung meines Lebens. Also höre:

Es ist ungefähr ein viertel Jahr her. Ich wohnte damals auf der Ufenau in einem kleinen Sommerhäuschen und war damit beschäftigt, die Erinnerungen an meine, an unsere gemeinsame Studentenzeit und an die Dienstjahre aufzuzeichnen. Es machte mir Freude, die Fäden klarzulegen, die mein Leben durchzogen. Ich prüfte mich und die Umwelt, durch die ich gegangen, und so kam ich zu ziemlich aufschlußreichen Erkenntnissen. Immer wieder mußte ich der Sibylle von Heidelberg und meines Eheschicksals gedenken. Einmal, Christoph, nach einem glücklichen Arbeitstage, schlief ich auf dem Sofa der breiten Veranda meines Hauses ein. Es war ein milder Vorfrühlingsabend, der den Nerven wohl tut und den Schlafenden Frieden gönnt. Mir aber brachte er einen Traum, der so lebhaft war und dabei so folgerichtig, daß ich, als ich mich seiner erinnerte, vor einem staunenswerten Novum stand. Zumal da ich mich jeder einzelnen Phase dieses — ich muß ihn so nennen — novellistischen Traumes

deutlich entsinnen konnte. Ich habe ihn aufgeschrieben. Da, lies selber!“

Gotthold zog ein paar Schreibmaschinen-seiten hervor und gab sie dem Freunde. Christoph schob seinen Sessel näher zu der großen Stehlampe, die er angeknipst hatte. Während er las, beobachtete ihn der Gast, der gespannt verfolgte, wie die Lektüre den Freund spannte und fesselte. Dies nämlich las Christoph:

— — — — —
 Ich ritt im Traume durch eine weite Steppe. Es war eine Gegend, die ich vom Kriege her kannte, russische Tiefebene. Leicht ging mein Pferd. An einem Pfahl, der scheinbar zwecklos gen Himmel ragte, erkannte ich eine männliche Gestalt. Sie trug eine bunte Fahne. Kaum war der Wartende meiner ansichtig geworden, da senkte er das Fähnchen und schrie: „Los!“ Aha, ich wußte es nun: Es war der Starter. Ich setzte mich sofort rennmäßig in den Sattel und ließ den Rappen frei. Er stob dahin. Da war es mir, als fliege ich. Wie lange doch dieses Rennen währte! Und wo das Ziel? Auf einmal hielt mein Pferd inne. Ich fühlte mich aus dem Sattel gehoben, und als ich aufsaß, fand ich mich an der Rampe eines Schlosses, von einem alten Diener empfangen und devot nähergebeten. Und nun erst merkte ich, daß ich mein Rennen im Frack geritten hatte. Ich folgte dem Lakai ins Schloß. Und plötzlich war ich in der Gesellschaft zahlreicher Herren: „Ah“, rief man mir entgegen. „Endlich!“ Man hatte mich also erwartet? Der Schloßherr drückte mir herzlich die Hand. Ja, ich täuschte mich nicht: Es war Graf Wladirski, in dessen Schloß ich einmal während des russischen Feldzuges ein kurzes Quartier bezogen hatte. Er erkannte mich nach so vielen Jahren wieder. Man setzte sich und trank Champagner, den die Diener auf silbernen Tablettis präsentierten. Dann wurde musiziert. Eine tief dekolletierte Dame saß am Flügel und spielte eine Nocturne von Chopin. Die Stimmung wurde mit einem Schlage merkwürdig gedrückt. Der Hausherr wischte sich Tränen aus den Augen. Man sprach von traurigen Dingen; einer erzählte, er fühle, daß er in den nächsten Tagen sterben werde. Und war ernstlich aufgebracht, als man ihm den Wahn ausreden wollte. Nein, er wisse es, gestern erst habe er den Geist wiedergesehen. Gewiß. Er sei unten am Turme gestanden und durch das Gemäuer verschwunden. Einen Geist? fragte ich. Mein Interesse war jäh geweckt. Da erzählte mir der Hausherr, daß es im Ostflügel des Schlosses

spuke. Deswegen müsse er auch um Entschuldigung bitten, wenn er diesen Teil leer stehen lasse, obwohl er den Gästen sicherlich mehr Bequemlichkeit bieten könnte als die improvisierten Gastquartiere, die er habe zurechtmachen lassen. Aber er könne es keinem zumuten, die verwunschenen Räume zu bewohnen. Sofort erhob ich mich: „Warum nicht, Graf Wladirski? Ich zum Beispiel fürchte die vierte Dimension nicht. Wenn Sie mir eine besondere Freude machen wollen, so gestatten Sie mir, in einem der verfeimten Zimmer die Nacht zu verbringen.“ Bei meinen Worten hatten sich alle Gäste erhoben. Mit Bewegungen, die mir jetzt schemenhaft dünken, gingen sie einen Schritt auf den Grafen zu. Der hob abwehrend die Hand: Nie werde er dulden — „Ich bitte“, sagte ich. „Ich bitte Sie herzlich darum!“

Schrecken malte sich auf aller Antlitz, als hätte ich eine Freveltat gewagt. „Vielleicht breche ich den Zauber!“

„Sch . . . sch . . . pst!“ machte der Graf. Und leiser: „Ich trage die Verantwortung. . .“ Da aber flüsterte die Klavierspielerin: „Wenn er es auf sich nehmen will . . . vielleicht . . . Erlösung . . .“ Und sie wandte mir ihr Antlitz zu. Ich wankte. War das eine Sinnentäuschung oder stand da Eva vor mir? Die schmale, schlanke Gestalt — das Oval des mädchenhaften Gesichtes — die Lippen herb, ein wenig gekräuselt — und die Augen, diese Augen . . . Ich stammelte: „O Gott — o Gott . . .!“ Da aber trat schon der Diener an mich heran und verneigte sich. Ich sollte ihm folgen. —

Der ganze Kreis gab mir das Geleite durch die Säle, die kein Ende zu nehmen schienen, den Korridor entlang, bis der Gang im rechten Winkel abbog. Hier verneigten sie sich stumm und verschwanden bis sie wie Nebel zerglitten. Als ich mich umwandte, sah ich nichts mehr — nichts mehr . . . außer — aber ich irrte mich wohl — ich glaubte die Augen Evas zu erkennen . . . in einem höhnischen, einem spöttischen Aufzucken. —

Ich war allein. Auch der Diener war verschwunden. Dunkel umgab mich. Unschlüssig verharrete ich einen Augenblick, da erkannte ich vor mir einen Lichtschein, der sich näherte. Bald stand ein Lakai in altertümlicher Livree vor mir. Er trug einen Kandelaber mit vielen Lichtern, sah mich schweigend an und ging dann vor mir her. Er öffnete ein Zimmer zur Linken, ein großes, mit Gobelins bespanntes Gemach, und wies auf das riesige Bett, das zwischen dunklen Vorhängen des Schläfers harrete.

Der Vampyr im Exil

Ich zog meinen Frack herunter und griff nach dem Oberkleide eines seidenen Pyjamas. Wo war der Diener? Richtig, er stand an der Seite, neben einem mannshohen Porträt. Und — er winkte mir. Winkte mir und schritt — jawohl! er schritt durch das Bild hindurch! Ich folgte ihm den Gang entlang, treppab. Ein Läuferteppich, gleichsam sich abspulend, von unsichtbarer Kraft gebreitet, rollte sich vor meinen Schritten. Wo aber unseres Weges Ziel? Wieder zog es mich auf Treppen hernieder. Unzählige Stufen. Und immer noch mehr. Das Ziel aber war wohl nimmer fern. Denn Musik kam von irgendwoher. Auf Musik schritten wir zu. Aber diese Musik blieb fern, auch als ich nun in das rote Zimmer getreten war, das sich jäh vor mir aufgetan hatte. Ich ging durch den Raum hindurch und war nun in einem Saal. Auf breitem Podium saßen Musikanten und spielten. Aber aus ihren Violinen, Flöten und Klarinetten klang es wie Geistermusik. Ganz fern, wie durch Wände. Wenn die Pauke ihren Teil abbekam, dann antwortete sie, wie wenn hohle Hände leicht gegeneinander geschlagen werden. Zu dieser Musik tanzte man. Andere Gestalten standen müßig an den Wänden und blickten melancholisch vor sich hin. Und nun — nun erkannte ich den und jenen. Ein schlanker Mann in der Offiziersuniform trat auf mich zu: „Sie auch, Kamerad?“ sagte er tonlos. Es war Oberst Mallsentrop, unser bei Gorlice gefallener Kommandant. Ich fragte ihn nach seinem Ergehen, er aber schüttelte den Kopf, und er sagte, indem er in die Runde der Tanzenden wies: „Westarp, Knarz, Kunzendorf, Langer, Braß, Hilggrenfretter, Besow, Fotzig, Baumann.“ Er nannte weitere Namen. Ich kannte sie alle. Aber er verließ mich und mischte sich unter die Tanzenden. Da kam nun auch Besow, Rittmeister von Besow, hob die Hand, militärisch grüßend, zum Kopfe, der rechts und links zwei schwarze Flecke aufwies: „Gotthold Lindenhain“, sagte er. „Noch immer Krieg? Wo traf's dich?“ Aber er wartete die Antwort nicht ab. Er fuhr fort: „Abkommandiert heut. Grand jeu. Mitkommen, Kamerad?“ Ich folgte ihm.

Um den Bakkarattisch des länglichen Nebenraumes war eine merkwürdige Gesellschaft geschart. Uniformen . . . der General neben dem Gemeinen. Ein Mann im Hermelin, die Krone auf dem Haupte . . .

ein fetter Jude, wie man ihn in Witzblättern abbildet, dickbäuchig, Geldsäcke vor sich . . . ein zarter Jüngling, der in einem Buche las, als ginge das ganze Spiel ihn nichts an . . . ein Reeder, am Schiffsmodell erkenntlich, das er in der Hand hielt . . .

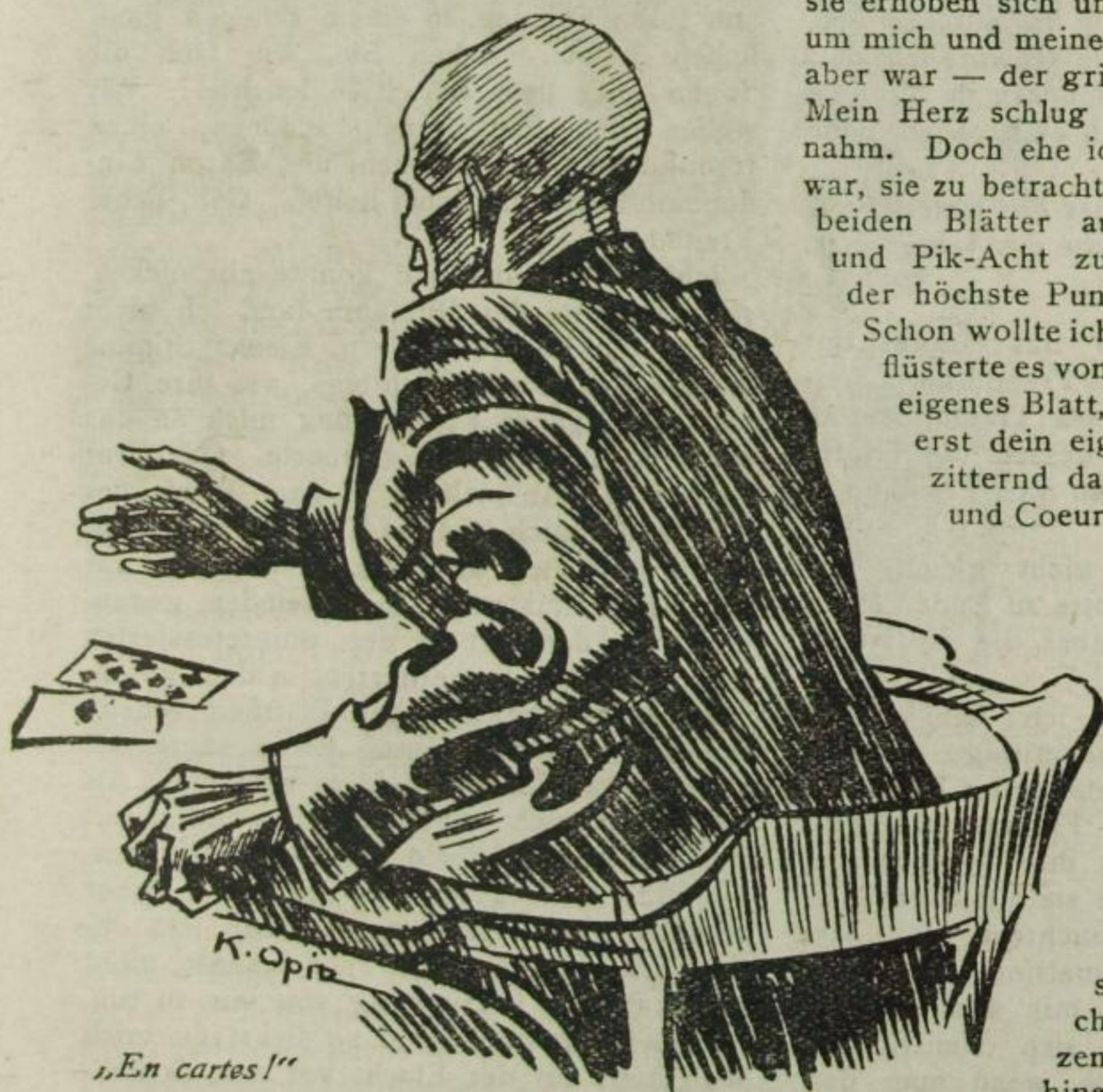
Schauspieler . . .
Bauherren, ein Liebespaar, Hand in Hand . . . Philosophen . . . Flugzeuglenker und mitten unter ihnen ein Kind mit einer Puppe.



Den Vorsitz und die Spielleitung hatte ein maskierter Kerl inne, der dürr wie ein Schneider war und auf einem hohen Stuhle thronte: „Lumpen, zur Sache!“ rief er, Seine Stimme, die krächzend klang, hatte Ton. Sie dröhnte schier in diesem Raum, in dem Worte sonst nur gehaucht wurden. — Ein Holzkästchen, in dem Spielkarten so geschichtet lagen, daß nur eine jeweils vor dem Schlitz lag, durch den sie herausgezogen werden konnte, wurde vor den König gestellt. Der nahm die Krone vom Haupte und legte sie zwischen sich und den neben ihm sitzenden Handwerksburschen, dieser zog ein Pfeifchen aus der Tasche und stülpte es, anscheinend nur unwillig, über einen der

Kronenzacken. Dann bekam er zwei Karten, der König nahm sich selber ebenfalls zwei. Der Handwerksbursche deckte sein Spiel auf und durfte sich mit der Krone schmücken. Traurig erhob sich der König und verschwand. Aber auch der Handwerksbursche war betrübt. Wie ein Maskenstück schwankte die Krone auf dem ihr ungewohnten Haupte.

Das Spiel ging weiter. Der Philosoph setzte ein Buch als Preis, es hieß „Unsterblichkeit“; der geschneigte Jüngling, sein Nachbar, hatte nur das Spieglein „Eitelkeit“ dagegenzuhalten. Bleisoldaten holte der General hervor, ein Blättlein Immergrün der Dichter, sein Partner. Angstvoll sah ein Liebender der Karte entgegen. Im Schoße des Mädchens fiel die Entschei-



„En cartes!“
 dung. Sie, sein Glück, war der Einsatz, während der Gegner, der schwarze Jude, die Goldsäcke in die Wagschale werfen mußte. Staunend sah ich dem seltsamen Spiele zu. Ich hatte mich auf einen der frei gewordenen Plätze gesetzt und schaute. Da hörte ich eine Stimme hinter mir: „Siehst du das Spiel der Toten. — Jeden Abend, jede Nacht spielen sie um das, was ihnen auf Erden das Liebste war. Jede

Nacht . . . und Ewigkeit dämmert nur langsam. Hörst du . . . das Lieb—ste!“ Ich nickte, ohne mich umzuschauen. Doch da . . . da wurde der Kasten mit den Karten mir, mir selber zugeschoben, und die Gesellschaft verstummte und sah auf mich. Der Spielordner grinste mich an. Aber er wiederholte sein Schimpfwort, mit dem er die Spieler anzufeuern pflegte, nicht. Im Gegenteil. Er verneigte sich und sagte: „Exzellenz . . . wollen Eure Hoheit gütigst dero Glück probieren.“ Verwirrt schaute ich auf. Da kam von hinten wieder die Stimme: „Setze dein Leben! Hörst du? Dein Leben!“ Ich konnte dieser Stimme nicht widerstehen. Ich mußte gehorchen. „Mein Leben“, sagte ich. „Sein Leben!“ riefen gleichzeitig die Spieler, und sie erhoben sich und schlossen einen Kreis um mich und meinen Partner. Mein Gegner aber war — der grinsende Spielleiter selbst. Mein Herz schlug wild, als ich die Karte nahm. Doch ehe ich noch dazu gekommen war, sie zu betrachten, warf der Feind seine beiden Blätter auf den Tisch: Pik-As und Pik-Acht zusammen = neun, also der höchste Punkt. Ich hatte verloren. Schon wollte ich die Waffen strecken, da flüsterte es von neuem hinter mir: „Dein eigenes Blatt, du Tor. Betrachte doch erst dein eigenes Blatt.“ Ich nahm zitternd das Spiel auf: „Coeur-As und Coeur-Acht.“ Die Partie war unentschieden. Dem Trumpfe des Todes hatte ich den Trumpf des Lebens entgegengestellt. „En cartes!“ zischte mein Gegner. „Die Partie wird wiederholt.“ „Flieh!“ befahl es hinter mir. Da wandte ich mich um. Da sah ich . . . sah ich wieder das schmale, schlanke Mädchen mit den beiden schwarzen Augen, die sich in mich hineinbohrten, als wollten sie mein Mark aussaugen, die mich willenlos machten — erkannte das Mädchen, das mein Schicksal war und immer sein wird. Ich erhob mich. Tumult flammte um uns. Sie aber breitete ihre Arme wie einen Zaubermantel um mich, und in ihrer Umschlingung verging mir das Bewußtsein.

Luft war dann um mich. Wir flogen. Auf Wolken ritten wir. „Was willst du von mir? Wer bist du? Bist du mein Weib, das mich

Der Vampyr im Exil

verraten hat? Einmal und tausendmal? Was läßt du nicht von mir? Warum holtest du mich aus der fernen Welt wieder empor?“ Da schlug Feuer aus ihren schwarzen Augen, die sanfte Umarmung wurde zur Fessel. Krallen bohrten sich in meine Haut. Ein gieriger Mund aber fauchte Worte: „Weil du mir gehörst . . . mir, jetzt und immerdar. Zu leichte Beute dem Tode! Seinem Schicksal entgeht niemand. Und ich bin dein Schicksal.“ Ich sah sie an, ich zitterte. Sah die schwarzen Augen, in denen alle Seligkeit der Welt lag und alle hintergründige Schlechtigkeit der Weib-Tier-Seele. Ich schrie: „Eva!“ Da fiel ich aus der Umschlingung, fiel aus den Wolken . . . erdentief. Kühle umwehte mich . . . Ich . . . ich. —

Ich war erwacht. Auf der Altane meines Miethäuschens zu Ufenau im Zürcher See.

Beim Heile meiner Seele schwöre ich, daß ich dies nicht erfunden, sondern im Traume erlebt habe. Und wie ich es gesehen, habe ich es aufgezeichnet.

Zürich, im Schreibzimmer des Hotels Baur au lac, am Sonntag Kantate des Jahres 1922.

Herr Hobbahn ließ das Manuskript sinken und blickte seinen Freund an. „Sonderbar“, sagte er. „Dieses Traumphantom ist also das Mädchen, dessen die Gräfin Leyden in ihrem Briefe an dich Erwähnung tut?“

Gotthold antwortete nicht gleich. Er rauchte erst seine Zigarette zu Ende. Dann warf er den Stummel über die Brüstung. Er atmete tief auf:

„Elena Vidrasku . . . ich hab' Elena Vidrasku an jenem Nachmittage kennengelernt. Die Gräfin läutete an der Pensionsglocke. Dann trat die Fremde aus dem Hause: schmal, schlank; ihre sonderbaren, unheimlichen Augen, die sie auf mich richtete, waren schwarz, leuchtend und von jenem gefährlichen Doppelsinn. Ich aber fühlte den Boden unter mir wanken. Du kennst das Gefühl, das sich unentrinnbar dann einzustellen pflegt, wenn man den Finger des Schicksals spürt. Zumal wenn Eros sich in unser Leben einmischt. — Elena Vidrasku . . . War Eva — ich hab' sie nie vergessen! — wieder auferstanden? — Fräulein Vidrasku sprach wenig. Was sie erzählte, gab sie in einem leicht dialektischen Deutsch, gelegentlich von französischen Worten durchsetzt. So erfuhr ich, daß sie, Tochter des Ministers Vidrasku, aus ihrer Heimat hat fliehen müssen. Mittellos, bis auf ihren bescheidenen Schmuck.

Ihr Vater war einem politischen Mord zum Opfer gefallen. Die stierhafte Wut der politischen Gegner, die an die Macht gekommen waren, bedrohte auch die Tochter des verhaßten Feindes. So war Elena in Nacht und Nebel über die Grenze geflohen . . . mit dem Passe ihrer französischen Gesellschafterin.

Ich mußte Elena immer wieder betrachten. In ihrem Antlitz lag Reife und Lebenserfahrung. „Sie haben in letzter Zeit viel gelitten?“ fragte ich sie.

„In letzter Zeit nur, meinen Sie?“ antwortete die Rumänin. Und fügte hinzu: „Ich leide, solange ich denken kann. Ich leide, seit ich denke!“

Die liebenswürdige Gräfin streichelte die Fremde. „Armes Kind“, sagte sie. „Heut keine trüben Gedanken. Sie sind hier, fern von Ihren Feinden, in einem schönen, gastlichen Lande. Sehen Sie, wie froh die Sonne über dem Zürichsee leuchtet? Wir wollen uns heut einen schönen, einen freundlichen Tag machen, und Baron Lindenhain wird uns dabei helfen. Gelt, lieber Freund?“

Ich war verwirrt und konnte nur nicken. An der Seite der Rumänin fand ich nicht Ruhe. Ich bildete mir ein, Elenas Stimme sei die des Traumphantoms, wie ihre Gestalt, ihre ganze Erscheinung mich an das seltsame Traumwesen erinnerte. Oder war es nur die Anspielung in dem Briefe der Gräfin, die mich in diese Vorstellung hineinzwang? Ich war an diesem Nachmittag nur mit Mühe imstande, der Fremden gegenüber in dem Tone der uninteressierten Interessiertheit zu verharren, in dem gesellschaftlicher Verkehr, der Platitude scheidet, sich abzuwickeln pflegt. Elena sagte, sie müsse daran denken, Geld zu verdienen. Als die Gräfin sich nun an mich wandte, mit dem Hinweis auf mein Memoirenwerk, dem die Hilfe einer gebildeten Sekretärin sicher nützlich werden könnte, da hatte ich, obwohl alles in mir zur Abwehr drängte, nicht die Kraft, die Versuchung von mir zu tun.

Lieber Christoph, und so siehst du mich denn hier, auf der Flucht vor dem Schicksal, und hast vielleicht noch gar nicht einmal begriffen, warum ich so erregt zu dir kam, zu dir, dem einzigen Freunde, den ich schnell erreichen konnte, ohne Paßschikanen und Visazwang. Du lächelst? Denkst vielleicht an zarte Bande, die mich mit meiner neuen Sekretärin bald verbunden haben, und denen ich mich nun entziehen wolle? Christoph, die Dinge liegen nicht so leicht. Gewiß, ich konnte der Macht Elenas nicht entgehen. Ich fühlte mein Herz

schlagen, sobald sie in meiner Nähe war; ich wurde zu jeder Denkarbeit unfähig. Elena bereitete den Tee, und dann plauderten wir. Ihre Blicke hatten etwas Saugendes, Bohrendes, dem ich mich willig hingeben mußte. Und wenn sie hinter mir stand, empfand ich die Benommenheit, die ich in jenem seltsamen Traume zu verspüren meinte.

Die Katastrophe begann in dem Augenblicke, da ich bemerkte, daß ich Elena nicht gleichgütig zu sein schien.

Das war in einer Zeit, in der mich unangenehme Vorkommnisse bedrückten. Mein Vermögensverwalter machte Schwierigkeiten: der Schweizer Hochvaluta seien meine Einkünfte nicht gewachsen; Feindseligkeit regte sich überall gegen mich, dazu die Mattigkeit, die jede Arbeit unmöglich machte. Außerdem begann mich Migräne chronisch zu plagen. Kurz, ich hungerte in dieser Zeit nach Freundlichkeit, nach liebevoller Fürsorge, nach der weichen Zärtlichkeit einer Frauenhand — du kennst den Zustand, Christoph: Wenn unser ganzes, herrliches Mannes-selbstbewußtsein bankrott geworden ist, dann hat das „Ewig-Weibliche“ leichtes Spiel bei uns.

Als ich in diesen Tagen Elenas Hand einmal etwas länger in der meinen hielt, und als meine Finger an ihrem Arme streichelnd entlangglitten, da spürte ich, wie das Mädchen leise zitterte. Ich schloß Elena in meine Arme und küßte sie. Ihr Kopf lag zurückgebogen, die Augen waren geschlossen. Plötzlich seufzte sie auf und entwand sich mir. „Du nicht! Du nicht!“ sagte sie. Und wie sie mich nun ansah, erschrak ich bis ins tiefste. War das Elena? War's das Traumphantom . . . die Russin am Flügel? Oder war's Eva, die tote Eva, die für mich tot war, da sie noch lebte, und

doch nie tot sein wird . . . auch jetzt nicht, obwohl die Schollen längst über ihren Sarg fielen —? „Du . . . nicht . . .“ wiederholte sie.

„Was denn . . . Liebling . . . was ist mit dir . . .?“ Ich beugte mich zu ihr, sie aber stieß mich zurück: „Geh . . . ich bin verhext . . . ich bin verfermt —“

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, war sie bereit, sich mir zu offenbaren. Aber sie duldete nicht, daß ich neben ihr saß. Sie hatte ihren

Platz ganz hinten im Ofeneck, während ich dicht bei dem Balkontürchen im Sessel zuhören mußte. Mit leiser Stimme sprach sie nun etwa dies: „Ich . . . bin . . . gezeichnet . . . Gott-hold, guter Freund . . . Ich bringe meinem Geliebten Verderben . . . Mein erster Bräutigam . . . neunzehn Jahre der arme Dimi . . . er fiel im großen Krieg. Ein großer Kaufherr . . . Freund meines Vaters und sehr mächtig in unserem Land . . . ich sollte sein Weib werden . . . ich wurde es nicht . . . die Verlobung . . . vier Wochen später brach sein Haus zusammen. Er gab sich selbst den Schuß. Oh, armer Deutscher, du. Weißt du, wie man mich daheim nannte . . . ich will's dir nicht sagen. Nein . . . nein . . . nicht . . . aber sie fürchteten mich. Im Kleinen schon: Beim Tennis traf mein Ball meinem Partner ins Auge. Jedes Fest, an dem ich teilnahm, störte ein Mißton. Glaubst du nun, daß all meine

Jugend Leid war?“ Erschüttert hörte ich das Bekenntnis. Doppelt bewegt, Christoph, weil meine Ahnung sich zu erfüllen schien: Das Traumphantom und Elena . . . Sie warnte mich, wie das Mädchen im Traume mich gewarnt hatte. Die aber nur, um mich für sich selber zu gewinnen. Klar wurde mir nun auch die tiefere Ursache meines Un-



glücks, der vielen Mißlichkeiten der letzten Wochen. Seit ich Elena kannte, seit sie ihre Rolle in meinem Leben spielte, verfolgte mich das Unglück. Ich wußte, was ich geahnt, was ich gefürchtet hatte: Sie war ein — Vampyrmensch, Christoph.“

Er schwieg eine Weile und starrte vor sich hin. — Schwer fragte der Freund:

„Und darum bist du von ihr geflohen?“

„Oh, du weißt noch nicht alles. Elena Vidrasku ist meine Braut geworden. Ich dachte daran, sie zu erlösen, mit meiner großen, heißen Liebe. Aber — je tiefer ich mich in* mein Gefühl verstrickte, um so banger wurde es mir ums Herz. Ich spürte, wie Elenas Küsse an mir zehrten. Jeder Tag gab mir aufs neue die Gewißheit, daß ich meinem Schicksal entgegengehe, und das Wort jener Hellseherin zu Heidelberg, das ich durch Eva erfüllt geglaubt, trat mir wiederum klar entgegen. Heute sollte unsere Hochzeit sein. Ist die unglückliche Elena wirklich der Vampyrmensch, für den ich sie halten muß, dann wäre mit ihrer Berührung mein Los besiegelt. So hab' ich mich denn aufgerafft. Hella Leyden allein weiß, daß ich zu dir geflohen bin. Gönn' mir ein paar Tage Rast. Dann will ich weitergehen. Weiterfliehen . . . vor dem Schicksal . . . ich bin ein unglücklicher Mensch, Christoph!“

Hobbhahn nahm seinen Freund bei der Hand. „Deine Nerven, mein Guter . . . sollen wieder stark werden, damit du dich wieder in Freude und Arbeit zurückleben kannst. Genug von den düsteren Dingen,

die dich bedrücken. Komm hinauf in mein Studio. Wir trinken eine Flasche schäumenden Asti. Und plaudern von den lichten Dingen unserer Studentenzeit.“

Fast willenlos ließ Lindenhain sich führen.

Um Mitternacht ging er zur Ruhe. Als er aufwachte, läutete man im Kirchlein zu Gandria gerade den Mittag.

Der Hausherr trat dem Gaste ernst entgegen. „Nur Gräfin Leyden weiß, daß du bei mir bist?“ fragte er. Gotthold nickte.

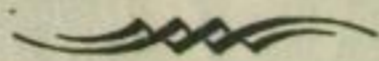
„Dann wird dieses Telegramm wohl von ihr sein!“ Er gab dem Freunde die Nachricht. Der las, erbleichte und sank auf den Diwan nieder. „Elena ist tot“, sagte er. Dann schüttelte ihn Weinen.

Christoph las, die Rumänin habe sich erschossen. Die Enttäuschung habe sie nicht überwinden können. Denn ihre letzte Hoffnung sei zunichte geworden.

„Ermanne dich, Gotthold. Du hast es nun überwunden . . . das Traumphantom. Das Leben ist hart. Oft heißt's: Du oder ich! Einer muß auf der Strecke bleiben.“

Unter Tränen, der Baron: „Wenn . . . ich . . . ihr . . . aber . . . unrecht getan . . . hab' . . . Sie . . . hat . . . mich . . . ja . . . lieb . . . gehabt . . . verzeih' mir, Gottvater . . . Wenn meine Verblendung . . . ein Hirngespinnst . . .“

„Nicht grübeln, Lindenhain. Deine Nerven sind wund. Wer stark werden will, muß an sich selber glauben. Glaub', mein Freund, daß finstere Gewalten gegen dich ankämpften, und daß du — gesiegt hast!“



MIXED PICKLES.

Von *Harry Mazelius.*

Jeder von uns ist ein erneuter Versuch Gottes, wie das Dasein endlich erträglich sei.

*

Schäme dich nicht, dich deiner zu schämen.

*

Ein Blick in das Gesicht einer Frau, und man liest die ganze Geschichte der Ehe — ihres Mannes.

*

Öffentliche Meinung: Die Übereinstimmung der Meinungslosen.

*

Bücher und Moden: Die kurzen Kapitel sind meistens die eindrucksvollsten.

* * *



Peter Müller

VON ROBERT MISCH

ILLUSTRIERT VON HANNS C. PFLUG

Wir hatten ihn alle sehr gern, den guten Peter Müller. Vor einigen Jahren, kurz vor der Weltumwälzung, die wir uns den „Krieg“ zu nennen gewöhnt haben, tauchte er in Berlin auf und wurde zuerst Gast in unserem Klub.

„Wer ist der glattrasierte, große, schlanke Herr von etwa fünfzig Jahren mit dem scharfgeschnittenen Römerprofil und dem klugen, milden Lächeln?“ fragten wir, als er dann ein zweites, drittes Mal kam, unseren Freund Rennstieg, den Sozialkritiker und Kulturphilosophen, der ihn eingeführt hatte.

„Ich habe euch doch gesagt — das ist Peter Müller.“

Er betonte das etwa so, wie man Goethe oder Darwin sagt. Wir blickten ihn und uns schweigend an. Und ich fand den Mut, nach seinem Beruf, nach Wesen und Art zu fragen.

„Im Brockhaus oder Meyer steht er jedenfalls drin,“ lächelte Rennstieg weiter — „unter Archäologie oder als Orientalist.“

Wir verzichteten auf das Konversationslexikon, und Rennstieg erklärte uns dann, daß er hauptsächlich Linguist und Epigraphiker sei, übrigens schon in jüngeren Jahren einen alten Tempel oder einen Königspalast irgendeines verschollenen Volkes — Hettiter oder Sumerier — ausgegraben und ein fabelhaftes Werk darüber geschrieben hätte.

„Darüber gab's dann ein großes Streiten in der gelehrten Welt. Denn es sollten nicht die Hettiter oder Sumerier sein, sondern irgendein anderes, ebenso unbekanntes Volk. Und die Inschriften der Tontafeln und der Steine bedeuteten natürlich etwas ganz anderes, als Peter Müller behauptete, schrieben diese Gegner. Deshalb berief ihn auch keine Universität auf den Lehrstuhl, da er ja nur ‚Falsches‘ lehren würde. — Aber nach einigen Jahren — er

hatte irgendwo noch etwas ausgegraben und zwei neue Bücher darüber geschrieben — trat dann ein Umschwung und erst der eine, schließlich ein zweiter und dritter Gelehrter für ihn ein. Zuletzt erwies sich, was früher falsch war, als richtig, und was früher richtig war, als falsch, wie das so in Kunst, Wissenschaft, Religion und Moral, überhaupt in allem Geistigen, alle 50 Jahre der Fall zu sein pflegt“, meinte Rennstieg mit seinem allerironischsten Lächeln.

„Na, nun gab ihm die preußische Regierung den Professorentitel, und Bonn und München boten ihm einen Lehrstuhl an. Aber nun lehnte er ab, denn er war finanziell ganz unabhängig, ja eigentlich reich — alte Fabrikantenfamilie aus Süddeutschland — und hatte auch seine Expeditionen selbst bezahlt. Außerdem ist er schüchtern, trägt wohl auch nicht gut vor und liebt die weiten Reisen und den Orient. Bald steckt dieser Wandervogel in Italien, bald in Kairo oder Konstantinopel. Er blieb also ‚Privatgelehrter‘, hat übrigens auch nicht geheiratet. Menschen wie er, sind geborene Junggesellen.“

Peter Müller wurde kurz darauf im Klub ballotiert und natürlich angenommen. Eine Zeitlang kam er regelmäßig zum Mittagessen und manchmal auch des Abends. Er spielte Schach und mit einigen süddeutschen Herren Tarock, war meist still und schweigsam, aber bei allen sehr beliebt. Wir nahmen ihn auch bald an unserem „engeren“ Stammtisch auf, der außerhalb des Klubs in einer kleinen, alten Weinstube des Westens zuweilen „nachtete“. Manchmal taute er in solch regerer Gemeinschaft sichtlich auf; dann plauderte er mit Geist über allerlei Themen; und zuweilen erzählte er höchst interessant von seinen weiten Reisen und dem Orient im allgemeinen, dessen jetzige Bewohner und Sitten er ebenfalls gründlich kannte.

Als der Krieg ausbrach, schickte ihn die Regierung in irgendeiner Mission nach der Türkei, von wo er erst 1918, noch vor dem Zusammenbruch, wiederkehrte, braungebrannt und frischer denn je. Er verkehrte einige Zeit wieder sehr oft im Klub, war aber dann auf Monate für uns verschollen, bis er plötzlich wieder sichtbar wurde. Aber es schien eine Verwandlung mit ihm vorgegangen. Er hatte sein freundlich-mildes Lächeln verloren. Da auch ich ihm unterdes nähergekommen war, so fragte ich ihn bei einer passenden Gelegenheit geradezu, wo ihn denn der Schuh drücke. Denn das fiel doch seinen Freunden auf, zu denen ich mich ja jetzt ebenfalls zählte.

Er wich mir mit seinem verbindlichen Lächeln aus.

„Ach, nicht doch — Alltagssachen — nicht der Rede wert! Das geht vorüber. — Es wird sich schon was finden.“

Und ging gleich zu einem anderen Thema über. Als er kurz darauf mit müdem schlep-penden Schritt den Klub verließ, blickten wir uns beide fragend erstaunt an.

„Ahnst du, was der Professor meint? — Es wird sich schon was finden?! Das ist ja das berühmte Wort des unsterblichen Mister Micawber in Dickens Copperfield-Roman. Sollte unser Freund sein Vermögen eingebüßt und in diesen schweren, unruhigen Zeiten Geldsorgen —?“

„Das glaube ich nicht“, meinte Rennstieg. „Petermüller hat sein Vermögen in München todsicher angelegt. Außerdem erbt er nochmals beträchtlich. Weißt du, was ich glaube: es scheinen mir Wohnungsschwierigkeiten. Er wohnt, seitdem er in Berlin ist, schon bei den verschiedensten ‚Wirtinnen wundermild‘ und ist kürzlich in ein Hotel gezogen.“

Am nächsten Stammtischabend kamen von unseren sechs „Tafelrittern“ nur vier. Petermüller, Rennstieg, ich und der kleine Justizrat. Unter dem Vorwand, daß heute sein Geburtstag sei — er log direkt — traktierte uns Rennstieg mit einem prachtvollen Chateau d'Yquem. Wir saßen in dem kleinen Hinterzimmer, das uns für unsere Stammtischabende ganz allein überlassen war. Der Professor, der erst kein Wort gesprochen hatte, taute unter dem Einfluß dieses milden „Feindestropfens“, wie ihn das angebliche Geburtstagskind nannte, bald auf und sprach sogar einige humoristische Worte auf Rennstieg und ihre alte Freundschaft. Dieser brachte dann das Gespräch sehr geschickt auf die schweren Zeiten und die Wohnungsnot.

Petermüller gestand uns jetzt seine Sorgen

ein. In Berlin hätte er vor dem Krieg keine möblierte Wohnung gefunden, die ihm so recht behagte. Und jetzt sei es natürlich noch schlimmer. Momentan wohnte er wieder im Hotel. Aber die vielen Ausländer — lieblose Bedienung, auch wenn man noch so große Trinkgelder gibt — überhaupt keine Stimmung zur Arbeit in solchen Räumen auf die Dauer!

„Sie lachen, meine Herren? Aber für mich ist das nicht so einfach. Wieder auf die Wanderschaft gehen, wenn man solche Erfahrungen hinter sich hat?!“

„Warum hast du dir nicht längst eine eigene Wohnung genommen, lieber Professor, wie es sich geziemt für einen Mann in deinen Jahren, einem Mann von Vermögen, einem Forscher und Gelehrten?“

Für Geld ist das gerade jetzt leicht zu haben. Die Möbel mußt du freilich mitkaufen.“

Petermüllers klare Stirne faltete sich.

„Zu einer solchen Junggesellenwohnung gehört eine Wirtschafterin. Ich hatte eine eigene Wohnung in München, ich hatte eine Wirtschafterin, sogar mehrere. Aber die Zeiten der Eurykleia, der Schaffnerin des Odysseus, sind wohl endgültig vorbei. Ich habe die Wohnung aufgegeben und die Möbel verkauft. Und überhaupt ... Die Herren sind alle verheiratet. Was wissen Sie von diesen Misereen der schnöden Alltäglichkeit!“

„Professor“, rief Rennstieg, der solche Dinge liebte, „wenn wir dir helfen sollen, mußt du uns das ausführlich erzählen. Wir sind ja alle deine guten Freunde und geloben dir tiefstes Stillschweigen.“

„Gott, wenn es die Herren wirklich interessiert ...“

Das versicherten wir ihm heilig. Eine neue Flasche wurde gebracht, und Petermüller erzählte.

„Als ich meine erste große Ausgrabung hinter mir hatte und nun die Resultate meiner Forschungen und Entdeckungen verarbeiten wollte, zog ich nach München. Man hatte mir Hoffnungen auf einen dortigen Lehrstuhl gemacht, und die Stadt gefiel mir auch sonst. Ich nahm also eine vierzimmerige Wohnung am Isarkai — riesig billig nach heutigen Begriffen —, stattete sie hübsch aus und dachte mein Leben dort zu verbringen. Da begannen meine Leiden.“

Ich war damals noch unerfahren und glaubte, es sei das einfachste Ding von der Welt, eine ordentliche Wirtschafterin zu erhalten. So naiv war ich noch. Vielleicht zog ich in meiner Unerfahrenheit, wie der

Magnet das Eisen, gerade die Allerschlimmsten an.

Die erste, die ich mietete — ich nahm sie ältlich und wenig hübsch, weil ich hoffte, sie würde sich nur mit der Häuslichkeit beschäftigen —, diese erste hatte mir das Blaue vom Himmel versprochen. Aber sie bestahl und betrog mich. Numero Zwei hatte einen Liebhaber — sie war jünger als die erste —, der heimlich meine Liköre und Zigarren mit mir teilte. Auf den Rat eines Freundes nahm ich dann eine Dame der besseren Gesellschaft, eine junge, vermögenslose Witwe. „Aber“ — Petermüller lächelte verlegen — „sie wurde mir zu — freundschaftlich. Und als sie gar in meiner Abwesenheit — ich verreiste einige Tage, kam jedoch vorzeitig zurück — eine Tanzgesellschaft in meiner Wohnung gab, da trennte ich mich auch von ihr. Ich versuchte es noch ein-, zweimal, stets hatte ich Pech. Da verkaufte ich meine Möbel, stellte meine Bücher in großen Kisten bei einem Spediteur ab und trat eine Orientreise an. Nach meiner Rückkehr wurde ich ‚möbliertes Herr‘ — zuerst bei einer verwitweten Kanzleirätin, wo ich gut aufgehoben war. Doch leider verheiratete sie sich wieder und setzte mich vor die Tür. Und dann... aber das möchte ich den Herren etwas ausführlicher erzählen.“ — Er schmunzelte vergnügt. — „Also, ich zog auf eine Empfehlung zu einer sehr netten Familie — Mutter mit drei Töchtern, lebenswürdige und feine Damen —, die Mutter, Witwe eines höheren Offiziers.“

„Wollte dich die Mutter heiraten oder eine von den Töchtern oder alle drei?“ fragte Rennstieg schnell.

„Nur Geduld! — Die zwei Zimmer waren recht behaglich, freilich eine etwas verschlammte Eleganz. Wir freundeten uns jedoch an. Ich trank öfters meinen Nachmittagstee bei ihnen, führte auch die Damen ein paarmal aus. Ich war anfangs ganz zufrieden, da man zuerst meine Arbeitsstunden respektierte und für Ruhe sorgte. Elvira, die Aelteste, spielte Klavier, jedoch nur, wenn ich fort war. Aber — weiß der Teufel — sie muß wohl einen großen Taschentuchverbrauch gehabt haben — mir fehlten jetzt immer Taschentücher, trotzdem ich sie einschloß. Und auch meine Seife und mein Zahnwasser und mein Kölnisches Wasser und andere solcher Kleinigkeiten. Gott, das war ja an sich nicht so schlimm. Immerhin wunderte ich mich im stillen. Als aber eines Tages eine ganze Flasche ‚Kölnisches‘ in zwei Tagen

leer war, vertraute mir insgeheim — ich mußte Verschwiegenheit geloben — Annemarie, die zweite Tochter, an — ein hübscher, fescher Blondkopf übrigens —, daß Elvira diesen großen Verbrauch an Toilettengegenständen und Taschentüchern hätte. Sie zeigte mir auch, daß ein gewisser Schlüssel den Wäscheschrank öffnete, den ich natürlich stets verschlossen hielt. Ich schenkte darauf Elvira einige Flaschen Veilchenparfüm und Kölnisches sowie Seife und zu ihrem Geburtstag sogar ein Dutzend der feinsten Taschentücher. Auch das Schrankschloß ließ ich verändern. Half alles nichts — es blieb wie zuvor bei diesem Toilettenkommunismus zwischen Elvira und mir. Offenbar badete sich das lebenswürdige Mädchen in Parfüm und wusch sich viel zu oft.

Noch lästiger wurde Annemarie mit der Zeit. Sie lag, wenn ich heimkam, auf meinem Ruhesofa, rauchte meine Zigaretten und las meine Bücher, blieb allmählich auch ganz ungeniert liegen und fing literarisch-philosophische Gespräche mit mir an. Sie war nicht nur hübsch, sondern auch sehr klug. Aber ich merkte die Absicht dieser kleinen Kokette und wurde verstimmt. Ich leugne gar nicht, daß sie mir sogar gefiel.“ —

Wir lauschten atemlos dem, was nun kommen würde — auch Rennstieg, der vorschnelle Ironiker, blieb stumm. Aber der Professor fuhr gleichmütig fort, als löste er eine mathematische Gleichung oder erzählte etwas aus einem ägyptischen Papyrus.

„Es lag nun einmal in meinem Lebensplan, nicht zu heiraten, und ich hätte ja auch die ganze Familie mitheiraten müssen. Denn die Schwestern liebten sich innig, wenn sie sich auch zuweilen ganz freundschaftlich mit kleinen bissigen Bemerkungen zankten. Meine Vorhaltungen über die Wichtigkeit meiner Arbeit und daß ich tiefste Ruhe brauchte, genierten die hübsche Kleine durchaus nicht weiter.

„Ach,“ meinte sie seelenruhig, „ich störe Sie doch absolut nicht, lieber Professor. Ich liege hier ganz still. Und wenn Sie sich von ihrer Arbeit mal ausruhen wollen, dann können Sie mit mir plaudern.“

Sie bot mir auch an, für mich abzuschreiben, oder ich solle ihr diktieren — auch Auszüge wollte sie für mich machen. Ich hätte sie sicher zu solchen Hilfsdiensten gut verwerten können; aber es war mir zu gefährlich. Hinausschmeißen konnte ich sie doch auch nicht, und Mutter und Schwestern fanden offenbar nichts dabei,

daß sie stundenlang in meinem Zimmer blieb, auch wenn ich anwesend war.

Susi, die dritte Schwester, auch eine kleine Schönheit, ging noch zur Schule. Dieser liebenswürdige Backfisch lieb sich Geld von mir aus. Je mehr ich ihr gab, desto mehr verlangte sie. Sie schwor mir, eines Tages würde sie mir alles zurückzahlen — ich sei ja so ein reicher Herr. Offenbar hielt die Familie mich für einen Millionär. Das merkte ich auch an den Rechnungen der Frau Mama, die jedenfalls in der Arithmetik schlecht beschlagen war: sie irrte sich immer zu ihren Gunsten. Das ging so einige Monate weiter, und ich fand nicht den Mut, oder besser: ich hatte keine Lust, aus dieser ruhigen und friedlichen Atmosphäre zu scheiden.

Eines Tages aber — es war Karnevalszeit — plünderten diese drei Grazien ohne mein Wissen meinen Kleider- und Wäscheschrank zu einem Vereinsmaskenfest. Da ich schlank bin, paßten die Anzüge mit einigen Aenderungen den jungen Damen ausgezeichnet. Gegen acht Uhr, als ich des Abends von einem Ausgang heimkam, standen sie alle drei plötzlich vor mir. Elvira, die auch die größte war, in einem meiner Reitgewänder mit Breeches. Annemarie hatte meinen Smoking angezogen und sah, ein Einglas im Auge, reizend und drollig aus. Susi trug einen meiner hellen Sommeranzüge. Auch die passenden Schlipse hatten sie mir entliehen, Elvira außerdem meine Sportkappe und Susi meinen Matrosenstrohhut. Die Mädels sahen rückend und verführerisch. Als ich ein böses Gesicht machen wollte, umarmten sie mich alle drei — aber Annemarie küßte mich — notabene zum ersten Male; und sie lachten und ulkten, ich solle doch lieb sein und mich freuen, daß meine alten Anzüge so reizende junge Trägerinnen hätten.

Was sollte ich machen, meine Herren? Ich lachte schließlich — und . . . na ja, der heiße Kuß von den herzförmigen Lippen dieses verteufelt hübschen Kindes glühte mir durch alle Adern.

Als sie dann fort waren, dachte ich angestrengt nach. In meiner Schlafstube, die sie zum Umzug benutzt hatten, schwebte noch der Duft dieser drei süßen weiblichen Teufelsmädels. Einige intime Kleidungsstücke hatten sie in der Ecke vergessen. Ich raffte sie zusammen und warf sie hinaus.

Ein unsichtbares Netz fühlte ich über mich geworfen. Wenn ich es nicht sogleich zerriß, so würde es mich in kurzer Zeit lähmend fesseln. Ich war noch kein alter

Herr — aber ich dachte an meine Arbeit, an meine Freiheit. Also mußte ich fort — gleich fort. Ich packte noch in derselben Nacht meine nötigsten Habseligkeiten. Am anderen Mittag waren die Damen natürlich noch nicht aufgestanden, offenbar erst gegen Morgen heimgekommen. Das Dienstmädchen brachte mir meine Anzüge wieder. Du lieber Gott — wie sahen die aus! Zerknittert, mit Weinflecken, Asche und Brandlöchern von Zigaretten! Und außerdem mit jenem spezifisch weiblichen Duft, den die Natur wohl! als ihr Lockparfüm benutzt.

Gegen Abend fand ich sie alle etwas verkatert in ihrem Wohnzimmer. Ich teilte ihnen mit, daß ich infolge eines dringenden Telgrammes zu einer wissenschaftlichen Konferenz nach Rom reisen müsse, und zwar schon morgen früh. Ich würde aber wiederkommen und die noch fälligen zwei Monate des Quartals vorausbezahlen. Es gab bestürzte Gesichter, und ich fand auch nicht den Mut, zu gestehen, daß ich nicht wiederkommen wollte.

Ich beabsichtigte in der Tat, nach Italien zu reisen. Die südliche Sonne lockte mich, und die Furcht trieb mich schleunigst fort. Als ich am Abend noch einiges einpackte, kam Annemarie ins Zimmer, blickte mich durchdringend an und fragte mich: „Habe ich Sie vertrieben?“

„Wo denken Sie hin — im Gegenteil!“ erwiderte ich schnell. „Ich will ja wiederkommen.“

„Ist das auch wahr?“

Ich war schwach und schwor Stein und Bein, wenn nichts dazwischen käme, würde ich kommen. Da fiel sie mir um den Hals, küßte mich heiß, rief weinend: „Komm wieder, mein Freund!“ und lief bitterlich schluchzend davon. Mit dem Nachtzug reiste ich dann nach der Riviera.“

„Aber du bist nicht wiedergekommen?“ fragte Rennstieg.

„Gott sei Dank, nein! Die Sonne der Azurküste und meine Arbeit heilten mich bald von — dieser kleinen Verirrung. — Uebrigens hat sich Annemarie während des Krieges mit einem jungen Hauptmann verheiratet und ist heute Witwe.“

„Dann solltest du zu ihr ziehn, Professor, und —“

„Ich werde mich hüten, lieber Freund. Uebrigens bin ich kein Freund von — Umwegen.“

Professor Petermüller saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Eine jener prunkvollen altpersischen Handschriften, in

Grün und Rot mit Vergoldung prangend, lag vor ihm. Die Zigarre hatte er beiseite gelegt, damit nicht die Asche oder ein

Vorgarten, hinter dem man, halbversteckt durch die Laubmassen, einen breiten, mit Linden bepflanzten Vorstadtplatz undeut-



... sie ulkten, ich sollte doch mich freuen, daß meine alten Anzüge so reizende Trägerinnen hätten

Feuerfunken das kostbare, entliehene Dokument schädige.

Von Zeit zu Zeit schweifte sein Blick durch eines der großen Fenster über einen

lich sah. Sein Herz war fröhlich. Auf einem Seitentischchen standen noch die satzigen Reste seines türkischen Kaffees, weiße Brot- und Kuchenschnitte, Honig

Petermüller

und Butter. Mit strahlenden Fingern tupfte die Sonne goldene Flecke auf die vornehmen Möbel des Zimmers und ließ da draußen alles funkeln und blitzen.

Petermüller ging einige Male nachdenklich umher, rauchte die halb erloschene Zigarre wieder an, lächelte zu einem kleinen, weißgrauen Flockenbündel mit seidigen Haaren hinunter, das zusammengekauert neben seinem Diplomatentisch lag, und streute ihm einige Kuchenstückchen hin, die ein kleines, schwärzliches Näschen erst vorsichtig beroch und ein träges, rosiges Schnäuzchen dann langsam fraß. Der Professor lachte. Er streute einige Krümel aufs Fensterbrett, von wo sie flinke Blaumeisen in schnellem Fluge erhaschten.

Es klopfte. Das Köpfchen einer kleinen, zierlichen Dame in kokettem Baretthut und grauem, knappem Schneiderkleid schob sich herein.

„Guten Morgen, Herr Professor — lassen Sie sich gar nicht in Ihrer Arbeit stören! Ist Bichette hier? Ich will sie mitnehmen — ich gehe aus. Soll ich Ihnen übrigens etwas besorgen? Haben Sie irgendeinen Wunsch? Essen Sie heute abend im Klub oder zu Hause?“

„Hm — ich weiß nicht . . . Sind Sie zu Hause, gnädige Frau?“ Er stand auf und drückte der Dame die Hand.

„Ich glaube nicht — ich gehe ins Theater. Aber Sie wissen ja — Dore wird alle Ihre Wünsche . . . Na, so komm schon, Bichette! — Auf Wiedersehen, Herr Professor!“

„Das wird ja wohl kaum vor morgen der Fall sein. Also viel Vergnügen! Ich brauche wirklich nichts.“

Die Dame nickte ihm lächelnd zu.

„Nicht zu fleißig sein!“ — Und dann war sie verschwunden. Das grauweiße Seidenbündelchen trottete ihr gemächlich nach. Der Professor schloß die Tür und trat ans Fenster, um ihr nachzublicken.

Petermüller nahm seine Zimmerpromenade von neuem auf. Endlich, endlich hatte er wieder ein Heim gefunden, in dem er sich glücklich fühlen und ungestört arbeiten konnte — denn das gehörte nun einmal zu seinem Glück.

Welch ein merkwürdiger Zufall war das aber gewesen — Kismet, doch diesmal ein günstiges. Wäre er gläubiger, als er war, so hätte man es für den Finger der Vorsehung halten können. Das hatte sich also vor vier Monaten zugetragen — im Opernhaus, wo an dem Abend ein berühmter Gast sang. Im großen Zwischenakt, als die

meisten Leute hinausgingen, bemerkte er, daß seine Nachbarin, auf die er kaum geachtet, die leer gewordenen Sitze ringsumher nach etwas Verlorenem durchforschte und zum dritten Male ihr Handtäschchen und ihre Kleidertaschen untersuchte. Er bemerkte ein niedliches Gesicht, von braungoldenen Haaren umkränzt, das ihn jetzt ganz verängstigt und ratlos anblickte.

„Haben Sie etwas verloren, meine Gnädigste?“

„Ja, mein Portemonnaie.“

„Haben Sie es vielleicht in der Garderobe —?“

„Nein, nein — ich habe mir ja an der Parkettür noch einen Zettel gekauft.“

„Nun, dann wollen wir doch einmal den Türhüter fragen. Vielleicht ist es Ihnen dort entglitten, und vielleicht hat es jemand abgegeben. War denn viel drin?“

„Ach, kaum der Rede wert — etwa fünfzig Mark. Aber ich habe nun kein Geld, die Garderobe einzulösen. Die wollte ich erst in der Pause bezahlen, da man eben die Türe zur Ouvertüre schloß. Und ich möchte jetzt etwas essen — die Musik hat mich hungrig gemacht, ganz offen gesagt. Und das Auto nach Hause . . . Ich könnte ja allerdings das Geld herunterschicken — aber die Chauffeure heutzutage! Womöglich denkt der Mann, ich will ihm ausrücken.“

Sie lachte ein allerliebstes, helles Lachen, in das der Professor einstimmte.

„Ich bitte, gestatten Sie mir, Ihnen mit einer Kleinigkeit auszuhelfen.“

Er steckte ihr schnell drei Zwanzigmarkscheine in ihr geöffnetes Täschchen.

„Darf ich denn das annehmen? Sie kennen mich ja gar nicht.“

„Oh, ich habe keine Angst — und hier ist meine Karte.“ — Er kritzelte schnell die Adresse seines Hotels darauf. — „Sie werden es mir zuschicken.“

Dann waren sie ins Foyer hinaufgegangen — er hatte sie und sich mit einigen Brötchen bedient, und sie waren natürlich ins Plaudern gekommen, nachdem auch sie sich ihm vorgestellt. Ueber die Oper, über den Gast und die Musik im allgemeinen. Dabei hatte sich Petermüller die Bemerkung erlaubt, indem er auf den Trauring ihrer feinen, rechten Hand schielte.

„Gnädige Frau werden nicht abgeholt?“

„Ach nein — was soll ich meine alte bequeme Dore bemühen! Sie denken, wegen des Trauringes? Ich bin Witwe!“

Und dabei wurde sie rot, was ihm gut gefiel. Ueberhaupt gefiel sie ihm, denn sie

schwatzte nicht, sie sprach klug und verständig und mit der ruhigen Sicherheit einer Dame.

Und dann horchte er auf, als sie ihm berichtete, daß sie sich in der großen Sechszimmerwohnung eines Villenhauses in der stillen Vorortstraße, die er nur dem Namen nach kannte, manchmal geradezu graule.

„Und da wohnen Sie so ganz allein? Ich meine nicht wegen der vielen Diebstähle und Einbrüche — trotzdem auch das zu bedenken ist. Aber daß Ihnen das Wohnungsamt — wenn Sie nur zwei Personen sind . . .“

„Hat sich auch schon vor einigen Wochen gemeldet. Aber ich gab an, daß ich schon vermietet hätte; und mein Schwager, der Mann meiner Schwester, hat auch einen jungen Mann aus seinem Geschäft bei mir untergebracht. Der gefällt wir nun gar nicht, aus — verschiedenen Gründen.“ — Und dabei wurde sie wieder rot. — „Auch ist er kein Schutz — am Tage ist er nie, des Nachts sehr oft nicht zu Hause. Deshalb habe ich ihm auch schon gekündigt . . . Ja, und nun sehe ich mich nach einem anderen Mieter um. Am liebsten wäre mir eine ältere Dame — aber die sind oft so anspruchsvoll und nicht immer verträglich. Oder ein älterer Herr.“

Dabei warf sie einen schnellen Seitenblick auf Petermüller. Aber dann sprang sie rasch auf:

„Kommen Sie — der letzte Akt beginnt gleich. Wir haben uns verplaudert.“

Drinne hörte der Professor nur wenig auf die Musik und den berühmten Gast, der jetzt die große Arie sang. Er blickte seine Nachbarin verstohlen von der Seite an und dachte angestrengt nach. Eine stille Hoffnung regte sich in seinem Herzen.

Da war eine Dame, die eine große Wohnung hatte und einen Mieter suchte. Sie war offenbar wohlhabend und machte kein Geschäft aus dem Vermieten. Sie war taktvoll, ruhig, höflich und scheinbar auch gebildet — also konnte man auf die Wohnung und die Köchin Dore gewisse Schlüsse ziehen. Es kam ihm fast wie ein Wink des Schicksals vor. Er schrak plötzlich zusammen, als eine donnernde Salve des Beifalls erscholl. Der Vorhang war gefallen, ging aber noch einige Male in die Höhe. Dann strebte alles hinaus.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Garderobe in diesem schrecklichen Gedränge besorge. Auch wollen wir nach dem verlorenen Geldtäschchen fragen“, sagte der Professor höflich.

Das Portemonnaie — man holte sogar

den Hausinspektor herbei — fand sich übrigens nicht. Bald darauf schritten sie die Mittelallee der „Linden“ entlang, denn Madame wollte noch ein wenig promenieren und die frische Luft genießen. Es war ein milder, lauer Vorfrühlingsabend, den ein halber Mond mehr als die großen blauweißen Kugeln der elektrischen Lampen erhellte. An der erleuchteten Schloßkonditorei machte ihr Petermüller den Vorschlag, noch eine Tasse Tee zu genießen, und sie nahm es ohne falsche Scheu an. Als sie in der kleinen holländischen Stube einander gegenüber saßen, plauderte sie erst ein wenig von dem schönen Abend und der Oper, und plötzlich fragte sie ihn, indem sie seine Karte aus ihrem Täschchen zog:

„Sie sind jedenfalls nur zu Besuch hier, Herr Professor?“

„Ach, weil ich im Hotel Bristol wohne“, lachte Petermüller. „Das hat so seine besonderen Gründe.“

Erst stockend, verlegen in seiner Tasse rührend, dann allmählich offener, mit halbem Lachen und halber Klage, erzählte er ihr einiges aus seinen Wohnungsnot und Junggesellenleiden.

„Seitdem ich nun gegen Ende des Krieges von einer Orientmission nach Berlin zurückgekommen bin, und seit dem Umsturz und der Wohnungsnot ist das nun alles noch schlimmer geworden. Daher das Hotel als letzte Station. Aber auch so unruhig wie eine Eisenbahnstation und ebenso kalt und ungemütlich — eben nur ein Durchgang nach einer Ruhestätte, die ich suche. Zumal ich mir wieder eine neue große Arbeit aufgehalst habe.“

Ein paarmal hatte sie bei seiner Beichte hell aufgelacht, ihn aber dann aus ihren großen und guten Augen so mild und fraulich-mitleidig angeblickt, daß Petermüller, der auf seinen weiten Reisen notgedrungen ein Menschenantlitzkenner geworden war, ihr es förmlich ablas, jetzt denkt sie von dir: „Ach, du armes, großes Kind!“

„Also sind Sie der Professor Petermüller, der die ‚Reise in das Zweistromland‘ geschrieben hat?“

„Der bin ich wirklich. Kennen Sie denn das Buch?“ fragte Petermüller überrascht.

„Aber es ist doch sehr bekannt, Herr Professor, und ich lese viel.“

Eine Weile saßen sie schweigsam gegenüber, und sie dachten wohl beide an dasselbe. Die kleine, zierliche Dame rührte mit dem Löffel in ihrer Tasse und, ohne ihn anzusehen, fragte sie plötzlich:

„Hätten Sie nicht Lust, zu mir zu ziehen? Ich könnte Ihnen nicht nur unsere frühere

Fremdenstube abtreten, die jetzt der junge Angestellte bewohnt, auch noch das Herrenzimmer meines Seligen. Es ist sehr groß — Sie könnten darin beinahe Ihre Bibliothek unterbringen. Es ist auch noch, wenn das nicht genügt, ein kleines Rauchzimmer da für weitere Bücher. Alles das ist jetzt unbewohnt — ich brauche nur meine Schlafstube, das Eß- und das Wohnzimmer.“

Petermüllers Herz schwoll vor Entzücken.

„Aber Sie kennen mich ja gar nicht, gnädige Frau.“

„Ich kenne Ihr Buch.“

„Na, heutzutage — Sie müßten sich doch erst erkundigen. Wenn ich nun ein falscher Petermüller wäre!“

Sie blickte ihn belustigt an:

„Ich bin Menschenkennerin — Sie können sich ja gar nicht verstellen. — Zu Ihrer und der Beruhigung meiner Verwandten könnten Sie mir ja das geben, was die Kaufleute eine Referenz nennen.“

Petermüller erbat sich seine Visitenkarte zurück und schrieb den Namen seines Klubs und eines befreundeten Universitätsprofessors dazu. Gleich darauf kündigte das bedienende Mädchen „Feierabend“ an. Sie bezahlten und gingen. Petermüller rief ein leeres Auto und stand noch immer mit abgezogenem Hute da, in tiefe Gedanken versunken, als es bereits hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war.

Schon am anderen Abend berichtete ihm der Klubsekretär, es sei ein Herr dagewesen, der nach ihm gefragt hätte und wiederkommen wolle. Bald darauf stellte sich ihm ein sehr eleganter, sehr energischer und weltgewandter Herr von etwa vierzig Jahren als Bankier Lederer vor — Firma Lederer und Wirtz — als Schwager von Frau Henny Marquard. Er sei hocherfreut, den bekannten Gelehrten und Autor der „Zweistromland-Reise“, die er mit Genuß und Vergnügen gelesen, persönlich kennenzulernen. Und seine Schwägerin würde es sich zur Ehre schätzen, dem Herrn Professor ein angenehmes Heim zu schaffen.

„Wollen Sie sich nicht recht bald die Wohnung ansehen, verehrter Herr Professor?“

Das versprach Petermüller auch dem energischen Herrn, der ihn noch mit einigen liebenswürdigen Komplimenten überschüttete und einige gar nicht erbetene Aufklärungen über seine Schwägerin gab.

„Ja, sehen Sie, meine Schwägerin ist eine wirklich nette Frau — sehr sanft, sehr verträglich und ruhig. Sie stand deshalb auch

unter dem Pantoffel ihres seligen Mannes, der übrigens viel älter war. Sie hätte sich, trotz oder vielleicht wegen des Krieges, schon ein paarmal verheiraten können — sie ist ja erst gegen Ende Dreißig, und Vermögen ist gottlob da — und dazu das Geschäft. Aber sie will nicht und meint, wohl nicht ohne Grund, daß die meisten Männer doch nur ihr Geld wollten, trotzdem sie doch noch sehr gut aussieht und wunderschön singt. Sie war nämlich einige Jahre Konzertsängerin. Meine Frau ist als Pianistin ausgebildet. Na, die werden Sie hoffentlich auch noch kennenlernen. Denn ich hoffe bestimmt, Sie machen uns bald mal das Vergnügen, wenn Sie zu Henny ziehen.“ —

Am anderen Vormittag nahm Petermüller ein Auto und fuhr zu Frau Henny Marquard. Drei Tage später war er bereits installiert. Zwei Monate danach ließ er seine Bücherkisten aus München und vom Berliner Spediteur kommen. Und so hatte er endlich wieder ein Heim gefunden, aus dem er hoffentlich auf absehbare Zeit nicht wieder vertrieben würde.

Er lebte wirklich sehr friedlich bei dieser ruhigen, liebenswürdigen Dame. Und eigentlich war es hier noch schöner, sowohl was die Wohnung als auch die Dame des Hauses betraf, als bei der Witwe in München, die ihn so grausam vor die Tür gesetzt.

Eigentlich sah er sie gar nicht oft. Des Morgens, wenn er längst an seinem Schreibtisch saß, stand sie erst auf. Dann ging sie fort, um Einkäufe zu machen, Bilder zu besichtigen oder in irgendeine Komiteesitzung, denn sie gehörte einigen wohltätigen und sozialen Vereinen an. Und wenn er nach dem Mittagessen, meist in einer nahen Weinstube oder im Klub, nach Hause kam, war sie schon wieder fort. Am Sonntagnachmittag trank er immer den Tee bei ihr, und den Mittwochabend, wo sie eine Art „Jour“ hatte, brachte er auch öfters bei ihr zu. Manchmal kam Herr Lederer mit seiner Frau, die sehr schön Piano spielte, und auch ein älterer Herr, ein Oberstaatsanwalt, der so gerade und steif war, als ob er eine Degenklinge verschluckt hätte. Er sprach nur von der wachsenden Kriminalität und von interessanten Fällen seiner Praxis. Auch trieb er privatim Statistik und warf mit vielen und großen Zahlen um sich. Dann blitzten sich Petermüller und Frau Henny belustigte Blicke zu, und der Professor lenkte bald das Gespräch auf seine Reisen, um die Dame zu unterhalten.

Doktor Baldrian, so hieß der Mann der Justiz, hörte dem stets sehr aufmerksam zu und warf nur zuweilen in seinem spitzen hannöverschen Dialekt etwas ein. Zum Beispiel:

„Und dieses jetzt so unfruchtbare Land hat im Altertum soundso viele Millionen Scheffel Weizen und soundso viel Oel produziert.“

Oder: „Wir hätten Mesopotamien Kultur und eine geordnete Rechtspflege gebracht. Die Engländer werden es nur aussaugen, wie ihr Indien.“

Einmal sprach Petermüller mit Frau Henny über diesen Hausfreund.

„Wie kommt es eigentlich, daß Sie mit diesem ‚Rechtsfall‘ befreundet sind, wo Sie doch sonst so wenig Verkehr haben?“

Das erklärte sie ihm.

„Als mein Mann noch lebte, der sehr für Geselligkeit war, hatte ich viel mehr Umgang, als mir lieb war. Denn ich bin, wie Sie wohl gemerkt haben, mehr für ein ruhiges und bequemes Leben. Nach seinem Tode zog ich mich ganz zurück. Nur mit Frau Doktor Baldrian war ich befreundet. Vor zwei Jahren ist sie gestorben. Und der Doktor hat mir auch wichtige geschäftliche Dienste geleistet, als mein Mann gestorben war, denn damals war meine Schwester noch nicht verheiratet. Uebrigens tut mir der gute Mann wirklich leid. Seit einem halben Jahr ist er ganz vereinsamt — seine einzige Tochter hat sich nach auswärts verheiratet. Uebrigens ist er doch ein ganz netter und vornehmer Herr. Was haben Sie gegen ihn?“

„Eigentlich gar nichts. Nur kann ich mir eine amüsantere Gesellschaft denken, als diesen Herrn mit dem medizinischen Namen und den vielen Zahlen. Und dann — ein Staatsanwalt! — Da durchforscht man sich immer ängstlich, ob man nicht auch ein Verbrechen begangen hat.“

Sie lachte und drohte ihm mit dem Finger. — Uebrigens schien der Jurist dem Professor sehr gewogen zu sein. Er lobte Petermüller Frau Henny gegenüber und zog ihn beiseite, wenn manchmal an solchen Abenden noch andere Leute da waren und Musik gemacht wurde, die er für ein störendes Geräusch erklärte, um sich über Politik und asiatische Statistik sehr gelehrt mit dem Professor zu unterhalten.

Jedenfalls schien Petermüller dieser „Herr in Steifleinen“, wie er ihn frei nach Shakespeare in Gedanken nannte, höchst ungefährlich. Denn je länger er in dem stillen Vorort lebte und je besser ihm die Wohnung und ihre idyllische Ruhe gefielen,

desto ängstlicher zitterte er vor des Geschickes Mächten, die ihn bisher immer aus jeder Ruhestätte eines Daseins vertrieben hatten — kurz, vor dem „Ring des Polykrates“. So viel Glück kam ihm unheimlich vor.

Aber nach einigen Monaten beruhigte er sich wieder. Nichts drohte, diesem Idyll ein Ende zu machen. Die Frauen — auch die ältliche Köchin Dore — vergötterten Petermüller. Bichette, das verwöhnte Schoßhündchen, wollte sich gar nicht mehr von ihm trennen, so daß Frau Henny fast eifersüchtig wurde.

Und jetzt aß er auch einige Male in der Woche mittags mit ihr zusammen, als er sich über die Wirtshauskost beklagt hatte, und daß ihm dieser Gang gerade die besten Arbeitsstunden raubte. Nach diesen Mahlzeiten blieb er dann noch immer ein Stündchen bei einer Tasse Mokka mit Frau Henny sitzen, ehe sie beide sich zur Nachmittagsruhe zurückzogen. Auch ins Theater, ja sogar ins Kino, für das sie schwärmte, begleitete er sie zuweilen.

Den Freunden im Klub fiel bald sein zufriedenes Wesen auf; und er vertraute Rennstieg an, daß er jetzt restlos zufrieden sei. Rennstieg, der Pessimist und angebliche Frauenkenner, gratulierte, aber er warnte auch vor dem Glück des Polykrates:

„Denke an deine Münchner Witwe! Und ehe einer kommt, der dich vor die Türe setzt, heirate sie lieber!“

Petermüller lehnte das höchst energisch, ja mit Entrüstung ab.

„Dadurch würde ja gerade das gute schwesterlich-brüderliche Verhältnis zwischen uns gestört werden. Ihr denkt immer gleich an Liebe, wenn zwei Menschen verschiedenen Geschlechts sich gut miteinander stehen. Gott sei Dank denkt sie ebensowenig daran wie ich, sich solche Fesseln anzulegen. Sie hat es mir wiederholt und bestimmt versichert, daß sie nicht wieder heiraten will. Du bist eben absolut kein Frauenkenner, wenn du es dir auch einbildest. Am wenigsten kennst du diese Frau.“

Rennstieg feixte ihn an:

„Mein lieber Professor, davon nach neune! — Ich kenne die langhaarigen Menschen, die ihre Kleider nach links knöpfen, besser als du. Sie sind alle gleich und waren sicher in deinem Hettiterreich schon genau ebenso. Die sich heute ehescheu stellt, verlobt sich morgen. Und ich warne dich.“

Aber Petermüller zuckte nur verächtlich die Achseln. Im Januar reiste er nach Ita-

lien, weil ihn der Süden nach einigen Jahren wieder lockte, und weil er in der Vatikanischen Bibliothek einige Nachforschungen nach einem gewissen Manuskript anstellen wollte. Im Mai kam er zurück. Frau Henny freute sich sehr, ihn wiederzusehen, und die Köchin Dore und das Hündchen Bichette schlossen sich dieser Freude an, zumal da er allen etwas mitbrachte. Auch der Staatsanwalt versicherte ihm, er hätte den Professor geradezu vermißt; und er kam extra auf sein Zimmer, um ihn in ein langes Gespräch über italienische Exportstatistik zu verwickeln, was Petermüller absolut nicht interessierte. Er fand also alles beim alten. Nur kam ihm Frau Henny manchmal zerstreut vor; und sie ging auch nicht mehr so oft ins Theater oder zu ihrer Schwester, sondern blieb jetzt dreimal in der Woche am Abend zu Hause. Und an jedem dieser Abende erschien der Staatsanwalt.

Erst fiel es Petermüller in seiner Harmlosigkeit gar nicht auf. Aber dann, als sich das einige Wochen lang wiederholte, kamen ihm doch Bedenken, die sich plötzlich fürchterlich erfüllen sollten.

Eines schönen Vormittags ließ ihn Frau Henny durch Dore bitten, wenn es ihn nicht gar zu sehr in der Arbeit störe, möchte er doch auf einige Minuten zu ihr hinüberkommen. Petermüller war sehr erstaunt. Das geschah sonst nie. Vor Tisch ging jeder seinen Arbeiten und Neigungen nach und Madame meist in die Stadt.

Als er in ihr hübsches, kleines, hellblaues Wohnzimmer trat, saß sie in tiefen Gedanken in einem Sessel, so daß sie ihn erst gar nicht bemerkte. Sie bot ihm Platz an, und es schien ihm, als ob sie befangen sei.

Ja, sie wolle ihn etwas fragen, seinen Rat hören, wozu er sich mit Vergnügen und sehr neugierig bereit erklärte. Dann schweifte sie aber wieder ab, plauderte von der neuesten Oper, von ihrer Schwester, von diesem und jenem und näherte sich erst ganz langsam ihrem Ziel, als er endlich fragte, womit er ihr dienen könne.

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig, aber ganz, ganz aufrichtig, was Sie von unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Doktor Baldrian, halten.“

„Wieso —? Aber das wissen Sie doch längst. Sicher ein sehr ehrenwerter Herr, ein pflichtgetreuer Beamter, auch recht klug und unterrichtet, aber, na ja — ein wenig langweilig!“

„Ja, ja — aber doch ein Mann, auf den man sich verlassen könnte in allen Lagen des Lebens.“

Sie blickte ihn so seltsam an — das Herz stand ihm plötzlich still. Ein riesengroßer Verdacht warf seinen Schatten über dies Herz.

„Wieso verlassen? Meinen Sie geschäftlich oder —?“

Ueber Frau Hennys sehr sanfte und schöne Augen senkten sich ihre langen, braunen Wimpern.

„Also — zu Ihnen habe ich Vertrauen. Ehe ich mit meiner Schwester und meinem Schwager spreche, sage ich es deshalb Ihnen. Herr Doktor Baldrian hat gestern um meine Hand angehalten.“

Und jetzt blinkten ihn diese schönen, blaugrauen Sterne wieder an; und wie ein geheimnisvolles Rätsel lag es in ihnen, wie eine stumme, bange Frage, die der gute Professor aber nicht lesen konnte, denn er war geübt im Entziffern von geheimnisvollen, alten Papyris und Tontafeln mit rätselhaften Keilschriften. Es entstand eine lange Pause. Petermüller war wie vor den Kopf geschlagen und dachte an den Ring des Polykrates. Wenn er auch kein beherrschtes Samos zu verlieren hatte, so sah er doch schon die Packer seine Bibliothek wieder in Kisten verstauen und sich mit Grausen auf die Wohnungssuche gehen. Und außerdem fühlte er sich auch sonst plötzlich sehr unglücklich. Irgendwo tat ihm etwas weh — er wußte selbst nicht was und weshalb. Als er endlich sprechen mußte — denn Frau Hennys Augen mit der Frage und dem geheimnisvollen Leuchten darin ließen ihn nicht mehr los —, da stotterte er nur ganz leise:

„Ich — ich dachte, Sie wollten absolut nicht mehr . . .“ Und etwas kühner fügte er hinzu: „Sie haben ihm doch natürlich einen Korb gegeben?“

„Nein, lieber Freund — das habe ich nicht getan — das heißt, ich habe mir einige Tage Bedenkzeit erbeten“, fuhr sie schnell fort, als sie ihn erbleichen sah.

Und sie lächelte. Da wurde er noch trauriger — und plötzlich fühlte er, wie sehr er diesen pedantischen, lächerlichen Zahlen- und Formenmenschen, diesen Herrn „in Steifleinen“, diesen langweiligen Juristen aus tiefster Seele haßte. Und auch gegen die kleine Frau regte sich etwas wie Haß in ihm. Da glaubte man den Frauen, vertraute ihnen — aber heute sprachen sie so, morgen wieder anders. Die Kirchenväter und Schopenhauer und viele andere Frauenverächter hatten recht — *donna e' mobile*, veränderlich wie Wind und Welle.

„So — so — so . . . Bedenkzeit! — Aber weshalb fragen Sie mich?“

„Sie sollen mir sagen, ob Sie glauben,“

daß ich mit diesem Manne glücklich —?“

Er ließ sie nicht ausreden.

„Wie soll ich das wissen! Ich will ihn nicht heiraten — und ich würde ihn auch nicht heiraten. Ich kann mich auch nicht in Ihre Seele hineinversetzen. Wenn Sie ihn so sehr lieben, wie es scheint — trotz-

ist. Die Schwester hat ihre Kinder . . . Und, mein Gott, die Liebe! — Es gibt viele glückliche Ehen ohne Liebe.“ —

„Aber Sie haben ja mich, meine liebe, verehrte Frau!“ rief der Professor; und es war wie ein Aufschrei.

„Sie?!“ — Frau Henny lächelte wieder



„Aber Sie haben ja mich,
meine liebe, verehrte Frau!“

dem mir das unbegreiflich ist —, so heiraten Sie ihn, heiraten Sie ihn in Gottesnamen!“

„Aber nein — nein, lieber Freund“ — Frau Henny legte sanft ihre Hand auf seinen Arm — „Sie verkennen die ganze Situation. Ich liebe ihn durchaus nicht. Aber sehen Sie — ich habe nur meine Schwester und den Schwager. Sonst stehe ich ganz allein in der Welt — ganz allein. Man wird älter, noch älter, als man schon

sanft und geheimnisvoll. — „Sie sind mir freilich ein lieber Freund geworden. Aber eines Tages werden Sie wieder eine große Reise für zwei oder drei Jahre nach dem Orient machen — oder doch noch die Professur in München oder Bonn annehmen, die man Ihnen schon wiederholt angeboten hat. Oder vielleicht heiraten Sie noch einmal...“

„Nie — niemals — das wissen Sie ja!“ rief Petermüller mit höchster Energie.

Das Lächeln verschwand aus Frau Hennys Augen und Lippen. Petermüller war aufgesprungen und rannte einige Male, wie er es auch zuweilen bei der Arbeit tat, wenn ihm neue Gedanken kamen, im Zimmer umher. Plötzlich blieb er vor der Dame stehen, die sich mit beschattender Hand tief in ihren Sessel zurückgelehnt hatte.

„Versprechen Sie mir eines — ehe Sie ihm irgendeine Zusage oder überhaupt eine Antwort geben, sagen Sie es mir!“

„Also, wenn ich Sie recht verstehe, so raten Sie mir ab.“ — Frau Henny lächelte wieder sanft.

„Ich rate Ihnen aufs allerentschiedenste ab. Das ist kein Mann für Sie. Nun ja, eine ‚Stütze der Hausfrau‘ — Petermüller wurde witzig und ironisch — „aber doch kein Mann zum Heiraten. Er wird Ihre Haushaltbücher führen, in Doras Kochtöpfe gucken und Sie mit Raubanfällen, Brandstiftungen und mit Exportstatistik so lange langweilen, bis Sie eines Tages in diesem Sessel tot dasitzen. Gestorben an Langeweile und Statistik!“

Nun lachte Frau Henny, und der Glanz und das leuchtende Schimmern ihrer Augen vertieften sich noch.

„Aber — aber — was sind Sie boshaft, lieber Freund! Und er meint es doch so gut mit Ihnen — er hat Ihr Loblied hinter Ihrem Rücken gesungen und“, eine kleine, spöttische Falte legte sich um ihr Mündchen, „er würde natürlich darauf bestehen, daß Sie unser Hausfreund bleiben, wenn ich — wenn er — wenn wir . . .“

Petermüller erbebte vor Zorn — er schüttelte sich vor Abscheu bei dem Gedanken. Und dann lachte er Hohn.

„Zunächst würde er mich jedenfalls vor die Türe setzen — und ich bin überhaupt zum Hausfreund absolut nicht geschaffen, gnädige Frau. Ich bitte, mich jetzt entfernen zu dürfen. — Bleibt es dabei, daß Sie mich erst nochmals um Rat fragen, ehe Sie irgendeine Entscheidung?“

Petermüllers Stimme zitterte.

„Es bleibt dabei. Ich unternehme nichts ohne Sie.“

„Gut — ich danke Ihnen.“ — An der Tür blieb er nochmals stehen. — „Ich kann heute abend, wo er jedenfalls wiederkommt, Ihrer freundlichen Einladung nicht Folge leisten. Es ist auch besser so.“

Und draußen war er. Frau Henny blickte ihm stumm nach, dann lächelte sie plötzlich wieder; und dies Lächeln machte sie mindestens um zehn Jahre jünger.

Petermüller lief aufgeregt fort. Die Arbeit mußte liegenbleiben. Es war ein

strahlend schöner Junitag; aber dem Professor schien plötzlich die Sonne mit dunklen Schleiern verhängt. Er rannte durch den Tiergarten; er rannte zwei Kinder und ein Kinderfräulein um und entschuldigte sich nicht einmal, ein so rücksichtsvoller und kinderlieber Herr er auch sonst war. Denn tiefe und schwere Gedanken beschäftigten ihn.

Er brauchte Ablenkung und ging geradeswegs in die Staatsbibliothek, deren Abteilungsleiter der Handschriftensammlung ein guter Bekannter von ihm war. Der hatte ihm von einer neuen Erwerbung erzählt, einem altägyptischen Papyrus — Gräberfund. Den wollte er jetzt besichtigen. Der Bibliothekar holte mit zeremoniöser Weihe das vergilbte Dokument aus seiner Umhüllung. Das lenkte ihn für eine Viertelstunde ab. Aber zwischen den Bilderzeichen der Hieroglyphen tauchte immer wieder die kleine Frau Henny auf, bald am Arme des Staatsanwalts spazieren gehend, bald diesem Herrn in Steifleinen (vielmehr in einem bequemen Morgenjackett) gegenüberstehend, beim Frühstück, wie sie ihm den Tee einschenkte. Und das zerstreute ihn so, daß sein gelehrter Freund sich verwunderte. Petermüller, dessen Herz und Gedanken sich sonst voll Entzücken in dies Denkmal der Vergangenheit vertieft hätten, schob es achtungsvoll zurück. Er würde wiederkommen — eine wichtige Verabredung. Dann war er draußen.

Unterdes war es Mittagszeit geworden. Er ging in den Klub, um dort zu speisen, und saß schweigsam und zerstreut neben einigen, ihm ganz gleichgültigen Herren. Plötzlich spitzte er die Ohren: Sie sprachen über die Wohnungsnot, auch für die Junggesellen und „möblierten Herren“, welcher Gattung sie meistens angehörten. Und jeder erzählte eine neue üble Erfahrung: man sah sie nur noch als auszupressende Zitrone an — schlechte Bedienung — kein freundlich-patriarchalisches Entgegenkommen mehr wie in schönen, vergangenen Friedenszeiten; und bei der geringsten Klage gleich: „Sie können ja ziehen, wenn es Ihnen nicht paßt!“ — Petermüller wurde das Herz immer schwerer — das gute Essen schmeckte ihm nicht mehr, das Glas Rotwein wurde ihm zu Galle.

Er ließ das Dessert ungegessen und stand bald auf, sich in eine Zeitung zu vertiefen. Unwillkürlich suchte er in den Wohnungsanzeigen möblierte Zimmer. Aber es wurden keine angeboten, nur welche gesucht. Und im vermischten Teil las er einen kleinen humoristischen Artikel über die Woh-

nungsnot. Er warf die Zeitung wütend fort und griff nach den „Fliegenden Blättern“. Auch da Wohnungswitze — es war zum Verrücktwerden!

Zum Glück kam dann bald Rennstieg, mit dem er Schach spielen konnte. Das würde ihn ablenken. Der kleine Justizrat war auch da und kiebitzte. Sonst gewann der Professor fast immer, aber diesmal verlor er die erste Partie sehr schnell. Rennstieg schüttelte den Kopf.

„Mein lieber Alter, wir kennen uns jetzt fast dreißig Jahre; aber so zerstreut und konfus habe ich dich nicht mal gesehen, als du damals in Heidelberg deinen Doktor bautest, und auch nicht, als du in deine filia hospitalis — der Vater war ja wohl Mützenmacher — so stark verschossen warst. — Erlaube, das ist meine Dame, nicht deine!“

„Wieso Dame?“ erwiderte Petermüller fassungslos und dann warf er das Spiel zusammen, das ihn langweilte. Bald darauf ging er fort — er konnte keine Menschen mehr vertragen, die ihn liebenswürdig ansprachen und sich über die Valuta oder die neueste Entente politik mit ihm unterhalten wollten.

Rennstieg lächelte malitiös hinter ihm her und bot seinem Freunde, dem kleinen Justizrat, eine Wette auf drei Flaschen Sekt an, in spätestens 6 Monaten fällig: Petermüller würde sich innerhalb dieser Frist todsicher verloben oder verheiraten. — Der Rechtsanwalt nahm sie an; das sei bei dem Professor gänzlich ausgeschlossen.

Petermüller ging erst noch in ein Kaffeehaus. Aber da traf er einen jungen Assistenten des Völkermuseums, der ihn in ein gelehrtes Gespräch verwickelte. Heute langweilte ihn das, und er nickte nur immerzu und sagte wieder: „Ja, ja — nein, nein!“ Schließlich war es Theaterzeit — da wollte er irgendwo hin; da brauchte er mit niemand zu reden. Nur nichts Ernstes heute, auch keine Musik, bei der man denken konnte! Er wollte nicht denken. Also ging er nach langen Jahren wieder einmal in ein Varieté. Das lenkte ab — und er sah voll Interesse zu, wie sie auf den Händen liefen und an der Decke turnten. Und schließlich lachte er sogar über zwei närrische Clowns, die Teller und Gläser zerschmissen und ihren Blödsinn dazu machten. Aber dann kam ein dicker „Komiker“, der sang ein Couplet über die Wohnungsnot. Also auch hier! Da bezahlte er schnell den Kellner und lief fort.

Er fuhr in einem Auto direkt nach Hause — es war kaum halb zehn. Frau Hennys

Salonfenster waren noch erleuchtet — natürlich, ihr Mittwochabend! Und der Staatsanwalt war natürlich auch da. Eigentlich schamlos von dem Kerl, da sie sich doch Bedenkzeit von ihm erbeten hatte — und auch von ihr taktlos, ihn heute zu empfangen.

Gleich darauf klopfte es — Dore stapfte ins Zimmer. Ob der Herr Professor nicht noch ein Täßchen Tee bei der gnädigen Frau trinken wolle? Der Herr Oberstaatsanwalt sei auch da. — Er schützte Kopfweh vor. Das fehlte gerade noch. Er würde sich diesem — diesem Herrn gegenüber heute sicher zu irgendeiner Malice oder Taktlosigkeit hinreißen lassen. Mochten sie sich doch heiraten — mochten sie! Er würde Berlin verlassen, nach Rom ziehen. Dort würde er schon eine Wohnung finden — dort gab es möblierte Etagen. Er würde eine Bedienerin nehmen und im Hotel essen. Ja, das wollte er. Gleich morgen wollte er kündigen und packen. Aus! Schluß!

Dann legte er sich früh ins Bett mit einem dummen Detektivroman, den er mal auf der Reise gekauft und nicht zu Ende gelesen hatte. Das zerstreute ihn auch eine Weile — und dann dachte er an Rom — an das schöne Frascati — vielleicht ginge er im Winter dann nach Palermo. Darüber schlief er ein. Gegen 6 Uhr früh — es war noch ganz dämmerig — wachte er auf mit einem stechenden Schmerz im Herzen. Er hatte fürchterlich geträumt. Ja, richtig — er war Trauzeuge bei Frau Hennys Hochzeit mit dem Staatsanwalt gewesen; und bei der Hochzeitsfeier hatte er einen Trinkspruch auf das Brautpaar ausgebracht und den Doktor Baldrian darin einen „Herrn in Steifleinen“ genannt und einen Zahlenpedanten. Er lachte jetzt darüber; aber er hatte einen pappig-bitteren Geschmack im Munde.

Und richtig — war er nicht im Traum durch die Straßen Berlins gelaufen und hatte nach allen Häuserpforten aufgeblickt, ob da nicht Wohnungszettel hingen? Aber es hingen keine dort. Und dann hatte er sich plötzlich ganz unvermittelt einige Zimmer angesehen, und jedes hatte ein Bett, ein grünripsenes oder ein rotsamtenes Sofa, zwei Stühle und einen Kleiderschrank — und an der Wand hing ein Oel-druck: ein Kaiserbild oder eine Schweizer Landschaft in knalligem Gelb, Rosa und Grün. Und jede der alten, dicken Wirtinnen hatte grinsend gesagt: „Ist das nicht herrlich eingerichtet? Die Miete müssen Sie aber für drei Monate im voraus entrichten.“

Ja richtig — er wollte ja nach Rom und heute gleich packen. — Aber dann kam ihm das wieder so unsinnig vor. Er sammelte und konzentrierte seine Gedanken. Schließlich liebte sie diesen steifen Kerl doch gar nicht. Aber — Rennstieg hatte recht behalten — sie wollte eben einen Mann, einen Beschützer. Und was bisher nur unter der Schwelle seines Bewußtseins gelegen, was er ängstlich von sich gestoßen, nahm jetzt riesengroß Besitz von ihm: er selbst mußte sie heiraten — es blieb kein anderer Ausweg.

Gott, es würde sich ja nicht viel zwischen ihnen ändern. Er würde aus diesem in das helle Schlafzimmer Frau Hennys übersiedeln, in das er mal zufällig einen Blick geworfen. Oder vielleicht auch nicht; denn in vielen modernen Ehen gab es jetzt getrennte Schlafzimmer. Er würde ständig mit ihr zusammen zu Mittag essen, wie er es schon sonst manchmal getan. Er würde wie sonst des Vormittags arbeiten, und sie würde ihren Haushalt besorgen und ihre Ausgänge machen; und des Abends blieb er ja jetzt schon ein paarmal zu Hause. Es bliebe im ganzen alles beim alten. Er war ja nur zwölf Jahre älter als sie; und es klappte alles famos. Eine solche Frau und ein solch ruhiges und behagliches Heim würde er nie wiederbekommen.

Aber wenn sie nun, wie man das wiederholt gehört und gelesen, als eine umgekehrte „bezähmte Widerspenstige“ nach der Hochzeit plötzlich die Krallen aus den Samtpfötchen streckte, ihn plagte, quälte und Ansprüche an seine Zeit stellte, die doch der Arbeit und der Wissenschaft gehörte. Furchtbarer Gedanke! Aber nein — er hatte sie kennengelernt — nein, nein! Oder wenn sie ihm am Ende einen Korb gab und doch lieber den Staatsanwalt... Es war wie ein glühender Dolchstoß in sein Hirn, wenn er dachte, daß der Staatsanwalt Tisch und Bett mit ihr teilen würde, und er selbst ein Ausgestoßener...

Er sprang mit beiden Beinen zum Bett hinaus. Nebenan, in seinem Arbeitszimmer hörte er Dore schon wischen und abstauben. Das brave, alte Mädchen war sehr erstaunt, als der Herr Professor eine Stunde früher als sonst nach seinem Frühstück verlangte. Und als sie es ihm brachte, vertraute sie ihm an:

„Die gnädige Frau muß heute schlecht geschlafen haben. Sie ist schon wach und hat sich ihren Kaffee ans Bett bestellt. Das tut sie sonst nur, wenn sie krank ist.“

Zwei Stunden später — Petermüller saß die ganze Zeit brütend in seinem Leder-

sessel — klingelte er nach Dore und ließ die gnädige Frau, falls sie schon in Toilette sei — was übrigens der Fall war — um eine Unterredung bitten.

Eine halbe Stunde danach wurde Dore in den kleinen, hellblauen Salon gerufen; und das brave, alte Hausmöbel — noch ein Inventarium aus der ersten Ehe — schlug die Hände zusammen und knickte in die Knie ein vor Erstaunen, als man ihr mitteilte, die gnädige Frau hätte sich soeben mit dem Herrn Professor verlobt.

„Das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt“, meinte sie. — Und sie glaubte es auch erst richtig, als sie den Professor etwas ungeschickt und verlegen den Arm um die Taille der Gnädigen legen sah und die Gnädige glücklich dazu lächelte. — Frau Henny klingelte sofort ihre Schwester und diese ihren Mann in seinem Kontor an. Aber Petermüller setzte sich an den Schreibtisch und teilte das Ereignis brieflich seinem Rivalen mit. Ein Lächeln des Triumphes, wie es der selige Kaiser Augustus nach der Schlacht von Actium und der Flucht des Marc Anton gelächelt haben mag, als ihm nun die bekannte Welt gehörte, umschwebte dabei des Professors Lippen.

Schon wenige Wochen danach fand die Hochzeit statt, natürlich ganz geheim und nur im engsten Familienkreis. Petermüller hatte sich in dieser Zeit bloß ein einzigesmal im Klub sehen lassen, und kein Wort war über seine Lippen gekommen. Doch fiel es Rennstieg auf, daß er so zufrieden aussah; und Petermüller gewann auch wieder beim Schach. Daher schlug es wie eine Bombe im Klub ein, als die Heiratsanzeige in zwei großen Tageszeitungen erschien; darunter stand: „Zurzeit in Rom.“

Die drei Flaschen Sekt wurden im Klub ausgetrunken; es wurde aber zuletzt ein Dutzend daraus. Und der Klub beschloß, ein Hochzeitsgeschenk zu stiften. Der kleine Justizrat schlug einen silbernen Pantoffel vor; aber das wurde natürlich als geschmacklos und veraltet mit Hohn abgelehnt. Schließlich seien sie doch nicht der Rauchverein Qualmtute. Rennstieg brachte aus einem Museum die Zeichnung eines goldenen Reihherdiadems einer ägyptischen Pharaonentochter herbei, da von den Hettitern derlei Dinge bisher leider nicht vorhanden seien. Danach wurde eine „Fälschung“ (wie der Museumsprofessor es nannte) bei einem bekannten Juwelier in vergoldetem Silber mit kleinen Topasen und Rubinen hergestellt — als Kopfschmuck für

Frau Professor Petermüller. Und das Ding sah merkwürdig modern-expressionistisch aus, was Rennstieg höchst gelehrt von der „ewigen Wiederkehr“ aller Stile und Moden sprechen ließ.

Im Frühjahr tauchte der Professor wieder im Klub auf, braungebrannt und fröhlich. Er ließ geduldig alle Neckereien auf sich herunterhageln. Er lächelte hierzu nur milde.

„Gott, meine Herren — Prinzipien sind dazu da, um gebrochen zu werden.“

Und Rennstieg lachte sich halbtot, als ihm Petermüller erzählte, er hätte viele Wochen in der Vatikanischen Bibliothek gearbeitet.

„In deinen Flitterwochen?! — Mensch, was hat deine Frau derweil gemacht?“

Petermüller schaute ganz erstaunt drein.

„Oh, die hatte eine Masse Bekanntschaften und hat sich mit denen Rom und die Umgebung angesehen. Na, ich kannte das doch schon alles. Da brauchte sie mich doch nicht.“

„Also mein lieber Alter — nun verrate mir einmal ganz unter uns: Wie hat sie es angefangen, dich verknöcherten Junggesellen einzufangen?“

„Gar nicht — absolut nicht! Meine Frau ist wirklich sehr hübsch, sehr verträglich und gebildet und . . .“

„Also zielte Amor mitten in dein Junggesellenherz?“

Petermüller lachte vieldeutig:

„Gott, weißt du, eigentlich verliebte ich mich zuerst in die Wohnung. Die ist nämlich reizend — so, wie ich's liebe — ganz ruhig, in dieser stillen Garten- und Vorstadtstraße — ach, und so geschmackvoll und vornehm eingerichtet.“

Rennstieg setzte sich vor Erstaunen in einen Stuhl. So etwas hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehört.

„Erlaube mal — deshalb hättest du doch nicht zu heiraten brauchen. Das hast du doch als möblierter Herr ohnedies —“

Petermüller lächelte verschmitzt.

„Ich hätte auch bis ans Ende meiner Tage so fortleben mögen. Aber da kam öfters ein alter Freund ihres Mannes — ein langweiliger Patron übrigens — der machte ihr einen Antrag. Da machte ich

ihr eben meinen Antrag. Offenbar war ich ihr lieber.“

In Rennstiegs Augen und um seine Mundwinkel kicherten hunderttausend Teufel der Ironie und Malice:

„Ach so — o . . . ach so — o?!“

„Wieso ach so? — Natürlich habe ich meine Frau lieb. Ich sagte dir ja schon, sie ist reizend. Es klappt eben alles. Nächsten Sonntag kannst du uns besuchen.“

„Also bist du restlos glücklich?“

„O ja — die Wohnung ist sehr schön — gekündigt kann sie nicht werden.“

„Wer — die Frau oder die Wohnung?“

Nun lachte auch Petermüller. Uebrigens kam er jetzt fast jeden Abend wieder in den Klub, genau so wie die anderen Junggesellen auch, und regelmäßig einmal in der Woche an den Weinstuben-Stammtisch. Und da fragten sie ihn einmal, was denn seine Frau machte an solchen Abenden. Petermüller lächelte überlegen, wie man zuweilen bei Kinderfragen lächelt.

„Ja, seht ihr — in meinem Alter — ein Geistesarbeiter . . . Ich habe übrigens wichtige neue Entdeckungen gemacht . . . Sie stört mich nicht, absolut nicht. Eine höchst bequeme Frau und eine ideale Ehe! Eigentlich sehen wir uns bloß bei Tisch. Wenn ich aufstehe, schläft sie noch. Später geht sie aus. Nachmittags schlafe ich und arbeite dann — dann geht sie wieder aus — ins Theater oder zu ihrer Schwester — oder unser alter Hausfreund, der Staatsanwalt, leistet ihr Gesellschaft.“

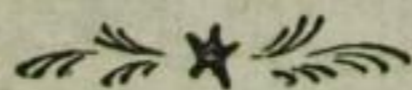
„Ist das der, der ihr den Antrag —? Und du bist gar nicht eifersüchtig, Menschenkind?“

Petermüller zuckte nur verächtlich die Achseln.

„Ueber so etwas ist doch unsereiner erhaben. Und, ohne unbescheiden zu sein: ich kenne meinen Wert und kenne meine Frau. Die will's gar nicht anders.“

Wir lachten aus vollem Halse; und Rennstieg meinte:

„Mein lieber Alter — besser hättest du es ja gar nicht treffen können. Du bist geblieben, was du warst: ein Junggeselle, der in die Wohnung geheiratet hat.“



Die Hausfrau verreist ...



„Seb wohl, Schatz! Versorg
unsre Kleinen alle gut!“



„Gassi-Gassi gehn



Krain

Zelbning von Wilibald Krain

Die letzte Tat des Steffen Fuller



VON PAUL HARVEY FOX

Illustriert von Max Zschoch.

Seit fast zwanzig Jahren bin ich Gewohnheitsdieb, Einbrecher und Fälscher. Jetzt aber will ich ein reines Blatt umschlagen; morgen geht es fort nach dem fernen Westen. Ich werde Europa nicht wiedersehen, verlange auch nicht, dies zu tun. Sollte ich je Heimweh nach der Alten Welt empfinden — es dürfte nicht sein! Meine letzte Tat hat mir einen Feind geschaffen, den kaum Meere und Länder hindern können, mich zu vernichten.

Ich komme nicht aus der Gosse, noch habe ich ein anständiges Elternhaus verlassen, weil ich die Arbeit scheute. Ich bin, im Gegenteil, stets Musterknabe gewesen, in der Schule, in der Lehre. Meine Mutter, die Schwester und ich, wir mußten hart arbeiten, um uns über Wasser zu halten. Und über Wasser hielten wir uns, brachten es sogar zu einem Schimmer von Behaglichkeit. Das ist nur zu erreichen, wenn man darauf verzichtet, Reserven an Geld wie an Kraft anzulegen. Krank werden darf man bei solch einem Leben freilich nicht, sonst hat's geschellt.

Mutter wurde krank, als ich siebzehn, die Schwester kaum neunzehn Jahre zählte. Sofort erhielt unsere Wohlanständigkeit einen tiefen Riß. Ein Drittel des Einkommens fehlte, die Ausgaben wuchsen täglich. Damals, voll Wut und Haß gegen Begünstigtere, stahl ich zum ersten Male. Die Mutter war schon zu krank, um Unregelmäßiges zu merken, die Schwester schwieg. Und so oft sie in der Folge bat: „Steffen, kannst du bis morgen Geld schaffen? Es wird gebraucht!“ schlug sie die Augen nieder, eine stille Mitwiserin.

Die Mutter starb, es war Erlösung für sie, für uns. Ich nahm keine Arbeit mehr

an, schlief am Tage und ging des Nachts aus. Unser Haus war „respektabel“, mein geänderter Lebenswandel fiel auf. Bald hatte mich die Polizei beim Wickel. Als junger, unerfahrener Taschendieb ging ich „verschütt“, als angehender „schwerer Junge“ kam ich in unsere kleine Wohnung zurück. Ich fand sie leer. Die Schwester hatte meine Rückkehr nicht abgewartet; sie war ihres Weges gegangen, wie ich dem Abgrund zu.

Natürlich konnte ich es in dem respektablen Hause nicht lange aushalten, die Tugend zeigte dort mit dem Finger auf mich. Bald fand ich geeigneteres Quartier, eine passendere Gesellschaft. Ich war Mitglied einer Bande, bevor ich noch recht wußte, was ich tat.

Im übrigen sagte mir die „Arbeit“ gut genug zu. Ich beraubte, bestahl, betrog nur Satte, die ich haßte; nur Menschen, die, im Wohlleben aufgewachsen, keine Ahnung hatten, wir mir zumute war, Leute derselben Art, die mich wie die Schwester in den Schmutz getreten.

Ich führte dies Leben an zwanzig Jahre. Reich wird man dabei nicht. Man nimmt ein, man gibt aus. Mein siebenunddreißigster Geburtstag traf mich in einem unsauberen Hotel, in äußerst schlechter Stimmung. Am Vorabend war mir ein Brief eines Onkels zugekommen, eines Vatersbruders, der seinerzeit nach Nevada ausgewandert und seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Nun meldete er sich mit einemmal. Und forderte mich auf, zu ihm zu kommen; er sei Farmer, Junggeselle geblieben und ein reicher Mann geworden. Der Brief deutete an, ich sei gegebenenfalls zum Erben der Farm bestimmt.

Die letzte Tat des Steffen Fuller

Ich war nicht mehr jung, denn das Leben eines „schweren Jungen“ altert rasch. Zudem ging es mir eben jetzt jammervoll. Gerade, daß ich nicht verhungerte. Und die Aussicht, reich und geachtet zu werden, lockte naturgemäß. Wer in meinem Berufe „unbrauchbar“ wird, tut am besten, er schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Unnütze Mäuler sind in unseren Kreisen nicht beliebt; das Ende ist stets Armenhaus, Hospital oder noch ärgeres.

Anderseits wieder war ich erst sieben- unddreißigjährig, konnte also wohl noch eine Zeit so fortmachen. Und sollte ich mein jetziges buntes Leben gegen Bauernarbeit tauschen? Nichts sehen als Vieh und wiederum Vieh? Mit der selbstgedrehten Zigarette als einziges Vergnügen? Die Wahl wurde mir schwer.

Der Zufall entschied, wie schon so oft. Ein mir bekannter junger Bursche betrat das Hotel.

„Hallo, Steffen!“ rief er. „Dich suche ich gerade! Der ‚Chef‘ schickt mich.“

„Burke?“ fragte ich.

„M—h! Eine delikate Sache, Steffen! Besser, nicht darüber schwatzen! Sollst gleich mal hin!“

Neue Arbeit also, eine delikate Sache — ich war im Bilde. Der „Chef“ war ein Gauner, wenn es je einen gab, aber er zahlte gut, und meine Taschen waren leer. Ich habe den Chef „Burke“ genannt, in Wahrheit hieß er ganz anders; aber, wie schon der junge Bursche sagte, es tat nicht gut, viel über ihn zu schwatzen. Er war ein feister, blasser Mensch, stets elegant gekleidet und tat ungestraft so ziemlich alles, was ihm in den Sinn kam. Doch stets von hinten rum, ohne auffälligen Lärm. Wer für ihn arbeitete, ging sicher, er hatte einen langen Arm.

Ich machte mich sogleich auf den Weg und trat in das allgemeine Kontor Burkes, einen schmutzigen Raum, in entlegener Vorstadt. Niemand hätte dem Bureau den Millionärinhaber angesehen. Eine Menge verhungertes Tippmamsellen und Kontoristen saßen dort über Büchern und Briefen. Staub lag überall, es mochte wohl seit Tagen nicht gefegt worden sein. Burkes Privatkontor hingegen zeigte schöne Tapeten, Mahagonimöbel, Perserteppiche. Als ich eintrat, saß der „Chef“ vor seinem Schreibtisch und grinste mich freundlich an:

„Hallo, Steffen! Schon lange nicht gesehen, alter Junge! Bist knapp dran, habe ich mir sagen lassen! Na, ich will dich was Tüchtiges verdienen lassen, Steffen!“ Er

zog einen Schub aus, entnahm ihm ein Paket mit Banknoten und reichte mir diese über den Tisch hinüber: „Handgeld, Steffen! Nach der Arbeit gibt's noch einmal so viel!“

„Was hab' ich zu tun?“

Burke blinzelte mich aus seinen grünen Augen an, wie ein listiger Kater: „Soviel wie nichts, Steffen, diesmal zahle ich nobel! Da ist ein Bursche, den will ich auf ein Schiff gebracht haben, das ist alles!“

„Recht in der Stille?“ grinste ich. „Und hübsch weit fort?“

„So ist's, Steffen, so ist's!“

„Wie heißt der Bursche und wo hat er seine Bleibe?“

Der Chef gab mir die Adresse, eine etwas anrühige Vorstadt und eine Mietkaserne, die ihm selbst zugehörte.

„Du mußt verstehen,“ sagte er, „wohnen tut er dort nicht. Aber früher oder später findest du ihn doch. Hübsches Mädel — hm — läuft ihr nach — hm — der Bursche heißt Artur Drewes — das Mädel die schöne Hanna — Hanna Miller. Schnelle Arbeit vonnöten, Steffen; deshalb auch bezahle ich so patent. Dienstag abend spätestens muß es geschehen sein.“

„Verlassen Sie sich auf mich!“ sagte ich und ging meiner Wege.

Um gleich in der fraglichen Gegend umherzulungern. Es war zwar schon dunkel geworden, indes, ich wollte mich zumindest informieren. Ich bin von Natur nicht neugierig, des „Chefs“ Geschäfte gingen mich zudem nichts an. Das wußte Burke, aus diesem Grunde wählte er mich aus. Und er bezahlte anständig.

Ich wagte mich bis auf die Treppe der Mietkaserne. Ein halb verhungertes Kind kam mir in den Weg. „Weißt du, wo die schöne Hanna wohnt?“ fragte ich und reichte dem Kinde ein Silberstück. Es nahm den schmutzigen Daumen aus dem Munde und wies auf die Türe gegenüber.

Ich klopfte lange vergeblich. Endlich wurde mir geöffnet, und zwar von dem hübschesten Mädel, das ich seit langem gesehen. Sie war einfach, doch nett gekleidet, ihre Augen blickten ängstlich, der küßliche Mund verzerrte sich.

Ihr hättet mich mit 'ner Feder zu Boden schlagen können, so sehr war ich erstaunt, ein Mädchen dieser Art in dem unsauberen Hause anzutreffen. Sie paßte absolut nicht zu ihrer Umgebung.

„Sie wünschen?“ fragte sie. Auch ihre Stimme klang sanft und ausgeglichen.

„Ich suche einen jungen Burschen, mit Namen Drewes. Ist er anwesend?“

„Sie wollen ihn sprechen? Sind Sie einer seiner Freunde? Haben Sie gute Nachricht für ihn? Denn er ist lange krank gewesen und noch immer schwach.“

Die Türe war halb offen geblieben; ich nutzte die Gelegenheit und trat ein. Ganz plötzlich hatte ich Interesse an meiner „Arbeit“ gewonnen, da das hübsche Mädchel im Spiele war. Burke hatte stets viel für Frauen übrig. Sollte er vielleicht —? In diesem Falle freilich gefiel mir mein Anteil an der Sache nur halb.

Hanna wies mir gefällig den Weg, sie schien Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. Das Zimmer war nett und sauber, doch ärmlich. Nur die allernotwendigsten Möbel standen umher; wo die übrigen geblieben, mochte das nächste Leihhaus wissen. Auf dem Kanapee lag ein junger, blasser, abgezehrter Mensch zwischen dünnen Bettstücken. Bei meinem Eintritt schrak er zusammen und versuchte sich zu erheben. Doch sank er sogleich in die Polster zurück.

„Ich komme im Auftrag des Herrn Burke!“ sagte ich, absichtlich rauh. Mir war nicht wohl zumute.

Die schöne Hanna fuhr herum und wie ein Wirbelwind auf mich los. Ich hatte die Lage wieder einmal gut beurteilt.

„Das hätte ich wissen sollen!“ rief sie empört. „Nie wären Sie mir ins Zimmer gekommen! Ich — ich habe die Miete noch nicht beisammen, Herr Burke muß sich eben gedulden. Das weiß er auch genau, ich habe es ihm schon mehrfach gesagt! Freilich kann er uns zur Türe hinaussetzen lassen — wenn ich es eben leide! Artur hält den Transport noch nicht aus — wohin sollten wir auch — ohne Geld — ohne Freunde —“

„Ihre Sache! Hat mich nicht zu kümmern!“ Ich sagte das ganz mechanisch, das Mädchen beschäftigte mich stark. Wo hatte ich sie denn schon gesehen? Ich konnte mich nicht erinnern — Gott! Deshalb! Sie glich meiner Schwester auf und ab, damals, vor zwanzig Jahren, als sie mich ins Gefängnis brachten! Meine Kehle war wie ausgetrocknet, ich kämpfte verzweifelt gegen ein Ding, das mir seit zwanzig Jahren nicht mehr zu schaffen gemacht — gegen mein besseres Selbst. Hinaus, nur hinaus aus dem Zimmer! Ich durfte der Narr nicht sein, mich gegen den Chef zu stemmen! Der Mann besaß einen langen Arm, es tat nicht gut, sein Feind zu werden. Was Teufel focht mich an, das Herz statt des Kopfes reden zu lassen! Sonst war ich ja so zartfühlend nicht gewesen!

Aber Hanna — ihre Aehnlichkeit mit meiner Schwester — das ihr zuge dachte Schicksal. — Ich dachte an Burke, an seine schwammige Gestalt, seine wulstigen Lippen — puh!

„Verdammt!“ Ich drehte mich um und verließ fluchtartig das Zimmer. Das Mädchen kam hinter mir her. Als ich die Flurtüre öffnen wollte, packte sie mich beim Aermel:

„Gehen Sie noch nicht! Ich hätte gerne mit Ihnen gesprochen!“

Ich blieb stehen und wartete. Hanna schien schwer mit sich zu kämpfen. Endlich entschloß sie sich:

„Finden Sie mich hübsch?“ fragte sie mit heiserer Stimme. „Gefalle ich Ihnen? Ich, Gott vergeb mir die Sünde, will alles tun, um Artur gesund zu machen. Er kann in seinem Zustand noch nicht arbeiten, ich kann es gleichfalls nicht, da er meine Pflege braucht. Burke, der Schuft, besteht auf seiner Miete! Ich muß das Geld haben — hören Sie, ich muß!“

Armes Ding! Armes kleines Ding! Sie wußte offenbar nicht ein noch aus. Ich wurde ganz wild vor Wut; hätte ich solch ein Mädchel an meiner Seite gehabt, vieles wäre wohl nicht geschehen!

Und zum ersten Male seit fast zwanzig Jahren betrog ich meinen Auftraggeber.

„Wieviel brauchen Sie?“ fragte ich. „Der Doktor — ich weiß schon — und die Arzneien — und die Miete. Wie lange sind Sie die schuldig?“

„Seit drei Monaten!“

Ich pfiß durch die Zähne. Sie stand so blaß vor mir, so verschüchtert, so gänglichstigt — ich hätte eher einem Kinde weh tun mögen als ihr. Das Banknotenuvert Burkes kam mir in die Finger; ich nahm es aus der Tasche, teilte die Banknoten und reichte Hanna die eine Hälfte samt dem Kuvert. Sie starrte auf die Scheine nieder, als wäre sie halluziniert. Sie hatte wohl seit langem schon keine so große Summe in Händen gehabt. Ihre Augen strahlten, ihre Lippen bewegten sich unhörbar. Aber ich wollte keinen Dank — nicht von ihr! Ich rannte die Treppe hinab und hielt erst vor dem Hause an. Gottlob, das hübsche Ding blieb vor dem Schicksal meiner eigenen Schwester bewahrt! Ich hatte sie behütet.

Vor was? Vor wem? Vor Burke nicht, soviel war sicher. Am nächsten Morgen erschien mir das Ganze wie ein böser Traum und der bloße Gedanke, dem „Chef“ Widerpart zu halten, heller Wahnwitz. Der hatte mich fest genug in der Hand, es kostete

Die letzte Tat des Steffen Fuller

ihn nur ein einziges Wort, und ich ging „verschütt“! Handgeld hatte ich auch genommen — die Hälfte davon bekam freilich Hanna — um so schlimmer, wenn Burke dies erfuhr — na, kurz, mir war übel zumute, und ich verfluchte meine dumme Gutmütigkeit.

Am selben Tage noch ließ mich der „Chef“ holen. Wieder saß er vor seinem Schreibtisch, wieder zog er den Schub aus, wieder entnahm er ihm ein Kuvert mit Banknoten und zeigte es mir über den Tisch hinüber. Mir fiel das Herz in die Schuhe. Es waren dieselben Scheine, die ich am Vortag Hanna gegeben, und dasselbe Kuvert. Daß ich daran nicht dachte! Das arme Ding hatte es eilig gehabt, die Miete zu zahlen, und ein passendes Papier war offenbar nicht zur Hand. Nun saß ich in der Patsche!

Der „Chef“ sah meine Unruhe und grinste: „Das Herz übergelaufen, Steffen — eh? Hübsches Mädels — nich? Ritter der Damen — und so weiter? Na, was dachten Sie eigentlich? Heraus damit, bevor ich die Polizei auf Ihre Spur setze, Steffen! Denn daß ich das tue, darauf können Sie ruhig Gift nehmen!“

Der Mann hatte nur zu recht; ich, ich allein hatte das Bad auszugießen, wenn er durch eine Mittelsperson die Polizei auf mich aufmerksam machte. Was ich etwa gegen ihn aussagte, fiel nicht weiter ins Gewicht. Er war protokollierter Makler und galt der ganzen Nachbarschaft als Muster von Respektabilität.

„Na!“ sagte ich und tat viel zuversichtlicher, als mir zumute war. „Was geschehen ist, ist geschehen! Ich würd's kein zweitesmal tun! Sie dürfen es ruhig wieder mit mir versuchen, „Chef!““

Burke blitzte mich aus seinen Katzenaugen an: „Mal zusehen!“ brummte er. „Wenn Sie aber —“

„Keine Bange, „Chef!““

„Gut denn! Im übrigen halten Sie sich von dem Mädels ferne! Haben nichts mit ihr zu schaffen! Ihr Auftrag geht an den Jungen allein, verstanden?“

Ich verstand. Gegen Burke anzugehen war unmöglich. Ich mußte zusehen, wie ich den eigenen Kopf aus der Schlinge zog. Das Mädchen ihrerseits mochte trachten, mit dem „Chef“ fertig zu werden.

Wir hatten noch einen langen Schwatz miteinander, der „Chef“ und ich; er gab mir die letzten Instruktionen. Hernach ging ich zum Hafen hinunter, einen Kapitän mit langer Fahrt zu suchen. Ich fand ihn bald genug, die Sorte ist nicht eben rar, und er

verstand mich beim ersten Wort, machte auch die Sache derart billig — schien selbst Vergnügen daran zu finden — Artur Drewes war versorgt! Der Kapitän wollte noch dieselbe Nacht segeln, sein nächster Hafen, Südafrika, lag nach zwei Monaten Fahrt.

„Schön, Kapitän! Schlag neun also! Hier ist Handgeld! Die andere Hälfte erhalten Sie bei Uebergabel!“

Ich rapportierte an den „Chef“ und bestellte ein Autotaxi, das einer meiner Freunde führte. Meine Beklemmung hatte sich völlig gegeben, ich war wieder der alte geworden. Was kümmerten mich andere? Die halfen ja auch nicht, wenn ich etwa in der Patsche war.

Burke informierte mich kurz über Artur Drewes. Der „Chef“ schlug diesmal zwei Fliegen mit einer Klappe. Der junge Bursche hatte sonst gerne genug für Burke gearbeitet; dann lernte er die schöne Hanna kennen und wollte nun mit einem Male nicht mehr. Solche Leute aber mußten verschwinden. Burke ließ nicht mit sich spaßen. Außerdem war er selbst ganz ungemain in Hanna verliebt.

Ich bestellte mein Autotaxi direkt vor das Tor der Mietkaserne und traf Burke gegen neun in seinem Klub. Wir fuhren gemeinsam in den Vorort; der „Chef“ schien glänzend gelaunt, doch gab er sich stiller als sonst. Unser Plan war ganz einfach. Ich sollte an der Flurtüre läuten, ins Zimmer eindringen, den jungen Burschen fesseln, knebeln, wenn er schrie, ihn dann in das Auto tragen. Widerstand war bei dem kaum Genesenden nicht zu fürchten; er würde auf dem Schoner sein, ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah. Burke schärfte mir noch besonders ein, mich ja um niemand anders zu kümmern als um Drewes. Das hieß — das Mädels ist meine Sache! Nun, ich würde mich hüten! Einmal und nicht wieder!

Als wir an Ort und Stelle kamen, ließ Burke seinen eigenen Wagen gleichfalls warten, und wir stiegen die Treppen hinauf. Der „Chef“ flüsterte mir zu, er wolle im dunklen Vorraum warten, trat dann zur Seite, und ich läutete an.

Die schöne Hanna öffnete. Erst erkannte sie mich nicht recht, hernach lachte sie über das ganze Gesicht. Sie tat, als sei ich das Christkind in eigener Person.

„Kommen Sie doch herein!“ bat das Mädels. „Oh, kommen Sie doch weiter und sehen Sie nach Artur! Dank Ihrer Güte hat er Wein bekommen und gebratenes Fleisch! Ganz wundervoll hat er sich er-

holt! Er ist nicht mehr derselbe, wie vor zwei Tagen!“

Mir war übel zumute, doch biß ich die

Polsterstuhl beim Tische. Er hatte sich wirklich erstaunlich schnell erholt. Schwach und blaß war er ja noch. Mir stieg es heiß



„Kommen Sie doch herein!“

Zähne zusammen; diesmal hieß es — sie oder ich! In einer halben Stunde war alles vorbei, ich sah das Mädel im Leben nicht wieder!

Artur saß bei meinem Eintritt im einzigen

in der Kehle empor, ich wünschte aus ganzem Herzen, die nächste halbe Stunde wäre vorbei.

Hanna nickte mir strahlend zu: „Sie sind der beste Freund, den wir jemals hatten!“

sagte sie, und legte mir beide Arme um den Hals.

Nur jetzt nicht wieder schwach werden, nur jetzt nicht versagen! Ich schüttelte das Mädchen rauh ab und hob Artur Drewes aus seinem Sessel, wie eine Puppe. Er war zu erstaunt, um irgend Widerstand zu leisten, ich hatte nicht nötig, ihn zu fesseln oder gar zu knebeln. Mühelos trug ich meine leichte Last hinaus. Als ich die Flurtür mit dem Fuße aufstieß, schlüpfte Burke geschickt durch den Spalt. „Gute Verrichtung, Steffen!“ flüsterte er mir zu. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn, sondern ging der Treppe zu. Aber ich war noch nicht halbwegs gekommen, als ich schon Hanna um Hilfe schreien hörte. Das ging mir durch und durch. Ich zögerte — ich stand — und drehte, fast wider Willen, um.

Drewes war in Ohnmacht gefallen, sein Kopf hing über meine Schulter hinunter. Hinten im Korridor wurde jetzt Burke sichtbar, der sich bemühte, das schreiende Mädchen mit sich fortzuzerren. Sie wehrte sich wie eine Rasende, schlug um sich, kratzte und biß.

Mit einem Schlage sah ich rot. Vergessen war die Gefahr, die mir drohte, vergessen die Furcht vor dem allmächtigen „Chef“. Ich ließ den ohnmächtigen Drewes auf den Boden gleiten und stürzte nach rückwärts, direkt auf Burke zu, der vermeinte, ich käme ihm zu helfen.

„Kümmre dich nicht um mich, Steffen!“ zischte er. „Nur immer vorwärts mit dem Burschen, nur immer vorwärts!“

Mit einem Griffe hatte ich den „Chef“ gefaßt; ich fesselte ihn, steckte ihm das bereitgehaltene Handtuch in den Mund, hob ihn auf meine Schulter wie ein Bündel. Und dalli, dalli, ging's die Treppen hinunter, in das Auto hinein. Der Wagen, längst in Bereitschaft, sauste die Straße entlang, wir waren am Hafen, ehe ich noch recht wußte, was ich getan. Als ich Burke wieder aus dem Auto hob, fühlte ich in seiner Rocktasche Papiere. Ich zog ein Kuvert mit Banknoten heraus, offenbar mein Lohn für „getane Arbeit“. Der kam mir schön zu Paß! „Schön Dank auch, ‚Chef!‘“ höhnte ich, und versorgte das Kuvert in meiner eigenen Tasche.

Der Kapitän stand über die Reeling gebeugt, als wir mit dem Boote langseit

kamen. „Höchste Eisenbahn!“ rief er hinter. „Wir lichten schon Anker! In einer Viertelstunde hätten Sie uns nicht mehr angetroffen!“

Ich ließ mich mit Burke gemeinsam an Bord hissen, gab dem Kapitän den Rest des Geldes und bat ihn, nur ja nicht darauf zu achten, was der Gefangene etwa schwatzte. Der habe ein gesegnetes Mundwerk, es käme ihm gar nicht darauf an, sich für Gottvater selbst auszugeben, falls er dadurch Gelegenheit zum Entwischen erhielte.

„Mit mir schwatzen? Wie käme er denn dazu?“

Der Kapitän blitzte Burke grimmig an, ich war es zufrieden. Mochte nun der „Chef“ selbst sehen, wie das war, was er dem armen Drewes zgedacht!

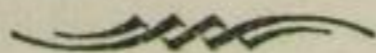
Einen Weg hatte ich indes noch zu machen, bevor ich in die Klappe kroch. Mein Autotaxi führte mich in den Vorort und an die Mietkaserne zurück. Ich raste die Treppe empor, ich klopfte an Hannas Türe. Das Mädchen öffnete und schrak zurück.

„Fürchten Sie nichts, Fräulein!“ sagte ich. „Burke, der Schuft, hatte mich freilich gedungen, Ihren Liebsten zu verschleppen. Aber als ich Sie schreien hörte, da konnte ich es mit einem Male nicht mehr tun. Nun segelt Burke an Ihres Liebsten Stelle nach Südafrika, und allzu gut wird er es bei dem Kapitän nicht haben. Sie aber lassen sich raten, Fräulein! Heiraten Sie Drewes, sobald es irgend angeht, denn einmal kommt der ‚Chef‘ doch von seiner Spritzfahrt nach Hause, und dann Gnade Gott denen, welchen er übel will! Nein, verziehen Sie gleich nach der Trauung in ein anderes Land, unter falschem Namen. Und alles Glück der Erde über Sie und Ihren Mann!“

„Doch Sie selbst?“ fragte Hanna. Sie drückte mir die Hand, ihre Augen flossen über. „Zweimal schon haben Sie uns aus Burkes Hand errettet. Wird er sich nicht an Ihnen rächen, wenn wir ihm entgehen?“

„Das soll er man versuchen, Fräulein!“ lachte ich. „Morgen vor Tau und Tag segle auch ich! Nach Nevada, auf die Farm meines Onkels. Da soll mich der ‚Chef‘ wohl in Ruhe lassen, schätz' ich!“

Uebersetzt von G. Sela.



Rautendelein

von Hans Richter



Illustriert von Hans Hähnel.

Irgendwo dort, wo die grünen Berge sich in den Wassern des Bodensees spiegeln, wo alte Städtchen das Geschehen von Jahrhunderten bewahren, lag Jacob Spenzers Schloß. Die Sonne küßte ihn wach mit den ersten Strahlen, die im Wasser gebadet hatten, und Wald und See luden ihn zu Gast Tag für Tag. Um sein Heim zog sich eine lebende Mauer, die duftete und blühte, rot, grün, gelb und zart lila — in allen Farben, gleich dem Geschmeide einer schönen Frau. Die hütete ihn vor den Blicken der Neugierigen.

Im Tor lag Cäsar, der schwarze Neufundländer, und fletschte die Zähne. Nur wenn das alte Weiblein kam, das ihm Futter gab, dann wedelte er mit der langen Rute und leckte die Schnauze.

Da unten, mitten im Licht, wollte Jakob Spenser sich und seine Kraft wiederfinden. Monate lagen hinter ihm, gefüllt mit Schmerzen und Leid, grausame, kalte Monate, eingezwängt in die weißen Wände des Krankenzimmers. Um ihn hatten Gedanken gestanden, die peinigten ihn und jagten seinen Geist ruhelos durch die Welten. Die Erde war nicht mehr unter ihm, sondern sie drückte auf ihn mit gigantischer Schwere, und um ihn lastete das Nichts. Die Aerzte schüttelten die Köpfe. Den Leib wird man retten — aber den Geist? — So jagte er durch die Zeiten.

War er nicht glücklich gewesen neben Lieselott? Jahre gemeinsamen Erlebens standen um sie. Frühling war es gewesen, in ihrer Heimat blühten die Kirschen, und weißer Blütenschnee lag über der grünen Erde. Es war ein Ereignis für das kleine

Städtchen am Schwarzwald, als der Tag des Rennens gekommen war und die Wagen durch das blühende Land mit brüllenden Motoren rasten. Tagelang vorher sprachen die Leute von nichts anderem mehr, und ehrfürchtig besahen sie die Chaussee, die in zwei scharfen Windungen aus dem Ort herausführte nach Süden. Sie hatten nie gewußt, daß dort eine Gefahr lauerte, jetzt aber kamen Herren, maßen und rechneten und stellten Warnungszeichen auf.

Stolz saßen die Bürger am Abend in der Weinstube hinter ihren Vierteln und sahen sich bedeutungsvoll an, ihnen gehörte die Gefahr, und bei ihnen lag die Entscheidung.

Lieselott ging mit ihren Freundinnen hinaus, setzte sich am Wegrand nieder und pflückte Feldblumen, glutroten Mohn und blaue Kornblumen. Als sie nach Hause kam, saßen Herren in Vaters Zimmer, die sie nicht kannte. Neugierig stand sie und horchte. Die drinnen sprachen von Benzin und Reifen, und davon, daß man hier eine Station errichten wolle. Die Wagen sollten nicht durch das Städtchen rasen, sondern hier sollte der letzte Halt sein — vor dem Ziel. Der Vater hatte Bedenken, und klopfenden Herzens stand sie und wartete auf die Entscheidung. Einen Tag würde das Städtchen aus seiner Ruhe erwachen und leben. Lieselott hatte noch nicht gewußt, daß sie hier schliefen. Jetzt aber empfand sie, daß es etwas anderes geben müsse und daß dieses andere das Leben war. Ein Vorhang hob sich vor ihren Augen, und sie sah in unermeßliche Weiten — zum ersten Male warf sie einen Blick in das Leben.

Rautendelein

Und in Lieselott wuchs ein Sehnen nach der Welt.

Die Herren setzten ihren Willen durch, denn es gelang ihnen, dem Vater die Vorteile klarzumachen, die für das Städtchen daraus erwachsen würden.

„Die Fremden lassen Geld in der Stadt, die Fachzeitungen schreiben über die Station, der Automobilist wird sich den Ort merken. Ein geschickter Geschäftsmann kann daraus einen Dauerbetrieb machen, denn die Rennstraße wird noch oft befahren werden, besonders die Igelsheimer Kurve.“

Der Vater seufzte. „Sie bringen eine neue Zeit, meine Herren, eigentlich sollten wir uns dagegen wehren. Wir leben ruhig und zufrieden, wir wissen nicht, ob uns die neue Zukunft etwas Besseres bringen wird.“

Bis zuletzt hätte sich das Unternehmen noch fast zerschlagen, wenn nicht der Fabrikdirektor Meyerheim dazugekommen wäre, der die große Lederfabrik draußen an der Chaussee leitete, und den Vater umstimmte.

So kam das Rennen. Wagen auf Wagen sauste heran, machte eine Pause von einer Viertelstunde und jagte wieder hinaus aus der Stadt und in langen Windungen hinein in die Kehre. Sie kamen, anzusehen wie Menschen aus einer anderen Zeit, von oben bis unten in Leder gehüllt, mit großen Brillen vor den Augen. Hinter den Gläsern barg sich ein fester Blick, geschärft durch die Gefahren, die hinter den Menschen lagen.

Da hatten sie sich zum ersten Male gesehen. Lieselott stand mit dem Vater vor der Station, als sein Wagen herankam. Lachend war er herausgesprungen und hatte dem Vater die Hand geschüttelt. Dann hatte er die Brille abgenommen, die Sturzhaube losgebunden und die blonden Haare zurechtgeschüttelt.

„Eine heiße Fahrt,“ hörte sie ihn sagen, „heiß, aber wunderschön. Ich werde wiederkommen und in Ruhe genießen, wenn ich einmal Zeit habe“ — er lachte — „meistens habe ich aber keine Zeit, auch jetzt nur eine Viertelstunde.“

Am Fenster hatte ihr Strauß gestanden, rot leuchtete der Mohn durch die Scheiben. „Fräulein Tochter liebt die Feldblumen?“

Lieselott war verlegen geworden. „Es sind die ersten in diesem Jahre, sie wachsen oben an der großen Kehre, die Sie jetzt durchfahren müssen. Sie soll sehr gefährlich sein.“

In der Geschichte des Automobilismus ist die Igelsheimer Kurve ein schwarzes Blatt seit diesem Tage. Von zwanzig Wagen verunglückten vier und als erster der des Ingenieurs Jakob Spenzer, der noch kurz vorher gesagt hatte, daß er so große Angst habe — und es war doch nicht wahr gewesen. Zertrümmert hing der Wagen im Graben, und er lag unbeweglich zwischen Mohn und Feldblumen, als sei er tot, und das Gras färbte sich rot von seinem Blut.

Eine Stunde später brachten sie ihn auf einer Bahre ins Städtchen, und wieder nach einer Stunde standen drüben am Kirchhof sechs andere Bahren, die aber auf ihnen lagen waren tot und hatten keine Schmerzen mehr.

Nur er hatte Schmerzen — große Schmerzen. Lieselott saß neben ihm und kühlte seine Stirn. Doch tagelang wußte er nicht, wo er war. Sein Geist lebte noch immer in den Ereignissen der letzten Zeit. Im Fieber durchraste er die Kehre zu Igelsheim zehnmal, nein, hundertmal, aber nur bis zu der einen Stelle. Da stand ein Kirschbaum und streute seine Blüten auf die Straße, seine weißen Kirschblüten. Das war das letzte gewesen, was er sah — und der Mohn — und ein großes Krachen und Leuchten.

Der nächste Fahrer hatte ihn liegen sehen, als er die Kurve durchflog. Da waren die Nerven zerrissen, nur hundert Meter weiter zerschlug er sein Hirn an einem Baum.

Doch davon wußte Spenzer nichts mehr. Sie sagten es ihm auch nicht, als er erwachte und zum ersten Male das kleine Zimmer betrachtete, in dem er lag. Es sah hell und freundlich aus, und die Sonne lachte durch blütenweiße Gardinen.

Er wollte auffahren, aber Lieselott drückte ihn sanft in die Kissen. „Sie müssen liegen bleiben, Herr Ingenieur, Sie müssen Geduld haben, Sie sind krank.“

Ja, das fühlte er, sein Kopf war schwer wie Blei, der Arm lag in Gips, und am Körper war manches Pflaster. Er blieb einige Wochen in Igelsheim, und als er das Bett verlassen durfte, ging er mit seiner Pflegerin hinaus aus der Stadt, um die Stelle zu sehen, wo sein Rennen ein Ende gefunden hatte. Der Baum streute keine Blüten mehr, jetzt hing er voll von reifen Früchten, die ihn anlachten. Nichts in der Natur erinnerte mehr an die Ernte, die der Tod vor wenigen Wochen hier gehalten hatte. Nur unten im Städtchen erzählten sechs Steine auf dem Kirchhof die Geschichte der Kehre zu Igelsheim.

Wer aber den Tod entronnen ist, steht dem Leben am nächsten. So sahen der Kirschbaum und der rote Mohn jetzt ein anderes Bild, denn bei ihnen küßte Jakob Spenzer Lieselott zum ersten Male. Und sie fragte nicht, ob es gut sei oder böse, sondern küßte ihn wieder, denn sie war die letzte, die er sah, ehe der Tod mit der Sense nach ihm schlug, und die erste, die den Wiedergenesenen grüßte. Deshalb war sie sein, und als er fortging, ging sie mit ihm, ohne zu fragen, und ohne daß er sie rief. Es mußte so sein.

Draußen in Friedenau baute er ihr ein Nest in einer grünen Straße mit großen Kastanien. Da saß sie und wartete auf ihn, wenn er seine neuen Wagen erprobte, da ließ sie sich von seinen Plänen und seinen Arbeiten erzählen und sorgte dafür, daß ihm nichts fehle. Aber nie war sie zu bewegen, eine Fahrt mit ihm zu machen, und nie wurde sie die quälende Angst um ihn los. Vor ihr stand die Kehre, sie sah die Bahre, auf der er lag, die Haare von rotem Blut fest verklebt. Er aber hatte alles vergessen. Ein Unglücksfall, der sich nicht wiederholen würde — und wenn — nun, dann war es ihm bestimmt, in seiner Arbeit den Tod zu finden. Sollte er deshalb seinen Ideen entsagen?

Traurig schüttelte sie den Kopf und ließ ihn gehen. „Einmal wirst du nicht wiederkommen.“

Bald war sein Name bekannt. Man nannte ihn den unerschrockensten Rennfahrer, den kühnsten Konstrukteur. Im Grunewald fand ein großes Rennen statt, die ersten Fahrer wurden genannt, die besten Fabriken. Da durfte er nicht fehlen.

Aus der kleinen Konstruktionswerkstatt war längst eine große Fabrik geworden, die er mit seinem Freunde Ericksen zusammen leitete. Tag für Tag lag er auf der Rennstrecke, Abend für Abend lagen sie über den Zeichentisch gebückt, bastelten und verbesserten.

Wir müssen siegen!

Und dann kam der Tag des Rennens, und sie fuhren. Wie im Traum erschien ihm die Fahrt, wenn er später daran dachte. Die schwarze Straße, die auf ihn zuflog, die donnernde Maschine, vorbeirasende Bäume. Plötzlich sah er dicht vor sich die Barriere und dahinter entsetzte Gesichter — Menschen, die Angst hatten. Ericksen lag fast wagerecht nach links heraus, der Wagen rutschte, die Pneus schurrten.

Vollgas!

Um wenige Zentimeter glitt er an den verzerrten Gesichtern vorbei. Und dann —

vor sich sah er einen dunklen Punkt, der langsam wuchs, eine blaue Benzinfahne stand hinter ihm in der Luft. Das war der Gegner, den mußte er einholen. Immer lauter dröhnte der Motor, immer dichter wurde der Staub. Da oben, wo der gelbe Ballon sich behäbig in der Luft herummollerte, da war die Kehre, da mußte er ihn einholen.

Ericksen pumppte, auch im anderen Wagen arbeiteten sie. Wer die besten Nerven hatte, blieb Sieger.

Er hatte die besten Nerven — und deshalb — — —

Leicht und fast spielend glitt sein Wagen vorbei, wenige hundert Meter vor der Kurve. Er sah den anderen scharf stoppen und mußte selbst ohne Bremse hinein in die Kehre — in diesem Höllentempo. Lag selbst ganz links, der Begleiter streifte beinahe die Erde. Dieses Mal sah er keine entsetzten Gesichter, seine Sicherheit übertrug sich auf die Zuschauer, elegant flog der Wagen durch die Wende.

Jetzt lag der stärkste Gegner vor ihm, der beste Wagen, der kaltblütigste Fahrer.

An einer Stelle im Walde winkte eine weiße Fahne, die riesengroß seine Nummer trug, und daneben war ein Schild aufgebaut. So hatte er es angeordnet. Sie sollten ihm, wenn er den ersten Gegner überwunden hatte, anzeigen, wo der andere lag, mit der Stoppuhr die Entfernung feststellen. Die Zahl, die ihm da entgegenschrie, war die Anzahl der Sekunden, die ihn von dem stärksten Gegner trennte.

Neunundfünfzig!

Der andere fuhr die Kurven nicht schlechter als Spenzer — mit Vollgas und kurzer Bremse — vielleicht mußte man — er stieß seinen Begleiter an.

„Die Kurve von Nikolassee ohne Bremse — Vollgas!“

Der nickte.

Wieder flog die Kurve auf ihn zu, wieder donnerte auf der Gegenstraße der andere heran. War er schon näher? Sicher glitt das Fahrzeug hinein in die Kurve, der Geist des Führers schien die tote Maschine zu einem lebenden Wesen zu machen, voll Ehrgeiz und Glauben an die eigene Kraft und das eigene Können.

Jetzt zeigte die Tafel eine andere Ziffer: Zweiunddreißig!

Als er an der Tribüne vorbeiflog, sah er ein wogendes Meer und aufgeregte Menschen — sie klatschten. Die Entfernungen der Wagen untereinander und die Geschwindigkeiten mußten bekanntgeworden

Rautendelein

sein. Die Menschen dort oben jubelten ihm zu und seiner Leistung.

Leise streichelte die Hand das glatte Holz des Steuers. Jetzt war es schon nichts Besonderes mehr, als er die Kurve in rasendem Tempo durchflog. Sie kannten sich, er und diese Straße, sie waren gut Freund geworden und taten sich nichts zu Leide.

Die Gerade lag vor ihm und des Gegners Staubfahne. Schon sah er die Baumkronen leicht verschleiert wie Nebelgespenster heranfliegen. In dieser Geraden mußte er heran, dann kam die Hauptleistung, in der Staubfahne des Gegners die Kurve fahren mit größter Geschwindigkeit, die nächste Gerade mußte entscheiden. Zehntausende von Augen sahen starr auf die rasenden Punkte, man erkannte die Nummern, ein Titanenkampf stand bevor, die zwei stärksten Gegner dicht beieinander — und vor ihnen die Kehre. Zehntausend Lungen hielten den Atem an, zehntausend Herzen schlugen bis zum Halse. Was würde geschehen? War das Wahnsinn oder höchstes Können? Ein Bruchteil einer Sekunde Versagen der Nerven, und die donnernden Maschinen lagen ineinander verwickelt als verbogenes Gerümpel auf der Straße, diese Helden der letzten Minuten waren armselige Menschlein mit blutenden Gliedern und zerbrochenen Knochen.

Er sah nur noch den Wagen vor sich. An ihm gemessen schien sein Fahrzeug die Flügel verloren zu haben und zu kriechen, Meter auf Meter rückte er heran. Der vorn ahnte die Krallen des Löwen, die nach ihm griff, vor ihm lag die Kurve, in ihr mußte er seinen Vorsprung gewinnen. Aber Stahl und Eisen im Auge flog Spenser ihm nach, näher kam er ihm, immer näher, in der Kurve lag er fast neben ihm und in der nächsten Geraden flog er vorbei.

In der letzten Geraden — —.

Als er sich jetzt den Tribünen näherte, schien alles in wilder Aufregung, verlorene Klänge der Musik trafen sein Ohr, die Menschen standen auf den Stühlen, lagen über der Brüstung, sie klatschten und schrien, als er mit starrem Blick heranraste.

Drosseln!

Ja, fast wäre er weitergefahren, am liebsten hätte er es getan, fahren, nur fahren in alle Ewigkeit.

Der Wagen stand, Menschen umringten ihn, man hob ihn heraus und stülpte ihm einen Kranz über die Schultern. Lächelnd verbeugte er sich mit starrem Gesicht. Sie lösten ihm die Bänder der Kappe und führten ihn im Triumph mit sich fort. Unzählige Hände streckten sich ihm entgegen.

Gedankenlos drückte er sie. Nur ein Gedanke kreiste in seinem Innern: Ich habe gesiegt!

Seit dem Tage war sein Ruf begründet. Aber er wollte mehr. Am Abend nach dem Rennen hatte er den Bankier Goldmann kennengelernt, hatte ihm von seinen Plänen gesprochen, Flugzeuge zu bauen. Einen neuen Typ. Fliegen, frei sein von der Erdschwere, das war sein Ziel.

Und neben ihm hatte sie gesessen, die schwarzhaarige Marion Goldmann, die Frau des Börsianers. Nur für sie hatte er gesprochen — nur für sie.

Dann war der Tag gekommen, an dem er in die Luft stieg — mit ihr. Heimlich war sie gekommen, ihr Mann sollte nichts wissen. Und da war das Unglück geschehen. Das Flugzeug brannte, und sie stürzte ab, brennend. Ihn hatten sie für tot aufgehoben und ins Lazarett gebracht, da kämpfte er mit dem Tode — und das Leben siegte.

*

Cäsar stand knurrend im Garten, draußen tönte ein silberhelles Lachen. Jakob Spenser trat an die Hecke. „Hüten Sie sich, der Hund ist böse.“

„Aber Ihre Blumen sind schön.“

„Ja, für mich.“

Das Lachen sprang über den Zaun. „Oh, Sie Brummbär, warum nicht auch für mich?“

Die Blätter teilten sich, und ein Gesichtchen lugte in den Garten, zwei Augen lachten und weiße Zähnen blitzten. „Ich muß den Mann doch sehen, der all die Schönheit für sich allein haben will“, sagten die roten Lippen. Die bunten Blumen rahmten sie ein.

Spenser starrte sie an. „Teilen Sie mit mir.“

Sie schüttelte sich. „Es ist viel Sonne im Garten, und doch ist's kalt.“

„Ein Menschenkind fehlt, die Wärme zu erwecken.“

„Sind Sie kein Mensch?“

„Ich war es . . .“

Die Blätter schlossen sich, und die bunten Kelche nickten. „Kommen Sie wieder.“

Das Lachen tanzte den Weg hinunter, sprang über die Steine, sprühte und glitzerte. „Vielleicht —“, tönte es aus der Ferne — „suchen Sie doch das Leben, Herr Brummbär, Sie finden es — vielleicht —.“

So suchte Jakob Spenser das Leben. Er ging durch den Wald und suchte. Die Vögel zwitscherten, die Bäume trugen Früchte, aber das Leben, das er suchte, war nicht da. Er fragte die Fische, die blieben stumm — die Möwen, die schrien,

doch das Leben, das überall webte, wollte nicht zu ihm kommen.

Eines Tages jedoch saß es oben auf dem Dampfer und starrte mit seinen Kinder-Augen hinüber in das Schweizerland, wo die weißen Spitzen nach dem Himmel stießen, und der Wind spielte in ihrem braunen Haar. Jakob Spenser setzte sich neben sie.

„Guten Tag, Herr Brummbär“, sagte sie. Er bot ihr die Hand. „Guten Tag, Leben.“

Sie schmolte. „Ist das ein Zufall?“

„Nein,“ sagte er ernst, „ein Suchen.“

Da gab sie ihm die Hand.

„Mein Garten wartet.“

Sie wurde rot. „Oh, Sie Traumprinz, wo leben Sie?“

„Als Mensch, kleines Leben, frei vom Alltag.“

„Und doch so eng hinter Hecken?“

„Haben Sie kein Heim?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, heute hier, morgen da, wo Leben ist, und Freude und — Kunst.“

„Und Kunst?“

„Kunst ist für mich Leben. Wir spielen, oben auf dem alten Hohentwiel. Der Himmel sieht zu, die Bäume und die alten Mauern.“

„Was spielen Sie?“

„Rautendelein,“ sagte sie, „ein Elflein, ein Fratz.“

„Jeden Tag?“

„O nein, ich habe Zeit, mir die Welt hier anzusehen und Brummbären durch die Hecken zu beobachten.“

„Ferienzeit?“

Sie nickte. „Ja, Theaterferien. Für den Winter bin ich — ach was, wer denkt an den Winter! Jetzt ist Sommer, es ist warm, die Sonne lacht, und ich darf spielen, was ich mag.“ Sie machte ein ernstes Gesicht. „Das ist nicht immer so. Es hat's nicht jeder so gut wie Sie, daß er sein Schößchen am See hat.“

„Ich habe es gemietet, von einem Freund. Die Ferienwochen werden auch für mich vorbeigehen, und meine Ziele . . .“

Sie hielt ihm mit rascher Bewegung die Hand vor den Mund. „Sprechen Sie nicht weiter, ich will nichts wissen. Sehen Sie um sich, da ist Sonne und leuchtende Luft. Da ist glänzendes Wasser und buntes Land und mitten drinnen — wir. Ist das nicht genug? Vielleicht sind Sie Arzt oder Gelehrter oder gar Rechtsanwalt und leben von den Gebrechen und Dummheiten der anderen.“

„Sie sind Rautendelein, aber ich, was bin ich?“

„Sie sind Herr Brummbär und sollen mit Cäsar um die Wette brummen.“

„Ich mag aber gar nicht mehr brummen.“

„Ach was,“ sagte sie, „man kann auch vor Vergnügen brummen. So, passen Sie mal auf, brumm, brumm, brumm, wie der Kater, wenn er hinter dem Ofen sitzt.“

„Und das Rautendelein?“

„Das kämmt sich mit silbernem Kamme sein Haar.“

So zog Leben in Jakob Spensers Garten.

*

Auf dem Hohentwiel belebten sich Brunnen und Gemäuer. Nickelmann zog in den Brunnen und ließ sich sehen, wenn das Rautendelein rief. Der Waldschrat kam in grotesken Bocksprüngen hervor, Gnomen, Zwerge — überall lebte es.

Heinrich, der Glockengießer, lag auf der Bastion und sonnte sich, neben ihm räkelte sein Weib die faulen Glieder.

„Ich sehe uns heute schon ohne das Rautendelein spielen“, sagte sie. „Der Zug muß längst in Singen sein. Der arme Doktor tut mir leid, er hat gar keine Autorität über sie.“

„Warum mengt sich auch ein Literat in die Schauspielerei. Mit so einer gemischten Truppe kann nur ein alter Theaterhase fertig werden, so wie . . .“

„So wie du einer bist. Na, mit deiner Leitung möchte was Rechtes werden.“

„Gib mir lieber das Textbuch.“

Sie angelte nach dem Heftchen. „Grün und blau wird einem vor den Augen.“

„Ueber die Tageskasse?“

„Nein, über die Striche. Der letzte Akt dauert schon keine fünf Minuten mehr.“

Doktor Holder, der Spielleiter, trat soeben aus der Burg. „Na, meine Herrschaften, womit sind Sie unzufrieden?“

„Die Elding mault, daß ihre Leiche im letzten Akt nicht ausgestellt wird“, lachte Meister Heinrich. „Beim Kintopp würde man das machen, sagt sie, und seit sie in München ist, sieht sie nur noch Bilder. Der Akt ist ihr zu kurz.“

Doktor Holder zuckte die Achseln. „Es soll doch nur ein Finale sein, ein Ausklang.“

Die Elding setzte sich auf. „Ich habe die Magda vor Gerhart Hauptmann selbst schon gespielt, und da . . .“

„Da hat er den Tag verwünscht, an dem er die Rolle geschrieben hat“, unterbrach sie Heinrich.

„Impertinent, ich gehe jetzt zum Essen.“ Sie lief rasch den Burgweg hinab.

Rautendelein

„Elding! Elding!“ schrie der Schauspieler, „bestell' meins gleich mit!“

„Warum ärgern Sie die Dame so?“ fragte Doktor Holder.

Heinrich sah ihn erstaunt an. „Aergern, ich, die Elding, den lieben Kerl? Ich ärgere sie doch gar nicht. Ich Sorge nur für Bewegung. Die Frau ist fabelhaft, aber bei dem guten Essen und der vielen Luft wird sie zu dick hier auf dem Twiel.“

Doktor Holder blätterte im Regiebuch. „Ich verstehe Sie manchmal nicht, Sie und Ihre Kollegen. Sehen Sie, hier, wo es uns vergönnt ist, reinste Kunst zu bieten, kein Theater, in den Kulissen, die die Natur selbst gebaut hat, da sollte doch das tägliche Leben von uns Menschen abfallen und der Geist der Dichtung allein dominieren.“

„Ja, tut er das denn nicht?“

„Wenn ich Sie sehe, im vierten Akt, dann glaube ich's beinah selbst, ja, dann sind Sie ganz die Figur, die der Dichter sah, und dann im letzten: ‚Ich bin der Sonne ausgesetztes Kind, das heim verlangt . . .‘ Die Tränen stehen mir in den Augen.“

„Na, sehen Sie“, sagte der Schauspieler.

„Und das Rautendelein?“

„Ja, das Rautendelein“, echote Heinrich.

„Wo ist denn das liebe Mädchen?“ fragte die Souffleuse, die eben ihren harten Holzstuhl mit Moos gepolstert hatte. „Ein Kissen gehört da hinein.“

Doktor Holder lief verzweifelt hin und her. „Ich werde neu besetzen müssen.“

„Hoheel!“ tönte eine helle Stimme von unten.

Meister Heinrich sprang auf die Bastion. „'s Madle!“ rief er. „Hoheel Rautendelein! Hierher! Die Meiern wollte schon deine Rolle übernehmen.“

Das Silberlachen sprang ihr voran. Doktor Holders Züge verklärten sich. „Ein Prachtmensch“, sagte er leise.

Die Schauspielerin bog um die Ecke. „So, Leute, da bin ich, und da ist auch mein Brummbär. Oh, es war herrlich, eine halbe Stunde sind wir nur gefahren im Auto. Es ist nur ein ganz kleines Ding, aber es läuft. Es ist mir Angst geworden, aber als ich mich daran gewöhnt hatte, daß die Bäume an mir vorbeiflogen, da hätte ich laut aufjauchzen mögen.“

Eduard Sanders, der Meister Heinrich, trat näher. „Das glaube ich, daß du gut gefahren bist, Kleine, wenn der Sieger vom Avusrennen am Steuer gesessen hat. Ich hatte in Berlin das Vergnügen, Ihnen vorgestellt zu werden, Herr Ingenieur Spenzer.“

„Du hast mir jetzt den ganzen Spaß verdorben, Sanders, ich wollte doch nicht mehr

wissen, als daß er ein Brummbär ist. Aber froh bin ich doch.“

„Daß er kein Arzt und kein Rechtsanwalt ist“, neckte sie Spenzer. „Und wie heißt das Rautendelein?“

„Hilde“, sagte sie, „Hilde Ander.“

„Hilde Ander“, wiederholte er.

„Aber jetzt rasch hinunter ins Gasthaus, ich habe einen Mordshunger. Nur euch zu liebe sind wir heraufgekommen.“

Am Nachmittag saß Jakob Spenzer in der ersten Reihe, vor sich die Mauern und Türme der Burg, und ließ das Märchen spiel von der versunkenen Glocke an sich vorüberziehen. „Gib auf den Sanders acht, das ist ein ganz Großer; wenn der sich ins Zeug legt, dann können wir anderen uns verkriechen.“ Das Rautendelein selbst griff ihm ans Herz. Sie war rührend, wie sie dastand im kurzen, flatternden Röckchen mit bloßen, schlanken Beinen, umringelt von ihrem braunen Haar. Auf Schminke verzichtete sie fast ganz. Der Bronzeton, den ihr die Sonne aufgemalt hatte, genügte. Nur an den Augen hatte sie ein wenig nachgeholfen. Er verwandte keinen Blick von ihr. Jede ihrer Bewegungen schien auf ihn gemünzt zu sein. Sie spielte aus reiner Freude am Spiel und um ihm zu gefallen. Sanders sah sie erstaunt an. So hatte sie sich noch nie in den Geist der Dichtung eingelebt. Heute gab sie echte, wahre Kunst. Sie liebt, dachte er. Frauen, die nicht geliebt haben, können keine Menschen formen. Wenn sie das Leid kennen wird, wird sie eine große Künstlerin werden. Vielleicht — er berauschte sich an ihrem Spiel, wurde fortgerissen und nahm sie selbst mit sich hinauf.

Doktor Holder saß neben Spenzer. „Mir ist es heute wie eine Offenbarung“, flüsterte er. „Einen solchen Heinrich und ein solches Rautendelein sah ich noch nie. Die Menschen, die an dem Tage hier oben sitzen, genießen ein unerhörtes Glück. Alles ist vergessen, was sie je taten und sagten. Es sind gottbegnadete Künstler.“

Das Spiel ging weiter. Das Rautendelein nahm den Weg zu den Menschen und lernte Menschenleid und Menschenfreude kennen. Meister Heinrichs Geist schwang sich auf zu den Wolken, um schrecklich zu stürzen. Rührend stieg das Elflein zum letzten Male aus seinem kalten Brunnen. Die scheidende Sonne küßte den Sterbenden. Das Spiel war aus.

Von diesem Abend an blieb sie bei ihm im Schloß am See. Und Jakob Spenzer glaubte sich genesen.

Die Spensterwerke in Johannisthal hatten Hochbetrieb. Im Direktionsbureau saß Fritz Ericksen als Vertreter des Chefingenieurs und stöhnte unter der Last der Arbeit. Ihm gegenüber hatte Lieselott ihren Platz.

„So etwas habe ich nicht für möglich gehalten“, sagte Erikssen und hielt ihr einen Stoß Briefe hin. „Wir haben nun bereits die Zahl der Arbeiter verdoppelt. Im Konstruktionsbureau sitzen sie nicht mehr nebeneinander, sondern übereinander, und wir sind immer noch zu klein. Aufträge, Angebote, Anfragen, als wenn es außer den Spensterwerken keine Fabrik auf der Welt gäbe.“

Lieselott sah auf. „Warum hast du das nicht gesagt?“

„Ich wollte dich nicht kränken, Salmon ist ihm begegnet, als er von dem Gebirgsrennen in der Schweiz nach Hause fuhr, unten am Bodensee.“

„Na, und wie fand er ihn?“



Die scheidende Sonne küßte den Sterbenden . . .

„Jakob wird sich freuen, wenn er wiederkommt“, meinte Lieselott.

Ericksen schlug auf den Tisch. „Der Herr Chefingenieur, daß ich nicht lach'. Der sitzt irgendwo in der Welt, wo es schön ist, und mault.“

„Laß ihn gesund werden, dann wird er auch zurückkehren.“

„Ich habe Nachrichten über ihn“, berichtete Ericksen stockend.

Der blonde Riese sah die Frau flehend an. „Er war — er war nicht allein.“

„Fritz, du bist ein Dummkopf und lernst mich nie kennen. Jetzt denkst du nun, du hast mir wehgetan, und ich freue mich doch, wenn er einen Menschen gefunden hat, der bei ihm steht.“

„Ich glaube wirklich, dazu bin ich zu dumm“, gab Ericksen zu. „Du freust dich,

Rautendelein

und ich druckse nun schon drei Tage an meinen Kenntnissen herum.“

„Törichter Junge“, lächelte sie.

Er stand auf und trat vor sie hin. „Warum gehst du nicht zu ihm?“

„Meine Zeit ist noch nicht gekommen“, sagte sie ruhig.

„Also bist du doch beleidigt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Alles, was geschieht, geschieht nicht um unser selbst willen, sondern der Sache wegen. Ein Mensch wie Jakob hat eine Mission zu erfüllen, und wir, die wir um ihn stehen, haben ihn zu stützen. Du tust das ja auch, wenn du auch manchmal findest, daß die Arbeit dir zu viel wäre. Vorhin sprachst du über die Spensterwerke. Da siehst du, was sein Name vermag. Und doch sind die Spensterwerke nicht letztes Ziel. Es ist ihm viel gegeben, und es wird viel, sehr viel von ihm gefordert werden.“

„Du räumst ihm stets Rechte ein undbürdest dir und uns anderen nur Pflichten auf.“

„Wir, die wir alles erkennen, haben die Pflicht, ihm nicht in den Arm zu fallen. Du darfst das nicht, und ich auch nicht.“

„Und das Mädchen am Bodensee?“

„Wird ihm weiterhelfen, ob sie es nun weiß oder nicht. Wir alle müssen das.“

„Schöne Herrenmoral.“

Sie sah still vor sich hin.

„Dir wäre auch besser gewesen, du wärest ihm nie begegnet. Ich sehe dich immer noch vor mir, damals in Igelsheim, als wir Station machten, im weißen Leinenkleidchen.“

Lieselott unterbrach ihn komisch ernsthaft. „Du überschätzt Igelsheim und mich, Fritz, es war nur Mull.“

„Meinetwegen auch Mull. Aber weiß war es, das ist ganz bestimmt. Mich hast du gar nicht gesehen, aber ihn hast du angeschaut, wie Elsa den Lohengrin.“

„So kam er mir auch vor. Ich war ein recht närrisches Mädchen damals, wenigstens noch, als ihr hieltet. Eine Stunde später war's anders.“

„Da lag er vor dir auf der Bahre.“

„Und ich war kein dummes Mädel mehr, sondern ein Weib, das genau wußte, daß ihr Schicksal vor ihr lag. Von dem Tage an bin ich meinen Weg bewußt gegangen. Er gehört mir immer am meisten, wenn er auf der Bahre liegt — auch das letzte Mal.“

Ericksen sah ihr in die Augen. „Es soll eine Frau bei ihm gewesen sein, als er im Fieber lag?“

Sie nickte. „Ja, Fritz, ich war bei ihm, und ich werde immer bei ihm sein, wenn er mich braucht. Uns Frauen ist es gegeben, Mutter zu sein, auch ohne daß wir selbst ein Kind haben. Damals, Fritz, wurde ich Mutter, und alle Schmerzen, die eine Mutter hat, hatte ich um ihn, und doch danke ich ihm, daß ich es wurde.“

„Das ist keine Mutterschaft mehr, das ist Opfer.“

„Mutterschaft ist immer Opfer, und nie wird sie jemand ganz begreifen.“

„Nein,“ sagte Ericksen hart, „ich begreife dich nicht.“

*

Jakob Spenster und Hilde badeten in Sonne und See, Tag für Tag.

„Jetzt weiß ich erst, was Leben ist,“ flüsterte er ihr zu.

„Viel Wasser“, sang sie.

Er küßte sie. „Falsch geraten.“

Sie sah ihn an. „Luft und Sonne.“

Er faßte sie um den Leib. „Nein, du!“

„Wie sagen sie hier unten? Jaköble, nicht wahr, Jaköble, du bist ein Schmeichler.“ Sie sprang den steilen Weg hinunter zum See und stürzte sich ins Wasser. „Jaköble, komm, ich sterb'.“

Da sprang er ihr nach. „Liebes du, dann sterbe ich auch.“

Sie schwamm wie ein Fisch, er kam kaum nach. Da stieß er die Hände in die Luft und versank. Sie schrie auf, aber schon war er wieder oben und prustete.

„Nickelmann, Nickelmann, komm her zu mir!“

Er schlang sich grüne Seepflanzen um den Hals und versuchte zu quäken.

Sie schwamm dicht an ihm heran, er küßte sie. „Puh, du Frosch.“

„Wasser ist kalt, Kind.“

„Ja, ich weiß, wenn ich in den Brunnen steigen muß, als Rautendelein, dann schauert es mich immer. Ich denke an den kühlen Brunnenschacht und den feuchten, kalten Nickelmann, der mich unten erwartet. Komm ans Land, du Brummbär, auf die Wiese, wir wollen tanzen.“

„Närrchen du.“

„Nicht Närrchen, Elflein, schnell, sag' Elflein zu mir, sonst, weißt du, gehe ich zum Nickelmann.“

Und sie tanzten auf der Wiese, die Grashüpfer zirpten und die Blumen wiegten die Köpfchen im Takt.

Er hatte ein Motorboot gekauft und fuhr mit ihr auf dem See. Es war eine starke Maschine, das Wasser stand in zwei Bergen neben dem Boot, wenn sie über den See

schossen. Sie saß vorn am Bug und freute sich, wenn die Spritzer ihr ins Gesicht schlugen.

„Wir wollen nicht an Land. Ich möchte im Boot fahren bis Radolfzell und dann weiter mit der Eisenbahn. Wir müssen ja heute schon früh dort sein, der Doktor will proben, Umbesetzung.“

Er sah nach der Uhr. „Dann muß der Motor laufen, was er hergibt, es ist wenig Zeit.“

In Radolfzell hatten sie Zeit und gingen durch die Gassen. Aus dem Münster klang die Orgel. „Laß uns hineingehen.“



„Nickelmann, Nickelmann, komm her zu mir!“

Das Boot raste an der Mainau vorbei, an Staad, in den Rhein bei Konstanz und weiter, immer weiter. „Sieh dort den Hohentwiel“, jauchzte sie dem Basaltkegel entgegen. „Das ist hier sicher der See, in dem die Glocke liegt. Du, wenn der Nickelmann das erzählt, von der Glocke und von der Frau, deren Hand nach dem Klöppel greift, dann graust mir's, so oft ich es schon gehört habe. Ich habe Angst vor der Frau. Jaköble, sag', hast du mich lieb?“
„Wildfang, warum fragst du?“

Die Tür stand offen, die große Kirche war leer. Einsam brannte das ewige Lämpchen am Hochaltar. Der Organist probte seine Orgel für den Sonntag. Sie stand dicht an das Gitter gelehnt und starrte nach vorn. Da öffnete sich oben eine Tür, und eine dunkel gekleidete Nonne schritt lautlos vorüber. Sie bekreuzigte sich und kniete an einem Nebenaltar. Hilde griff nach seinem Arm.

„Komm, ich habe Furcht.“ Er fühlte, wie ihr Arm zitterte.

„Kind du, sie betet.“

„Nein, nein, sie hat mich angesehen mit solchen Augen, ich will fort.“ Und sie zog ihn am Aermel mit sich. Die Stimmung wollte nicht wiederkommen, einsilbig saß sie neben ihm in der Bahn, und wortlos stiegen sie den Berg hinauf. Kurz vor dem Gasthof begegnete ihnen Sanders. „Ich bin schuld daran, daß heute Probe ist, sei nicht böse, kleine Ander, aber ich muß fort.“

Sie sah ihn besorgt an. „Was ist denn geschehen, Sanders?“

„Meine Frau ist schwer erkrankt, oben in Gotha. Ich habe nur noch den Ersatzmann abgewartet. Jetzt ist er da, und ich kann gehen“ — er sah starr hinaus in die Luft — „wenn es jetzt noch Zeit ist.“

Hilde streichelte ihm die Hand. „Es wird nicht zu spät sein, halt den Kopf hoch, Sanders. Hast sie wohl sehr lieb, du?“

Der Schauspieler würgte. „Ihretwegen bin ich nur zu der Sommertruppe gegangen, weil sie die Erholung brauchte — und nun soll alles vergebens gewesen sein. Du, kleine Ander, oben sitzt der Ersatzmann, der Doktor von Olten vom ehemaligen Hoftheater in — — was weiß ich. Nimm dich in acht vor ihm, kleine Hilde.“

Sie lachte. „Ich habe ja meinen Brummbar, der wird mich schon festhalten.“

Sanders schüttelte den Kopf. „Leb' wohl, Ander, denk mal an mich, wenn du groß geworden bist, und hüte dich, du hast viel in dir. Halten Sie sie, Herr Spenzer, halten Sie sie.“ Er ging rasch den Burgweg hinab.

Spenzer sah ihm nach. „Es hat ihn schlimm gepackt, er war so sonderbar.“

Sie sah ihn fast feindlich an. „Du verstehst ihn nicht und beurteilst ihn falsch. Wir Schauspieler sind euch anderen ja immer ein Buch mit sieben Siegeln.“ Sie blieb plötzlich stehen. „Jakob, du, spielst du auch nicht mit mir?“

„Das fragst du?“

„Antwort, Jakob, bin ich die erste Frau in deinem Leben?“

„Nein.“

Sie lachte schon wieder. „Dann hätte ich dich auch gar nicht gemocht. Du mußt mir erzählen, Jakob, heute abend, wenn wir zu Hause sind, im Schloßchen, und Cäsar in der Diele liegt und schnarcht.“

„Ich werde dir nichts erzählen.“

Sie brach ein Zweiglein vom Baum. „Na, dann erzähle nicht, du Brummbar.“

Auf der Veranda des Hohentwiel-Gasthauses trafen sie den Spielleiter mit einem eleganten Herrn. Holder ging ihnen entgegen. „Eine Leseprobe, Fräulein Ander,

ich möchte die Vorstellung so ohne jede Probe doch nicht wagen.“

Der Elegante trat näher. „Und das, trotzdem ich unserem verehrten Doktor gesagt habe, daß ich den Heinrich im Schlaf hinlege. Ich irre wohl nicht, wenn ich meine Partnerin in Ihnen begrüße?“

Holder stellte vor. Das Ensemble versammelte sich.

*

Spenzer hatte die Leseprobe nicht mitgemacht, er war hinunter nach Singen gegangen, um von dort aus den Wagen zu bestellen. Als er auf die Verbindung wartete, fiel ihm ein, daß er ja Hilde noch niemals Blumen geschenkt hatte, und sie hatte doch sicher Freude daran, wenn ihr nach der Vorstellung ein Strauß überreicht würde. So trug er dem Chauffeur auf, zuerst nach Konstanz zu fahren, und von dort etwas mitzubringen.

Indessen war oben die Leseprobe vor sich gegangen. Holder hatte oft eingegriffen, denn vor seinem Geist stand immer noch der Meister Heinrich, wie ihn Sanders schuf, ein Mensch mit allen seinen Fehlern und Schwächen, aber voll heiliger Begeisterung. Olten verzerrte die Figur und verlor sich in ödem Pathos.

Und Hilde, die bisher eine warm empfundene Gestalt geschaffen hatte, wurde, von ihm angesteckt, steif und hölzern. Als Hilde eine lange Szene hatte, da konnte Doktor Holder nicht mehr an sich halten. „Fräulein Ander, ich kenne Ihr Spiel nicht mehr wieder, mein Gott ja, was ist denn aus Ihnen geworden?“

„Das ist die Liebe, die böse Liebe“, trällerte der Waldschrat im Hintergrund. Olten meckerte halblaut vor sich hin.

„Das Buch irritiert mich“, entschuldigte sich Hilde.

„Er wirft mir das ganze Ensemble um“, klagte der Regisseur.

„Ich kann ja gehen“, erbot sich Olten. „Ich bin nur Sanders zuliebe gekommen, um dem Kollegen zu helfen. Ich gehe sonst nicht in Sommerengagements.“ Er blähte sich auf. „Man hat das, Gott sei Dank, nicht nötig.“

Holder klopfte ab. „Die Leseprobe verdirbt mehr, als sie gutmacht. Wir wollen aufhören. Ich vertraue auf die Wirkung der Natur.“

„Sehen Sie, Doktor, so gefallen Sie mir als Regisseur. Ein bißchen Fatalismus gehört da nämlich dazu. Holdes Rautendelein, werter Kollegin, wir wollen uns noch über einige Nuancen einigen. Vielleicht oben

auf der Burg.“ Er nahm Hilde unter den Arm und ging mit ihr ab.

Als die beiden dem Gesichtskreis der Kollegen entschwunden waren, zog Olten Hilde fester an sich. „Eine närrische Gesellschaft seid ihr ja geworden, kleine Ander. Ich glaube, für dich war es Zeit, daß ich kam. Wen brachtest du da vorhin eigentlich mit? Willst du einen von den braven Landeseinwohnern zum Mäzen machen?“

Hilde zog ihren Arm aus dem seinen. „Du gehst ein bißchen zu weit mit der Kollegialität, lieber Olten. Von dem laß gefälligst die Finger. Jakob Spenzer versteht keinen Spaß.“

„Spenzer? Spenzer? Ich habe vorhin den Namen nicht verstehen können. Ist das der bekannte Rennfahrer und Fabrikant?“

„Ja.“

„So, so.“ Er lachte hämisch. „Dann erholt er sich wohl hier von seinem letzten Abenteuerchen? Du hast doch von dem Unglück vor ein paar Monaten gelesen? In Johannisthal — die Frau eines bekannten Bankiers stürzte brennend aus dem Flugzeug, der Führer kam mit dem Leben davon.“

Hildes Wangen glühten. „Ja — und?“

„Was bekomme ich, wenn ich weiter erzähle?“

„Sei nicht ungezogen.“

Er sah befriedigt an sich herunter, der Eindruck war gut so. „Sie sollen sich sehr geliebt haben, erzählt man sich, und zusammen den Tod gesucht haben. Andere wieder sagen, er sei ihrer überdrüssig geworden und habe sie selbst aus dem Flugzeug gestürzt. Merkwürdig ist der Fall immer, denn sie war festgeschnallt, als die beiden aufstiegen.“

„War sie gleich tot?“

„Ja, vollkommen verbrannt, und er hat auch monatelang gelegen. Auf dem Avusrennen soll er sie kennengelernt haben.“

Sie standen oben auf dem höchsten Turm der Veste und sahen hinunter ins Land. Heller Sonnenschein lag über dem Hegau.

„Wenn das nun aber alles nicht wahr ist“, sagte Hilde.

„Frag ihn doch selbst.“

Vor ihrem Innern stand die Frage, die sie vor einigen Stunden an ihn gerichtet hatte, und seine schroffe Ablehnung. „Ich werde dir nichts erzählen.“ Aber er sollte doch sprechen.

„Mädel, wie bist du eigentlich hierher gekommen?“ unterbrach sie Olten.

„Man muß die Ferien ausnützen, so groß sind die Gagen in der Provinz nicht, daß man monatelang feiern darf.“

„Da gehst du hierher? Das macht man doch ganz anders.“

Sie sah ihn fragend an.

„Wer im Sommer billig reisen will, der geht zum Film. Wir von den großen Theatern machen das alle so. Deshalb habe ich auch für den Winter ein Engagement in Berlin angenommen.“

„Aber es ist doch so schwer, anzukommen.“

„Närrchen, natürlich, wenn du hingehst und dich anbietest, das drückt den Preis. Aber es gibt ja so viele Menschen, die Geld haben, und nicht wissen, wo sie es lassen sollen. Ich gründe meine eigene Gesellschaft, bin Spielleiter, Hauptdarsteller und Direktor zugleich und — teile mit irgendeinem hübschen Mädel. Sag', Fratz, willst du meine Partnerin werden?“

Sie überlegte. „Filmen ist eigentlich Kitsch — und wie komme ich an ein Theater in Berlin?“

Er lachte sie aus. „Das will ich schon machen.“

*

Auch Jakob Spenzer hatte sich mit Hilde beschäftigt, als er wieder zum Hohentwiel hinaufstieg. Er fühlte seine Kräfte wachsen, die alte Tatkraft erwachte wieder, der Unternehmungsgeist, der ihm einen Namen gemacht hatte. Er sah den Bodensee mit anderen Augen an, als Versuchsfeld für neue Werke. War hier nicht für den Ingenieur historischer Boden, hier, wo der Luftgraf seine ersten Versuche gemacht hatte? Neues Leben auf dem Schwäbischen Meer, Motorboote, Flugzeuge, dazu die Fabrik, für die er sich keinen besseren Leiter wünschen konnte, als Ericksen es war. Er sah sein Schlöbchen vor sich und sah sich selbst heimkehren. Dann würde ihm das Rautendelein entgegenspringen und ihm um den Hals fallen: „Guten Tag, Brummbar!“ Neben ihm sitzen würde sie in der Halle und mit ihren großen, runden Kinderaugen an seinem Munde hängen, wenn er von seinen Plänen erzählen würde, die auf der Werft reiften.

Die Einsamkeit war zu Ende. Er hatte ein Telegramm aufgegeben nach Berlin, das Ericksen dringend an den See rief. Er mußte mit ihm beraten und sehen, ob die Spenzerwerke eine Werft kaufen würden, oder ob man neu gründen sollte. Sein Tatendrang vertrug keine Zügel mehr.

Und das Rautendelein? — Er reckte im Gehen die Arme. Wo gab es Hindernisse für ihn, wenn er wollte? Ihrer Kunst würde sie entsagen müssen, das war wohl

Rautendelein

schwer für sie, aber er wollte sie ja nicht begraben.

Im Gasthaus traf er sie nicht mehr. Doktor Holder stand auf der Veranda und schloß sich ihm an. Während sie den steilen Weg hinaufstiegen, klagte er ihm sein Leid. „Sanders Fortgang ist ein unersetzlicher Verlust für mich. Dieser Olten ist kein Schauspieler für die Freilichtbühne. So wie Sanders alle mitriß und aus mittelmäßigen Spielern eine Künstlerschar machte, so drückt Olten sie nieder. Lieber Herr Spenzer, Sie hätten dabei sein sollen, bei der Leseprobe, man sah überall die Pappkulissen um sich aufstehen. Und das Rautendelein, die Ander, die ein wirkliches Elflein geworden war, zierte sich wie eine Puppe, sie deklamierte, Herr, sie deklamierte, wo sie fühlen soll, wo ein Hauch genügt.“

„Sie wird sich wiederfinden.“

Holder schüttelte den Kopf. „Sie kennen die Schauspieler nicht. Viele fühlen sich berufen, aber nur wenige sind auserwählt. Sie kam zu mir, von kleinen Bühnen, hatte noch nie mit einem Großen ihrer Kunst zusammengespield, war weiches Material, in jede Form zu bringen für den Künstler. Und Sanders war ein Künstler, genau so wie Olten ein Scharlatan ist. So wuchs sie über sich hinaus, Sanders nahm sich ihrer an, studierte mit ihr oben auf der Burg, zeigte ihr das, was ihr fern lag, den Geist der Dichtung —“

Spenzer unterbrach ihn. „Sie unterschätzen Fräulein Ander. Der Geist der Dichtung stand fest in ihr, sie war ja das frische Kind, auch wenn sie nicht spielte.“

„Nein“, sprach Holder weiter. „Sie stand so unter Sanders künstlerischem Einfluß, daß sie das Rautendelein immer spielte, sicher unbewußt, aber doch unverkennbar. Und ich ließ sie, denn es war gut für sie.“

Schweigend schritten die beiden durch das Burgtor.

In dieser Nacht blieb Jakob Spenzer auf dem Hohentwiel. Gegen Abend waren schwefelgelbe und bleifarbene Wolken von allen Seiten herangezogen. Blutrot hatte die untergehende Sonne gekämpft, noch einmal war es ihr gelungen, selbst die schwarzen Wände mit einem roten Schein zu überziehen. Aber dann fuhr der Sturm heran, heulte um den dicken Turm, piff gellend durch die leeren Fenster der Ruine, riß die Blätter von den Bäumen und hetzte sie spielend hinauf und hinab. Es gellte und dröhnte.

Doktor Holder hatte seine Künstlertruppe gehetzt, das Spiel sagte ihm nichts, und auch die Zuschauer gewannen nicht den Kontakt, den er sonst gewohnt war. Lag es am Spiel oder an den Wolken, die drohend aufstiegen. Die himmlische Regie meinte es gut mit ihm, die Sonne hielt aus bis zum letzten, sie nahm ihr Kind zu sich, wie es der Dichter verlangte.

Nickelmann unten im Brunnen brummte und knurrte — die Garderobe hatte kein Dach. Leer und hölzern spielte Hilde ihre Partie, geschwollen Doktor von Olten.

Holder saß neben Jakob. „Ich habe leider recht behalten“, flüsterte er. „Es ist sogar noch schlechter, als ich dachte.“

Rautendelein saß auf dem Brunnenrand und kannte den Geliebten nicht mehr. Wie rührend hatte sie diese Szene das erstemal gespielt — und heute? —

Das Wetter zog auf, furchtbar, wie es nur in den Bergen sein kann. Es leuchtete von allen Seiten, es krachte, und der Widerhall fing sich an den Felsen. Donner und Echo schrie durcheinander.

„Ich fahre nicht, ich habe Angst“, wimmerte Hilde, und hielt sich die Augen zu. „Ich will hier bleiben.“

Der Schauspieler war blaß geworden. „Man soll nicht unter Eichen stehen“, murmelte er.

Spenzer schützte Hilde. „Dann gehen Sie doch, Herr, wer hindert Sie denn?“ fuhr er den anderen an.

Der wollte erwidern, aber der stahlharte Blick, der ihn traf, ließ ihn verstummen.

Sie benutzten jedes Atemschöpfen des Wetters, um von einem Schutz zum anderen zu kommen.

„Ich suchte dich vor dem Spiel, Elflein“, flüsterte Jakob.

„Oben auf der Zinne saß ich mit Olten. Ein prächtiger Mensch. Er hat mit mir über den kommenden Winter gesprochen.“

„Was hat er gesprochen?“ fragte Spenzer.

„Von Berlin hat er erzählt und den Schauspielern dort und“ — sie stockte doch etwas — „vom Film. Wirklich groß wird unsereins doch nur beim Film. Er will eine Gesellschaft gründen, und ich werde neben ihm spielen. Den Kontrakt will er mir bald aufsetzen. Du, dann werde ich berühmt werden und überall an den Litfaßsäulen kleben.“

„Und die Kunst, Hilde, die Freude am Spiel?“

„Ich kann doch da auch spielen.“

„Hast du schon mit Holder gesprochen?“

Sie krauste verächtlich die Lippen. „Der Literat, was soll mir der? Mit ihm und

seinen blöden Anschauungen bin ich längst fertig. Ich habe erst jetzt erkannt, wie die Rolle zu spielen ist. Jede Nuance muß auf das Publikum berechnet sein. Nie darf der Schauspieler vergessen, daß er wirken muß.“

„Und gerade heute ist dir niemand gefolgt.“

„Das war das Wetter, das aufzog.“

„Nein, das Spiel, Sanders hätte auch heute die Menschen gebannt.“

„Sanders ist ein Komödiant.“

„Nein, ein Künstler.“

Unten im Gasthof saßen sie noch zusammen. „Ich fahre morgen früh zurück an den See.“

Hilde fing einen Blick Oltens auf. Laß ihn nicht los, hatte der gesagt, wir können ihn noch brauchen. Sie hatte ihm zwischen Tür und Angel von dem Gespräch erzählt, das sie mit Spenzer gehabt hatte. Und er hatte gescholten. Wir ziehen an einem Strang, die Geldaristokratie soll von uns sprechen. Es kann dir nur nützen, wenn ein Mann wie Spenzer hinter dir steht. Bist du denn gar nicht eifersüchtig? hatte sie gefragt, aber er hatte nur gelacht.

So klatschte sie jetzt erfreut in die Hände. „Ja, an den See, wie freue ich mich auf unser Schloßchen und auf Cäsar.“

„Du freust dich?“ Er sah sie erstaunt an. „Ich denke, du willst nach Berlin.“

„Du Brummbär, zu dir will ich“, schmeichelte sie. „Wir werden alles noch bereden. Du wolltest ja längst Doktor Holder einladen zu uns, vielleicht kommt er dann nächstens einmal.“

So nahm sie wieder Besitz von ihm.

Und das Unwetter nahm zu. Spenzer lag in seinem Bett und wußte nicht, ob er wache oder träume. Er sah die finstere Nacht und sah zwei helle Lichter durch das Dunkel stoßen, hell und unerbittlich. Wie schwarze Gespenster flogen die Bäume an sie heran, und wenn die Blitze zuckten, sah er einen rasenden Wagen. Am Steuer saß ein Mann und durchbohrte mit den Augen die Nacht, neben ihm eine Frau, fest eingehüllt in Leder, er konnte sie nicht erkennen. Unruhig warf er sich hin und her. Ihm war, als lenke er selbst den Wagen, aber dann war er es wieder doch nicht, er glitt nur nebenher. Nein, er war der Motor und mußte mit aller Kraft arbeiten, bergauf und bergab. Der Wind pfiff ihm entgegen, Städte und Dörfer flogen vorbei, siedende Hitze umfing ihn; Berge stemmten sich gegen ihn, aber der Wagen überwand alle Hindernisse. Da lag er wieder im Bett und sah die feurigen Augen auf sich zu-

rasen. Den Mann erkannte er, der am Steuer saß, das war Ericksen, aber die Frau neben ihm, wer war die Frau? Sie hob den Kopf nicht, und trotzdem fühlte er, daß sie es war, die alle Hindernisse zur Seite schob mit einem großen, starken Willen. Und dieser Wille beruhigte ihn, so daß er einschlafen konnte, fest und traumlos.

Als die Dämmerung mit der Sonne den ersten Kampf über den Bergen begann, blickten die feurigen Augen von Ericksens Wagen hinein in den schlafenden Hegau, und ihr erster Schein traf den trotzigen Hohentwiel.

Ericksen riß die Kappe ab. „Wir sind da, Lieselott“, sagte er.

Als Spenzer am Fenster stand, fuhr unten sein Rennwagen in den Hof. Der Wagen, den er über die Grunewaldbahn gelenkt hatte. „Halloh, Fritz, wen suchst du hier?“

Ericksen schob die Brille auf die Stirn. „Dich!“

„Hier?“ fragte Jakob erstaunt.

„Dein Telegramm kam aus Singen, es lag nahe, daß ich hier anfragte.“

„Wer ist bei dir?“

Ericksen tat verwundert. „Niemand.“

„Fritz Ericksen, du lügst.“

Dem wurde unbehaglich, Spenzer konnte gar nichts wissen. Aber der fragte nicht weiter, ging vom Fenster fort und kam herunter in den Hof. „Ich fahre mit dir an den See. Mein Wagen soll nachkommen, er ist zu langsam. Warte, bis ich die Rechnung bezahlt habe.“

Vor der Zimmertür Hildes blieb er stehen. „Rautendelein?“

Eine verschlafene Stimme antwortete drinnen.

„Rautendelein, ich muß jetzt fahren. Mein Wagen bleibt hier. Ich erwarte dich heute mittag im Schloßchen am See.“

Ericksen hatte den Motor nicht abgestellt, der fauchte ungeduldig.

Jakob Spenzer nahm selbst das Steuer in die Hand und griff nach dem Hebel. Ericksen freute sich, als er die energische Gebärde sah. Der alte Zug stand wieder im Gesicht des Freundes. Der Blick umfaßte in einer Sekunde das Fahrzeug, prüfte und schien abzuwägen. Er ließ die Maschine leer spielen.

„Was ist mit ihm?“

„Ich habe dem Wagen viel zugemutet — die Nacht und die Berge —“

Spenzer sah vor sich hin. „Ich habe dich gesehen, die ganze Nacht. Ich sah deine Scheinwerfer, dich und — die andere —“

Rautendelein

aber ich konnte sie nicht erkennen. Das Gesicht war verschleiert.“

„Jakob, das sind Phantasien, ich fuhr allein.“

„Gott, wenn du willst, mir ist es gleich“ — er betonte scharf — „Laß keine Vergangenheit zwischen uns aufstehen, nur Gegenwart kenne ich — und Zukunft, Arbeit und Leben.“ Er hielt ihm die Hand hin. „Schlag ein.“

Fest drückte ihm Ericksen die Hand. Der Wagen zog an und hastete den Berg hinunter. Mit einem Seitenblick streifte Spenser den Freund. Aber nirgends lag Erstaunen oder Unruhe in dessen Zügen. Jakob fuhr gewagt, um den anderen zu prüfen, da legte ihm Ericksen die Hand auf den Arm.

„Das ist nicht notwendig, Jakob, ich glaube auch so an dich. Die Hand ist fest und der Blick gerade. Da wird es der Wille auch sein.“

So fuhren sie durch den Garten Gottes am See.

Die Sonne lachte schon längst wieder, um die Menschlein die Stürme und Unbilden der Nacht vergessen zu machen, als Doktor Holder hinabstieg nach Singen. — Ein Mensch war ihm verlorengegangen, eine Künstlernatur, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte. Für ihn war es mehr gewesen als eine verpatzte Rolle. Dieses Rautendelein, das kein Rautendelein mehr war, hatte ihm gezeigt, daß aus der Frau nie eine Künstlerin werden würde — und das schmerzte ihn. So trug er seine Hoffnung zu Grabe.

Auf dem steinigen Weg begegnete ihm Lieselott und sprach ihn an. „Können Sie mir wohl Auskunft über die Schauspielertruppe auf dem Hohentwiel geben?“

Holder sah sie verwundert an. „Das wohl, aber —“

„Sie werden sich über meine formlose Frage wundern“, sagte Lieselott rasch. „Ich suche die Dame, die das Rautendelein spielt.“

„Die Hilde Ander?“

„Es ist möglich, daß sie so heißt, ich weiß es nicht.“ Sie lächelte verlegen. „Ich weiß eigentlich gar nicht recht . . .“

Holder witterte eine Schauspielerin, die Beschäftigung suchte. „Meine Truppe ist besetzt“, sagte er.

„Nein“, entgegnete Lieselott. „Deswegen komme ich nicht, ich bin keine Künstlerin. Sie sind also der Spielleiter, ich bin eine Verwandte des Ingenieurs Spenser. Deswegen komme ich.“

„So, so.“ Holder wurde nachdenklich. „Wegen Jakob Spenser?“ Er machte eine Pause. „Sie treffen ihn nicht mehr an, heute früh ist er abgefahren, hinunter an den See. Ich glaube, er ist um eine Enttäuschung reicher geworden — wie ich.“

Die Frau wurde blaß. „So steht sie nicht mehr neben ihm?“

Holder wies auf eine Bank am Wege. „Mir scheint, gnädige Frau, wir haben uns mancherlei zu sagen. Wollen wir uns setzen?“

Sie folgte ihm.

„Ich habe warmes Interesse für Herrn Spenser in der kurzen Zeit gewonnen, die wir zusammen verlebten“, begann er. „Im Theaterleben sehen wir oft den Mann neben der Frau auftauchen — in vielerlei Gestalt — und sehen ihn wieder verschwinden. Wünsche und Hoffnungen bleiben nicht unerfüllt — von beiden Seiten. Ich habe ihn beobachtet, wie er unserm Spiel zusah, es steckt etwas vom Künstler in ihm. Der Mensch braucht nicht selbst ausführen zu können, um ein Künstler zu sein. Aufs Schauen kommt's an und aufs Empfinden. Spenser nahm den Geist auf, der aus der Dichtung sprach, und der unvergleichlich verkörpert wurde von zwei Menschen, die das Schicksal hier zusammengeworfen hatte. Er hat Vergessen gesucht bei uns und innere Gesundung, die gaben ihm die beiden Menschen — jedoch nicht als Menschen, sondern als Künstler. Und deshalb bedauere ich auch für ihn das, was geschah. Der Künstler mußte uns verlassen. Ein anderer trat an seine Stelle, ein Mensch, der den heiligen Geist der Kunst nie begriffen hat, ein Komödiant. Der brachte die Enttäuschung. Denn sie, die an dem einen gewachsen war, fiel mit dem anderen. Es war nur sein Geist, der sie mitgerissen hatte, nicht eigenes Erleben. Gestern spielten sie miteinander. Ich saß neben Spenser und sah, wie er suchte und nicht fand. Das Rautendelein ist tot, nur die Komödiantin ist geblieben.“

In Lieselotts Augen standen Tränen. „Und er?“

„Ich weiß es nicht, er ist fort — sie wird ihm wohl folgen — trotz allem. Das Ahnen in ihm wird noch Erkenntnis werden müssen — deshalb tut er mir leid.“

„Kann man es ihm nicht ersparen?“

Holder zuckte die Achseln. „Die Ander ist sich des Wechsels noch nicht bewußt.“

„Dann werde ich mit ihr sprechen.“

„Sie? Wer sind Sie? Wer gibt Ihnen das Recht.“

„Wer ich bin?“ Sie lächelte leise. „Ich

habe neben ihm gestanden, körperlich, so lange er mich brauchte. Ich bin zurückgetreten, als meine Zeit vorbei war. Vorbei — meine Zeit wird nie vorbei sein — sie wird wiederkommen. Und weil ich das weiß, muß ich warten.“

Holder ergriff ihre Hand und strich leise darüber hin. „Sie haben einen langen, schweren Weg vor sich, den nur wenige gehen wollen. Einen Weg, den nur eine Frau sich erwählen kann. Das Schicksal muß viel vorhaben mit diesem Manne, daß es so eine Frau neben ihn stellte. Gehen Sie jetzt, Sie werden Hilde Ander noch oben treffen.“

Auf den Zinnen des Turmes saßen Hilde und Olten. „Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll“, klagte sie. „Wenn ich deinem Rat folge, betrüge ich mich und ihn.“

Er sah gelangweilt hinaus auf das Land. „Und mir das zu sagen, hast du mich bis hier oben hingeschleppt? Was soll ich denn bei deinen Meditationen? Donnerwetter, der Weg ist doch klar genug. Tausende suchen ihr Leben lang nach einer solchen Hilfe. Du hast sie und redest von Betrug. Denkst du denn, er sucht in dir etwas anderes als einen Zeitvertreiber? Wir Theaterleute sind für die Bürger Wundertiere, wenn wir Männlein sind, die man für Geld begafft, und ihr Weibchen seid Spielzeug.“

Hilde sprang erregt auf. „Das ist nicht wahr!“

„Sondern?“ fragte er spöttisch.

Sie sah ihn kleinlaut an. „Wir haben eigentlich noch von nichts gesprochen. Wir sind zusammen gewesen und — ja, was werden soll, habe ich mir nicht überlegt.“

„Und du hast ihm die ganze Zeit das Rautendelein vorgespield, deine Glanzrolle.“

„Ich habe nicht gespielt, ich habe mich gegeben, wie ich bin.“

„Er sieht längst nicht mehr das Rautendelein in dir. Seit gestern weiß er, daß du eine Komödiantin bist. Dafür hat allein Holder gesorgt.“

„Holder?“

„Hast du denn nicht gemerkt, daß Holder nur einen Stil anerkennt, nämlich den des verflissenen Sanders? Du hast aber gestern in meinem Stil gespielt, und seitdem —“

„Seitdem?“

„Seitdem ist es aus mit dir,“ sagte Olten.

„Und Jakob Spenser?“

Olten ging auf und ab. „Er hat dir seinen Wagen gelassen, nicht wahr, und erwartet dich in seinem Seeschlößchen?“

„Ja.“

„Nun, dort wird es ganz an dir liegen, was werden wird. Holder steht nicht neben ihm, du hast also alle Karten in der Hand. Er erwartet nicht mehr das Rautendelein, sondern die Schauspielerin. Das Rautendelein war gut als gehorsames Weibchen, die Schauspielerin wird seine Herrin sein. Zeige ihm einmal, was du ihm wirklich sein kannst, und glaube mir, er denkt selbst nicht mehr an das Brunnenpflänzchen. Servus, Schatz, ich gehe jetzt.“

Er ließ Hilde allein mit ihren Zweifeln, so daß sie gar nicht mehr aus und ein wußte. Der Boden war ihr unter den Füßen weggeglitten, sie kannte ihre eigene Seele nicht mehr. Ja, war denn alles, was sie von sich selbst geglaubt hatte, wirklich nicht wahr? Gestern noch hatte sie sich als Mensch gefühlt, und heute sollte sie nur eine Puppe sein, in die jeder, der es wollte, einen neuen Geist gießen durfte? Hilde fing bitterlich an zu weinen.

So fand sie Lieselott und setzte sich still neben sie. Sie griff nach der Hand der Weinenden und streichelte sie ganz leise. Hilde hob den tränenschweren Blick und sah die Frau an, die neben ihr saß.

„Sie sind das Rautendelein“, sagte Lieselott und sah tief in die Augen der anderen. Märchenaugen, dachte sie. Es ist etwas von dem Brunnen drinnen, und das hat ihn gefesselt. Hilde hielt den Blick aus. In den Zügen der Frau da vor ihr stand nichts von Neugierde, nur Teilnahme fand sie.

„Ich will mit Ihnen sprechen“, fuhr Lieselott fort, „von Jakob Spenser.“

In Hildes Augen stand ein großes Erschrecken. Jedoch Lieselott strich mit der Hand über ihre Stirn. „Nicht erschrecken, Kind, es ist nichts Böses. Ich wollte Ihnen ja helfen und — ihm.“

„Wer sind Sie?“

„Das hat mich heute schon einmal jemand gefragt — und ich habe noch keine klare Antwort darauf gewußt. Liebe gibt Rechte. Ich liebe Jakob Spenser, und er hat mich auch einmal gern gehabt, vielleicht hat er mich sogar geliebt. Er ist anders als andere Männer. Ich konnte ihm nicht mehr die sein, die er brauchte, und da trat ich zurück. Ich war seine gute Kameradin, seine Freundin, seine Vertraute, aber er brauchte eine loderende Flamme, die ihn erhitze und die Bestand hatte neben dem hohen Flug seiner Gedanken. Ikarus stürzte ab mit brennenden Flügeln, als er der Sonne zu nahe flog — auch er. Die Flamme ist zur Feuersäule geworden, und

übrigblieb — ein Häufchen Asche. Er wurde krank und hat das Leben verlernt.“

Hilde sah sie verträumt an. Die letzten Wochen standen vor ihr auf und gewannen Farbe. „So fand ich ihn“, sagte sie. „Unten am See habe ich ihn kennengelernt, ernst und traurig. Ich kann keine traurigen Menschen sehen, das Leben ist doch so schön und bunt. Alles lacht und freut sich an nichts als am Leben. Das habe ich ihm gezeigt und habe mit ihm getollt und gelacht.“

„Und er?“ Lieselott sah ihr fragend ins Gesicht. „Kind, was tat er?“

Sie schüttelte die braunen Locken. „Er hat auch gelacht, erst so ein bißchen väterlich über das tolle Kind, aber dann hat er gelernt mitzulachen — über nichts. Ich habe ihm gesagt: Sieh, Jaköble, da lacht der See. Da hat er gefragt: Warum lacht er, Rautendelein? Weil er da ist, habe ich gemeint, weil die Sonne scheint und der Himmel blau ist. Im Winter muß er still liegen, jetzt aber ist Sommer. Lach' ihn auch an. Da hat er hell gelacht.“

„Hell gelacht“, flüsterte Lieselott vor sich hin, und in ihrem Innern stand das Wort auf: Und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Das Kind hatte mehr getan als sie, das fühlte sie. Sie hatte ihn der Menschheit zurückgegeben. — „Bleiben Sie bei ihm“, sagte sie, „der Wagen wartet unten, warum sitzen Sie hier oben und weinen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht zu ihm fahren.“

„Nicht zu ihm fahren, das dürfen Sie nicht. Er soll lachen und muß lachen. Bringen Sie ihm das Leben wieder. Jeden Tag neu. Er braucht es.“

„Und ich kann's ihm nicht mehr bringen.“

„Warum nicht, was ist geschehen?“

„Ich bin nicht das Rautendelein, seit gestern weiß ich es. Ich bin nur eine Schauspielerin, die in einer Rolle gelebt hat — wie eine Schlafwandelnde — die man nicht wecken darf. Aber sie haben mich geweckt, und nun träume ich nicht mehr, und nun kann ich auch ändern nicht mehr mein Lachen geben. Ich muß jetzt einen neuen Weg gehen, mit neuen Menschen. Zurück kann ich nicht mehr. Er weiß es auch selbst schon, das Rautendelein ist tot.“

„Aber er erwartet Sie doch,“ drängte

Lieselott. „Er hat es gesehen, ja, aber er hofft immer noch, daß das Rautendelein wieder erwacht.“

„Er wartet jetzt auf die Schauspielerin.“ Hilde sah starr vor sich hin. „Aber die soll er nicht sehen, ich will in seiner Erinnerung so bleiben, wie ich am See neben ihm gestanden habe. Er soll an mich denken — in Liebe — aber ohne Enttäuschung. Es darf nicht wieder nur ein Häufchen Asche übrigbleiben.“

Lieselott nickte. „Es muß wohl so sein“, sagte sie.

„Gehen Sie zu ihm, Ihre große Liebe wird alles überbrücken.“

„Meine Zeit ist noch nicht gekommen, er braucht mich noch nicht. Ich darf nicht neben ihm stehen, solange er strebt. Aber ich werde da sein, wenn er mich braucht.“

„Und wenn er Sie nie braucht?“

„Leben ist Verzichten“, sagte Lieselott leise.

— — — — —
Am Mittag fuhr der kleine Wagen im Schloß am See durch das Tor. Jakob Spenzer erwartete ihn. „Wo ist sie?“

Der Chauffeur gab ihm einen Brief. Er riß hastig den Umschlag auf. Zwei Worte standen nur da: Leb' wohl!

Ericksen trat neben ihn. „Was ist?“

Spenzer hielt ihm den Brief hin. „Sie kommt nicht wieder.“

„Und du?“

Er reckte sich. „Vielleicht ist es gut so, sie soll recht haben. Sie war ein Mensch, der lachen konnte, aber eine Spinne ist über ihr Herz gekrochen, und die war giftig.“

Draußen am Tor standen einige Herren im Gespräch mit dem Chauffeur. „Die Herren lassen fragen — —“

Spenzer ging selbst hin.

„Ihr Schlößchen scheint uns geeignet für eine Filmaufnahme. Wir wollten fragen —“

Da lachte er. Warum nicht, er ging ja fort. Der Sommertraum war zu Ende. „Bitte, meine Herren, es steht nichts im Wege.“

Er wollte sich abwenden, aber der eine hielt ihn zurück. „Ich sehe dort einen Rennwagen, dürfen wir — —“

Jakobs Züge wurden hart. „Nein, meine Vergangenheit ist frei, meine Zukunft gehört nur mir.“

Und der See lachte und funkelte, die Blumen blühten, die Früchte hingen schwer an den Bäumen — denn es war Hochsommer — — —.

Die Haremsprinzessin

Illustriert

von

Bernhard Reuters



VON

ARTHUR BERGER

Fünf Monate war ich auf einer Jagdtour an der abessinischen Grenze gewesen, nun kam ich nach Kairo zurück, gerade zur Zeit der Hochsaison. Welch ein Gegensatz! Noch vor wenigen Tagen um mich die unendliche schweigende Steppe, Dornengestrüpp, Urwald, Wild und Wilde. Als Begleiter nur mein Dragoman, einige eingeborene Jäger und meine Kameltreiber nebst ihren riesigen Tieren. Unumschränkt hatte ich da draußen schalten und walten können, kaum band mich irgendein Gesetz. Hier nun war ich wieder inmitten der tosenden Weltstadt, der europäische und amerikanische Ueberkultur in mancher Hinsicht ihre Note aufgedrückt hat, eine ganz andere Welt umgab mich. So herrlich das ungebundene Dasein dort draußen gewesen war, so hatte doch auch das Treiben hier, der ewige Wechsel, seine Annehmlichkeiten. Doppelt trat das zutage nach so langem Leben unter den primitivsten Verhältnissen.

Hassan Muhamed el Shami, mein Diener, mein „Dragoman“, wie er sich selbst gern bezeichnete, blieb noch bei mir. Ich hatte mich an ihn gewöhnt, an den Schlaunen, mit allen Salben Gesalbten, der überall Bescheid wußte. Keiner verstand es so wie er im Basar zu handeln, und konnte ich mich einmal mit dem Teppichhändler oder Bronzeschmied nicht über den Preis einigen, so brachte er schließlich doch den Kauf zustande und hat sicher dabei noch immer sein gutes Nebengeschäft gemacht. Unter seiner Führung genoß ich Kairo, sah mehr als mancher andere Weltenbummler.

In Shepherds Hotel, der altberühmten Karawanserei, traf ich einen Studienkameraden — Gott, früher begegnete man an allen Weltplätzen irgendeinem Bekannten.

Am Abend, nach dem Essen, saßen wir in dem orientalischeschwül, wundervoll eingerichteten Kaffeezimmer des Hotels. Er war zerstreut, rauchte viel und hatte wenig

Interesse für die Umgebung.

„Sag' mal, bist du jetzt immer so stumpfsinnig wie heute, oder was ist mit dir los?“ konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen.

„Nein, das nicht, aber ich habe eine Art Weltschmerz —.“

„Auf deutsch: Du bist verliebt?“

„— unterbrich mich nicht, sondern höre! Also, heute komme ich aus dem langweiligen Heluan“ — er machte drei Kreuze in der Luft, scheinbar hatte es ihm dort nicht sonderlich gefallen. „Schon in der Bahn fiel mir ein Abteil auf, dessen Vorhänge herabgelassen waren, die Fenster geschlossen, trotz der Hitze. Vor der Tür stand ein baumlanger Schwarzer mit gewaltigen Gliedern, Händen wie ein Leviathan, im schwarzen Gehrock. Sah sehr feierlich und unheimlich aus. Jeden Mann, der in die Nähe des Abteils kam, sprühte er mit giftigen Blicken an. Kein Zweifel, es war der Eunuch irgendeines Harems, und drinnen, eingesperrt, saßen die verschleierte Schönen.“

Als der Zug in Kairo einlief, war ich einer der ersten, der ausstieg, um mir ja nicht den Anblick der verwunschenen Prinzessinnen entgehen zu lassen. Lange mußte ich warten, schon war der Bahnsteig leer, da endlich entstieg dem Wagen der lange Neger und half einigen, ganz schwarz gekleideten Damen heraus. Sie trugen den weißen, zarten Schleier, der vor das Gesicht gezogen, dieses bis auf die Augen verhüllt. Ich muß gestehen, mir klopfte etwas das Herz — kam vielleicht noch von den heißen Bädern. Eine Säule deckte mich. Als die Damen aber an mir vorbeikamen, trat

Die Haremsprinzessin

ich vor. Und da sah ich in ein Paar Augen, Augen sage ich dir, Gazellenlichter erscheinen dagegen so blöde wie die von Chamäleons. Na, und der Blick, den ich auffing, war auch nicht ‚ohne‘; sie wußte ja, daß der hinter ihr gehende Laban sie nicht beobachten konnte.

Ich war ganz starr, aber da schien der Zerberus schon etwas gemerkt zu haben; plötzlich war er neben ‚ihr‘ und drängte sich so durch, daß ich zur Seite geschoben wurde. Draußen, drei Schritte entfernt, stand ein Wagen, ein Kawaß riß den Schlag auf, und hinein verschwanden sie. Ich aber bekam nur noch ein Füßchen zu sehen, tadellos beschuht, so daß ich mir sagte, wenn der übrige Körper richtig zu den Augen und Füßen gestimmt ist, dann muß das eine wirkliche Haremsperle sein.“

„Na ja, und nun sitzt sie in ihrem Harem, du im Shepheard, und was nun?“

„Ich muß sie wiedersehen, kennenlernen.“ Ganz nervös zerdrückte er den Zigarettenrest in die schön gearbeitete Bronzeschale.

„Nimm es mir nicht übel,“ lachte ich, „du bist ein bißchen durchgedreht, komm mit mir in die Bar, wir wollen Wiedersehen feiern und deinen Liebesschmerz ersäufen.“

Am nächsten Tage fuhren wir, wie das nun einmal in Kairo Brauch ist, zum Korso nach dem Gezirehpalast. Hassan thronte auf dem Bock tadellos in hellgrauem Flanell und gelben Wildlederschuhen — er hielt sehr viel auf Eleganz — neben dem grün livrierten Kutscher.

Wagen, Fußgänger, elektrische Bahnen, Kameltreiber drängten sich auf der langen, den Heiligen Fluß überspannenden Kassr el-Nil, dann bogen wir rechts ab auf die Insel Bulak. Hier trennten sich die Böcke von den Schafen — ich spreche natürlich bildlich! — wer nichts zu tun hatte, lenkte sein Gefährt nach den sauberen, frischgesprengten Wegen, die durch den Park zum Hotel führten, die anderen zogen ihres Pfades im Staub der Landstraße weiter.

Ein lebhaftes, buntes Bild nahm uns auf. Elegante Fuhrwerke, Reiter, Spaziergänger in großer Zahl, auch einfacher gekleidete, aber in der Hauptsache herrschte Eleganz. Europäerinnen, Amerikanerinnen, Welt- und Halbweltdamen in großer Zahl, dazwischen Offiziere in strahlenden, farbigen Uniformen, und hin und wieder auch ein Gefährt mit verschleierten Frauen, Prinzessinnen und andere Damen aus den Harems. Sie trugen nicht den landesüblichen „Burko“, der als schwarzes Tuch, wie eine lange Gesichtsmaske, sich von Wangenhöhe herabsenkt, sondern den leichten, durchscheinenden, dem

Gesicht so viele Anmut verleihenden „Yaschmak“.

Schon als wir dem ersten dieser Wagen begegneten, reckte mein Freund den Hals; er hoffte die schöne Unbekannte wiederzusehen.

Blicke flogen herüber und hinüber, denn offenbar wollten sich die Damen wenigstens etwas für die Zeit der Abgeschlossenheit im Harem entschädigen. Schon zweimal hatten wir die lange Wagenreihe passieren lassen, und ich rief gerade meinem Hassan zu, daß wir in das Gezirehhotel zum Tee einbiegen wollten, da packte mich mein Gefährte mit eisernem Griff.

„Du, da ist sie ja, dort,“ und sich an meinen Diener wendend, „Hassan, pass’ auf den Wagen auf, der eben vorbeifuhr. Du mußt herausbekommen, wer das ist —.“

„All right, Sir.“

„— aber einmal müssen wir noch an ihnen vorüber, dann in Gottes Namen, komme ich mit.“

Als wir dem Wagen wieder begegneten, senkten sich zwei schwarze in zwei blaue Augen, also auch sie schien ihn wiedererkannt zu haben. Nun wendeten wir kurz, Hassan hatte Weisung gegeben — denn als alter Fachmann wußte er, daß die Damen nicht ewig hier herumfahren. Und richtig, an der Ecke der Brücke verließ das Gefährt vor uns den Korso, ein dort postierter eingeborener Schutzmann salutierte, und im selben Augenblick sprang Hassan ab, uns zurufend, er käme zum Hotel nach.

Nun war es mit der Seelenruhe meines Freundes aus. Er sprach nur mehr von der schönen Unbekannten — was ihn aber nicht abhielt, auch gelegentlich aufzublicken, wenn eine andere elegante Dame vorüberauschte.

Hassan hatte inzwischen von dem Polizisten herausbekommen, daß es das Gefährt des Prinzen Osman gewesen sei, in dem die Damen saßen, bald wußte er auch Näheres über die Lage des Harems bzw. der Villa zu erzählen.

Täglich wiederholte sich nun dasselbe Spiel. Mein Freund brannte lichterloh, das Blickgefecht wurde immer lebhafter.

Ich mußte einen Dämpfer aufsetzen, sonst verliebte er sich womöglich ernstlich: „Ich will dir einmal etwas sagen. Du glaubst doch nicht etwa, daß du eine wirkliche Haremsdame kennenlernen kannst. Du weißt, das Weib neigt im allgemeinen zur Koketterie, namentlich, wenn es sich langweilt und sich sicher weiß, und das tun die Damen dort im Wagen, denn in der Öffentlichkeit kann niemand wagen, sich ihnen zu

nahen, und im Harem schützen sie hohe Mauern und die Eunuchen. Also mach' dir keine Hoffnung, ein bißchen Blickewerfen, das ist alles. Für die armen Weibchen ist es eine amüsante Abwechslung, die einzigste, ziemlich harmlose Rache an ihrem sicher ungetreuen Gatten, und im Harem

Freund mit der Nachricht, daß er ihr schreiben wolle.

„Du bist verrückt, außerdem, was hat das für einen Zweck, und was kann dabei herauskommen? Wird ein solcher Brief abgefaßt, so hat sie die größten Unannehmlichkeiten, und wir bekommen binnen 24 Stunden den



Reuters 13

„Und da sah ich
in ein Paar Augen,
Augen sage ich dir . . .“

haben sie dann etwas neuen Gesprächsstoff in dem ewigen Einerlei.“

„Ist mir gleichgültig, außerdem glaube ich die Frauen besser zu kennen als du“, sagte er ganz giftig. Er schien etwas in seiner Männerehre gekränkt.

Unwillkürlich mußte ich denken: ob wohl im Harem über dieses kleine Abenteuer auch soviel gesprochen wurde wie zwischen uns?

Eines Morgens überraschte mich mein

Ausweisungsbefehl. Also laß lieber den Unsinn.“

Aber er hatte einen dicken Schädel, und so zog er Hassan ins Vertrauen. Der hörte aufmerksam zu, nickte ein paarmal, dann erfolgte sein stereotypes: „All right, Sir.“ „Das ist gar nicht so schlimm,“ fuhr er fort, „die Damen langweilen sich, die Männer vernachlässigen sie, und da kommt öfter so etwas vor. Kostet zwar einiges

Die Haremsprinzessin

Geld, um die Eunuchen zu bestechen“, und dabei legte er die Stirn in ernste Falten.

Ich muß gestehen, ich war starr, hierauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Mein Freund lachte aber spöttisch: „Siehst du, alter Vorsichtsrat, lehr' du mich die Frauen kennen!“ Und selbstgefällig klopfte er Hassan auf die Schulter und ging ins Schreibzimmer.

Hassan ordnete meine Anzüge im Schrank und vermied es geflissentlich, mich anzusehen. Und doch war es mir einmal so vorgekommen, als ob über Hassans sonst so gleichmäßiges Gesicht ein ganz kleines pfiffiges Lächeln gehuscht wäre; doch ich konnte mich auch geirrt haben.

Mich ging die Liebesaffäre ja nichts weiter an, ich war aber doch gespannt, wie die Geschichte sich weiterentwickeln würde.

Und Hassan besorgte den Brief.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als er am nächsten Morgen Antwort brachte, in gutem Französisch.

„Donnerwetter, nun wird die Geschichte interessant“, sagte ich, als mein Freund strahlend den Brief einsteckte.

An diesem Abend lud er mich zu einer besonderen Flasche Mumm-Extra-dry ein.

Täglich wiederholte sich nun die Begegnung, der Briefwechsel usw.

Und eines Tages kam mein Freund ganz aufgeregt:

„Du, ich soll sie besuchen.“

Ich mag ihn wohl etwas zweifelnd angesehen haben, denn schon zeigte er auf seinen Brief.

„Na, weißt du, ganz so einfach ist die Sache aber doch nicht. Ich habe einmal gehört, daß an unerlaubten Besuchern schöner Haremsdamen, wenn sie gefaßt werden, manchmal gegen ihren Willen Operationen vorgenommen werden, die in keiner Beziehung angenehm sind. Jedenfalls sieh dich vor. Wenn dich der Lange unter die Finger bekommt, dann dürftest du guttun, zum mindesten deine Knochen vorher zu numerieren.“

„Ach was, ich stecke den Browning ein, außerdem weißt du ja, wohin ich fahre. Wir nehmen einen geschlossenen Wagen; vielleicht bringst du mich bis zur Tür, durch den Garten soll ich kommen.“

Hassan machte ein sehr zufriedenes Gesicht, denn bisher hatte ihm jeder Brief schon einen ganz guten Botenlohn eingetragen. Was er an Bestechungsgeld für den Eunuchen in Rechnung gestellt hatte, habe ich nie erfahren, darüber ging mein Freund hinweg.

Und so kam der langersehnte Abend. Es wurde hohe Zeit, daß die Geschichte in Ordnung kam, denn für den nächsten Tag hatte ich meine oft schon aufgeschobene Abreise definitiv festgesetzt. Freund Otto wollte natürlich nun gar nicht mehr weg.

Diesmal hatte Hassan nicht einen Wagen vom Hotel genommen, sondern, wie er geheimnisvoll mir zuraunte, einen besonderen, ihm vertrauten Wagenlenker gewählt, aus Rücksicht auf die Gefährlichkeit und notwendige Verschwiegenheit. Bald lag das Getriebe der Stadt hinter uns, wir bogen in eine der Straßen in der Nähe des Nils ein. Nun noch um die Ecke, dann hielt der Wagen an einer in die graue Mauer eingebrochenen Gartenpforte.

Hassan klopfte zweimal kurz und leise. Drinnen knarrte das Schloß. Ein Schwarzer öffnete, winkte, mein Freund sprang schnell aus dem Wagen, ich konnte ihm gerade noch die Hand drücken, und schon war er mit Hassan — ich hatte mir ausbedungen, daß er ihn begleitete — verschwunden; die Tür schloß sich geräuschlos.

Ich fuhr ins Hotel zurück, lauschte der einschmeichelnden Musik, schaute den Schlangenbeschwörern, die auf der Terrasse ihre Körbe aufgestellt hatten, zu, handelte zum Zeitvertreib etwas mit Teppich- und Straußfederverkäufern und langweilte mich — ich hatte genug von dem Leben und Treiben hier, sehnte mich nach der Heimat, jetzt blühten an der Bergstraße die Obstbäume, in der Heimat war Frühling.

Der Abend wurde mir recht lang, aber vergeblich wartete ich auf meinen Freund.

Als es auf Mitternacht ging und er noch immer nicht aufgetaucht war, wurde ich unruhig, ging an seine Tür, klopfte und erhielt zu meinem Erstaunen von drinnen eine ziemlich unwirsche Antwort, daß er schon im Bette läge.

„Na,“ dachte ich, „allzu amüsant scheint das Schäferstündchen ja nicht gewesen zu sein“, und legte mich schlafen.

Wie gewöhnlich erschien Hassan früh morgens, still und ordentlich bediente er mich. Als ich nach dem Abenteuer fragte, meinte er, da müsse ein Irrtum untergelaufen sein, aber mein Freund habe ihm Schweigepflicht aufgelegt, denn — das sei seine Angelegenheit. Also fragte ich nicht weiter. Die letzten Stunden vor der Abreise sind immer ungemütlich, ich mag sie nicht. Ich gab Hassan wegen meines Gepäcks die nötigen Anweisungen; da bat er zu meinem Erstaunen, daß ich ihn doch

schon jetzt ablöhnen möchte, ein Freund von ihm käme heute, und den könne er nicht warten lassen, er werde einen tüchtigen, gewandten Träger schicken, der genau so gut wie er mir alles besorgen werde.

Mir ging ein Licht auf, er wollte meinem Freund nicht mehr unter die Augen kommen. Ich fragte ihn deshalb, denn ich ahnte schon den Zusammenhang.

Da lächelte er. „Lieber nicht!“ sagte er halblaut — „ich kann aber nichts für den Irrtum.“

Beim Frühstück erklärte mein Gefährte ganz unvermittelt: „Weißt du, ich fahre mit, Kairo und ganz Aegypten mit all seinem Diebes- und Schwindelgesindel soll der Teufel holen.“

„Ja, da hast du recht, aber er tut es nicht“, und ich mußte lächeln.

Am Nachmittag fuhren wir ab. Absichtlich brachte ich das Gespräch nicht auf das Haremsabenteuer, blickte zum Fenster hinaus noch einmal zurück nach den Pyramiden, ehe sie im Dunst des Abends versanken, und da begann er von selbst:

„Weißt du, dein Hassan, das ist doch der größte Gauner, den es gibt, ich bin überzeugt, der hat Uebung in diesen ‚Haremsbesuchen.‘“

„Wieso?“ heuchelte ich, „stimmte dabei etwas nicht?“

„Nein, bei Gott, da stimmte alles nicht. Also stelle dir vor: Ich komme in den Garten, am Tor empfängt mich ein schmutziger Kerl, so eine Art Gärtner. Wenn er das war, dann kümmerte er sich herzlich wenig um die ihm anvertrauten Pflanzen, denn es sah dort traurig aus. Ohne zu sprechen, gingen wir durch die im nächtlichen Schatten liegenden, von dichtem Gebüsch gesäumten Wege. Vor uns tauchte ein Haus auf, nicht anders, als die üblichen Kairovillen aus den achtziger Jahren, etwas verwahrlost. Durch die zugezogenen Vorhänge schimmerte Licht, einmal glaubte ich einen Mannerschatten vorüberhuschen zu sehen, er trug keinen Darbutsch: der Hausherr, dachte ich mir, er hat es sich ganz bequem gemacht. Unwillkürlich beschlich mich ein unangenehmes Gefühl, denn die Sache konnte doch gefährlich werden. Von drinnen hallte hin und wieder lautes Lachen. Im Erdgeschoß war eine Tür halbgeschlossen, ihr näherten wir uns. Leise quietschte sie, und scheinbar erschreckt zögerte der Führer einzutreten; vor uns lag ein dunkler Gang. Hassan packte mich auch am Arm, es wurde mir allmählich etwas unheimlich,

so daß ich meinen Browning faßte. Ein paar Minuten warteten wir, dann nahten Schritte, schlüpfend, auf weichen, orientalischen Sohlen. Jetzt wurde es im Gang etwas heller, ein zitternder Lichtschein nahte, und da kam auch ein Mensch. Offenbar hatte er uns erwartet, machte Salaam vor mir, flüsterte etwas mit Hassan, dann ging er voran; der Gärtner raunte mir aber wohl vernehmbar das ortsübliche „Backschisch“ zu. Er tat gut daran, mich jetzt schon zu mahnen, später hätte er in den Mond schauen können.

Wir folgten nun durch einen schmutzigen Gang dem Laternenträger. Es war zwar etwas geheimnisvoll, aber in mir stieg langsam ein gewisses Mißtrauen auf, die ganze Aufmachung roch zu sehr nach Hintertreppenroman. Na, vielleicht täuschte ich mich. Nun ging es eine Treppe hinauf; wir kamen in einen halb europäisch mit schäbiger Eleganz ausgestatteten Raum. Ein langer Neger trat hier in Erscheinung, auch im Gehrock, der „Eunuch“! Aber nicht etwa meiner, den ich auf der Bahn und dem Kutschbock gesehen hatte. Er rollte etwas mit den Augen, tat sehr erstaunt und empört, wollte scheinbar Lärm machen, fuchtelte mit den Armen. Hassan machte mir ein Zeichen, meine Hand glitt nach der des Negers, und als er darin ein kaltes Geldstück fühlte, schmolz sein Tugendwächterherz, er öffnete eine Tür, und ich trat ein, während Hassan sich diskret zurückzog.

Ich war allein, sah mich in dem europäisch-orientalisch ausgestatteten, schlecht gelüfteten Raum um — ich hatte mir den Duft arabischer Wohlgerüche ganz anders vorgestellt. Nach dem Nebenraum führte eine durch einen durchsichtigen Perlenvorhang geschlossene Tür, von drinnen klang leises Lautengeklimper, ich sah hinein und erblickte drinnen ein weibliches Wesen, das mit einem leichten Aufschrei sich erhob, als es meiner ansichtig wurde. Es war eine Orientalin in den reiferen Jahren, dick und aufgedunsen — stelle dir das vor —, war buntfarbig gekleidet, klirrte mit verschiedenen Schmucksachen und kam freundlich auf mich zu. Ich muß gestehen, ich wollte mich gern diskret zurückziehen, bat um Entschuldigung, aber schon begrüßte sie mich sehr herzlich, redete von Briefen usw., wurde zutraulich, aber ich kühlte immer mehr ab. Herrgott, das war also die Briefschreiberin. — Na, ich erstarrte allmählich zur Salzsäule, und schließlich erhob ich mich, die Sache wurde mir zu dumm. Daß ich auf so einen Leim kriechen und mich

durch deinen Hassan in ein solches Haus hatte schleppen lassen, war doch zu albern. Aber nun wurde die Dame feindlich, war empört, daß ich sie nicht schön fand und mich ihre Reize nicht lockten. Sie schlug Lärm, noch mehrere andere weibliche Wesen erschienen, auch ein paar Männer. Aber Hassan trat dazwischen, drohte klar und deutlich mit Anzeige und Polizei, und nun wurden die Dämchen zahm. Ich kam unangefochten aus der Eulenhöhle — vielleicht hat mein gezückter Browning auch etwas zur Klärung der Lage beigetragen — und war sehr froh, als ich wieder an der frischen Luft war. Hassan schwor



Prinzessin auf den Leim gelockt worden sei. — Das Gegenteil konnte ich nicht beweisen. — So, nun weißt du, wie es einem alten Esel gehen kann.“ Damit schloß er. Als ich herzlich lachte, stimmte auch er schließlich mit ein. Ich glaube, er hat später guten Freunden von seinem Besuch im Harem fabelhafte Dinge erzählt und eine andächtige Gemeinde gehabt.

Als ich Hassan nach einigen Jahren wiedersah, fragte er mit püffigem Lächeln: „Was macht der Doktor, ist er immer noch so ein großer Damenfreund?“ —

Ich sah ihn nur an, er verstand mich.

Er versicherte dann:

tausend Eide, daß er „Bei Allah — ich bin sicher von dem richtigen Eunuchen der damals selbst sehr angelogen worden.“

GEDANKEN UND EINFÄLLE

Von JOSEF STOLLREITER

Wünsche sollen wir uns niemals versagen. Und wenn sie auch nie in Erfüllung gehen können — schön sind sie doch!

*

Auch die Sonne scheint nur dem, der Sonnenschein in sich hat.

*

Kein Menschenkind ist so elend, daß es nicht irgend jemand zu beglücken vermöchte.

*

Das Glück, das vor der Türe steht, kommt selten herein.

*

Die Stärken mancher Frau, durch die sie alle, die sich ihr nahen, besiegt, sind — ihre Schwächen.

* * *



DIE
TREVLLOSE
 VON HANS BETHGE.

Illustriert

VON

RENÉ EBNER

Wie reizend ist der Garten. Ein Bauerngarten, bunt, lodernnd in der heißen Julisonne, Farben von schwellender Ueppigkeit — dabei ein so einfacher Garten, von natürlicher ländlicher Schönheit. Da ist Mohn in allen Farben, weißer, roter, gelber, orangefarbener, wild wuchernd, immer mit keckem Lachen, lila Levkojen, Rittersporn von unerhörtem Blau, die entzückenden „Tränenden Herzen“ in Rosa und Weiß, zu lieblich, als daß man an den Ernst der Tränen glauben könnte — und dann Malven, ein ganzer Wald, dicke, seidig leuchtende Blüten, die einen weiß mit einem grünlichen Anhauch, andere champagnerfarben, andere rosa wie die duftigen Sommerkleider junger Mädchen, andere von einem dunklen, satten, schweren, tragischen Rot — rot wie das Blut, das aus Irenes Schulter rann.

In meinem geliebten Sommergarten strecke ich mich aus, auf einem gepolsterten Liegestuhl, ich lasse die Augen trunken über das beseligende Bunt der Blumen streifen, paffe die dünnen Wolken einer Zigarette vor mich hin und sehe den Rauch in feinen Linien sich auflösen gegen das märchenhafte Blau des sommerlichen Himmels — und ich suche zu vergessen.

Ich suche Irene zu vergessen. Wie spreche ich nur von ihr? Sie war eine Schauspielerin — „war“, sage ich, obwohl sie noch lebt, durch meine Gnade, und abends über die Bühne schreitet —, aber für mich ist sie nicht mehr da, für mich ist

sie ausgelöscht auf immer, ich will sie zu vergessen suchen, sie hat mich gequält genug.

Sie war nicht schön, nur ihre schlanke, edle Nase war schön zu nennen, und hinreißend war ihr Hals, weiß, anzufassen wie kühler Samt und von einem bezaubernden Rhythmus. Seltsam, wie sie sich auch bewegte und was sie auch tat, ich mußte immer an schlanke Tiere denken. Lief sie, so sah ich ein Füllen; wenn sie den Hals zurückwarf, dachte ich an Antilopen; und manchmal, mit halb zurückgewendetem Gesicht hatte sie etwas träge Schweifendes wie ein russischer Windhund. Es war nicht Zufall, daß sie mich so oft an rassige Tiere erinnerte — sie war ein animalisches, ganz triebhaftes Geschöpf, innerlich sehr einfach, aber ganz naturhaft gestaltet und völlig unfähig, sich über ihre Natur zu erheben.

Wir lernten uns zur Teestunde bei einem gemeinsamen Bekannten kennen, sie hatte ein dunkelgrünes Seidenkleid an und eine rosa Rose auf der Brust. Sie plauderte voll Anmut und hatte ein silbernes Vogellachen, sie hockte in einem himmelblauen Polstersessel, den schlanke Arm über der Lehne, und rauchte Zigaretten aus einer Meer-schaumspitze. Krauses, volles Haar von einem schimmernden Kastanienbraun wirbelte ihr um Schläfen und Stirn. Ich sprach mit ihr über die Nordsee, an der ich gerade einige Wochen zugebracht hatte, sie wurde stiller und lachte nicht mehr, der

Die Treulose

Glanz ihrer Augen vertiefte sich. Nachher schlenderten wir durch die Stadt, es war ein goldiger Herbsttag, dann durch den riesigen Stadtpark, wo die Asten buntglänzend in den Beeten standen. Wir liebten uns auf einer Bank hin, ich nahm ihre Hand und fühlte, wie sie erzitterte. Wir wandelten weiter hinaus in den Wald, die Abendsonne lag auf einem See, in der Luft schrien wilde Enten. Wir standen unter einer großen, gelben, wispernden Birke und sahen auf den leuchtenden See hinaus, sie hielt den Hut am Arme und schwieg. Ich fuhr ihr über das dichte, kastanienbraune Haar, und sie lehnte sich an mich, selbstverständlich und warm, mit schnellerem Atem. Dann umarmte sie mich, in einem untergründigen Empfinden, daß ich erschrak. Es war, als wollte sich eine Schlange um mich winden, es war, als ströme die mächtig flutende Melodie ihres Blutes gewaltsam in mich über.

Nach der Vorstellung holte ich sie häufig vom Theater ab; wir gingen dann in eine kleine Weinwirtschaft und aßen etwas. Meist war sie müde nach der Vorstellung, ihre Sprache und Mienen waren lässig, aber wenn sie dann ihre Hand voll auf meine legte, straffte sich ihr ganzes Wesen, und in ihre Augen kam ein sonderbares phosphorisches Glänzen. Nachmittags gingen wir, so oft sie Zeit hatte, in die Wälder. Am liebsten sah ich sie in der Natur, sie wandelte wie ein Reh unter den Bäumen.

Von ihrer Liebe sprach sie nie. Ich erkannte sie nur an ihren Gebärden, an ihren Liebkosungen, die von elementarem Aufklang waren, an ihren Augen und Händen. Sie schrieb mir auch nie ein Wort der Liebe. Ich hatte das Gefühl, daß sie mich liebte, wenn ich um sie war, daß diese Empfindung aber erlahmte, sobald sie mich nicht mehr sah, sobald ihr Blut nicht mehr im Bannkreise des meinigen rann. Dieses Bewußtsein quälte mich mehr und mehr, ich fing an eifersüchtig zu werden, ohne zu wissen auf wen, dabei fühlte ich, daß mein Herz immer stärker verstrickt wurde in Leidenschaft zu ihr.

Eines nachmittags sah ich sie in der Stadt, an der Seite eines jungen Menschen, offenbar eines Schauspielers. Sie bemerkte mich nicht. Mein Herz erbebte, als ich sie sah, mir schien, daß ein Glanz des Glückes auf ihren Mienen lag, während sie zu ihm sprach, und auch die Haltung ihres Körpers redete von Glück. In einem faden Empfinden schritt ich weiter, meine Zunge schmeckte Bitteres, mir war, als habe mich ein Schlag dumpf vor die Stirn getroffen.

Am Abend hatte sie keine Vorstellung, sie kam zu mir, wie wir verabredet hatten. Ihre Stimme war heiter, sie brachte mir ein paar weiße Rosen mit, die sie geschäftig in eine Vase aus dunkelblauem Glase stellte. Ich weiß noch, daß ihre Stirn so etwas Leuchtendes hatte an diesem Abend. Ich selbst war niedergedrückt, aber ich suchte meine Stimmung zu verbergen. Freilich fühlte ihr Instinkt sehr bald, daß etwas in mir nicht in Ordnung war.

„Was ist dir?“ fragte sie.

„Nichts,“ entgegnete ich, „— höchstens daß ich dich heute nachmittag in der Stadt mit einem deiner Kollegen sah. Du sahst so glücklich aus. Liebst du ihn?“

Sie lächelte ruhig und schüttelte ihr kastanienbraunes Haar.

„Nur dich“, sagte sie, nahm meinen Kopf in beide Hände, drückte sich an mich wie eine Welle des Meeres und sah mich an — aber in ihren Augen stand es wie eine Frage.

Ich suchte meine Bedenken mit Gewalt zu verjagen und hüllte mich besinnungslos in die warmen Schleier ihrer Hingabe. Aber als ich wieder allein war, quälte ich mich von neuem. Ich fühlte wohl, daß sie mich liebte, wenn sie an meiner Seite war, aber ich fühlte auch, daß sie von Treue nichts wußte.

Eines Tages schickte sie mir ein paar eilige Zeilen, ich möchte sie am Abend nicht vom Theater abholen, ihre Mutter sei gekommen. Sofort stieg der Argwohn heiß in mir empor — ich ging zum Theater und verbarg mich dem Ausgang gegenüber in der dunkeln Tür eines Hauses. Nach einer Weile kam sie, sah sich um, etwas scheu, bemerkte mich nicht und schritt die Straße hinunter. Ich folgte ihr auf der andern Seite. An der Ecke stand ein Mensch, der sie erwartete, sie legte ihren Arm in den seinen und beugte sich liebevoll zu ihm hinüber. So schritten sie fort, wie eine blühende Ranke hing sie an seinem Arm. Ich kannte diese Bewegung wohl — so hängt sie auch an meinem Arm, dachte ich, mit demselben reizenden Geplauder.

Ein elendes Geschöpf, sagte ich mir, treulos und ohne Halt. Warum schließe ich nicht die Tür vor ihr zu, warum lache ich nicht über sie, warum streiche ich sie nicht aus meinem Dasein? Oho, noch sind wir nicht zu Ende, liebe Freundin, dachte ich, du wirst mich noch kennenlernen.

Am nächsten Nachmittag kam sie zu mir, sie brachte wieder Blumen. Sie fuhr mir mit wilden Bewegungen durchs Haar, wie sie es liebte, dann sagte sie:

„Du bist so ernst.“

„Ist deine Mutter fort?“ fragte ich.

Sie nickte.

„Es war gar nicht deine Mutter, es war ein Freund, den du erwartetest, ich habe euch gesehen.“

„Du hast recht,“ sagte sie, ohne jede Verwirrung, „ich konnte ihm nicht absagen — ein alter Bekannter, er ist mir gleichgültig, glaube mir.“

Ich lächelte.

„Ich glaube dir nichts mehr, Irene. Aber sieh dich vor, rate ich dir, sonst passiert etwas. Ich könnte eines Tages meinen Revolver nehmen und dich erschießen.“

„O dul!“ stieß sie aus und hing sich an mich, mit glühendem Auge und einer Bewegung des Ueberschwangs, wie eine Katze. Der Ausdruck reinen Glücks schwebte in ihren Zügen, sie war voll Hingabe wie in ihren besten Stunden; das Bewußtsein, daß ich fähig war, sie aus Liebe zu erschießen, beseligte sie.

Bald darauf wurde ich krank. Es war ein Rückfall der Malaria, die ich mir einst im Orient zugezogen hatte. Ich lag fiebernd im Bett und fühlte mich jammervoll. Nach Wochen wurde mein Zustand besser, ich konnte im Lehnstuhl sitzen und etwas lesen. Mich quälte der Gedanke, was für geheime Wege Irene in den verflossenen Wochen gegangen sei. Eines Abends fühlte ich mich unvermutet so wohl, daß ich beschloß, auszugehen und sie nach der Vorstellung zu beobachten. Sie kam heraus, leichtfüßig wie eine Hindin, draußen wartete ein langer, schmaler Mensch, er hing sich in ihren Arm, und sie wanderte beschwingt dahin, wie in einer Aureole des Glücks. Ich folgte ihnen ein Stück, sie gingen an den Anlagen entlang. Mein Herz schlug laut, voll wilder Erregung schritt ich heim, und in der Nacht wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager.

Am folgenden Abend ging ich wieder aus, ich suchte mir eine Bank am Rande der Anlagen, wo sie vorüberkommen mußte. Hier saß ich, dicht in einen dunklen Mantel gemummt, und wartete. Endlich kamen sie, langsam schlendernd, Arm in Arm. Er schien ganz jung und rosig zu sein. Ich unterschied ihr Gespräch.

„Wer war der Offizier, mit dem du gestern gingst?“ fragte er.

„Der Bekannte einer Freundin, ich kenne ihn nur flüchtig.“

„Du sahst ihn so seltsam an; liebst du ihn etwa?“

„Mein einziger Fritz,“ sprach sie in zärt-

lichem Tone, und schmiegte sich an ihn, „was sagst du da —?“

Ich lachte in mich hinein, dann erhob ich mich, bebend, noch etwas Fieber in den Adern, ging ein paar Schritte hinter den beiden her und schoß meine Pistole auf Irene ab. Sie tat einen kleinen Aufschrei, dann sank sie hin; ich trat herzu und erkannte, daß dunkelrotes Blut aus ihrer Schulter rann.

Ihr Freund war aufs höchste erregt, er fuchtelte mit den Armen, ich weiß nicht mehr, was er alles sprach, und schrie. Ich nahm mein Taschentuch und band es fest um Irenes Schulter. Sie war besinnungslos. Menschen sammelten sich um uns her. Ich winkte einer Droschke, die vorüberfuhr, und hob die Bewußtlose hinein. Der andere setzte sich zu uns, so fuhren wir drei Irenes Wohnung zu.

Unterwegs erwachte sie. Sie erkannte uns beide voll Verwunderung.

„Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Ich habe dich in die Schulter geschossen,“ sagte ich, „es war meine Absicht, dich zu töten.“

Ein seliges Lächeln ging über ihre Züge; sie griff nach meiner Hand, küßte sie und drückte sie auf ihr Herz; dann fiel sie wieder in Ohnmacht.

Nachher trugen wir sie in ihre Wohnung empor und legten sie auf den Diwan. Ich lief zu einem Arzt, orientierte ihn, er nahm sein Verbandzeug und kam mit mir. Seine Untersuchung ergab, daß es nur eine Fleischwunde war, nicht gerade gefährlich, aber doch auch nicht harmlos, denn sie hatte viel Blut verloren. Irene war unterdessen wieder erwacht. Sie war ruhig, fast teilnahmslos, in großer Ermattung. Einmal lächelte sie mich an. Wir überließen sie ihrer Wirtin, die Unterweisungen vom Arzt bekam und sie zur Ruhe brachte.

Am nächsten Tage ging ich zu ihr und brachte ihr Rosen. Es stand schon ein anderer Rosenstrauß an ihrem Bett. Sie hatte etwas Fieber und sah mich mit demütigen Augen an, wie ein geschlagenes Kind. Ich sagte ihr, daß ich heute das letzte Mal zu ihr käme, ich würde verreisen, um sie zu vergessen.

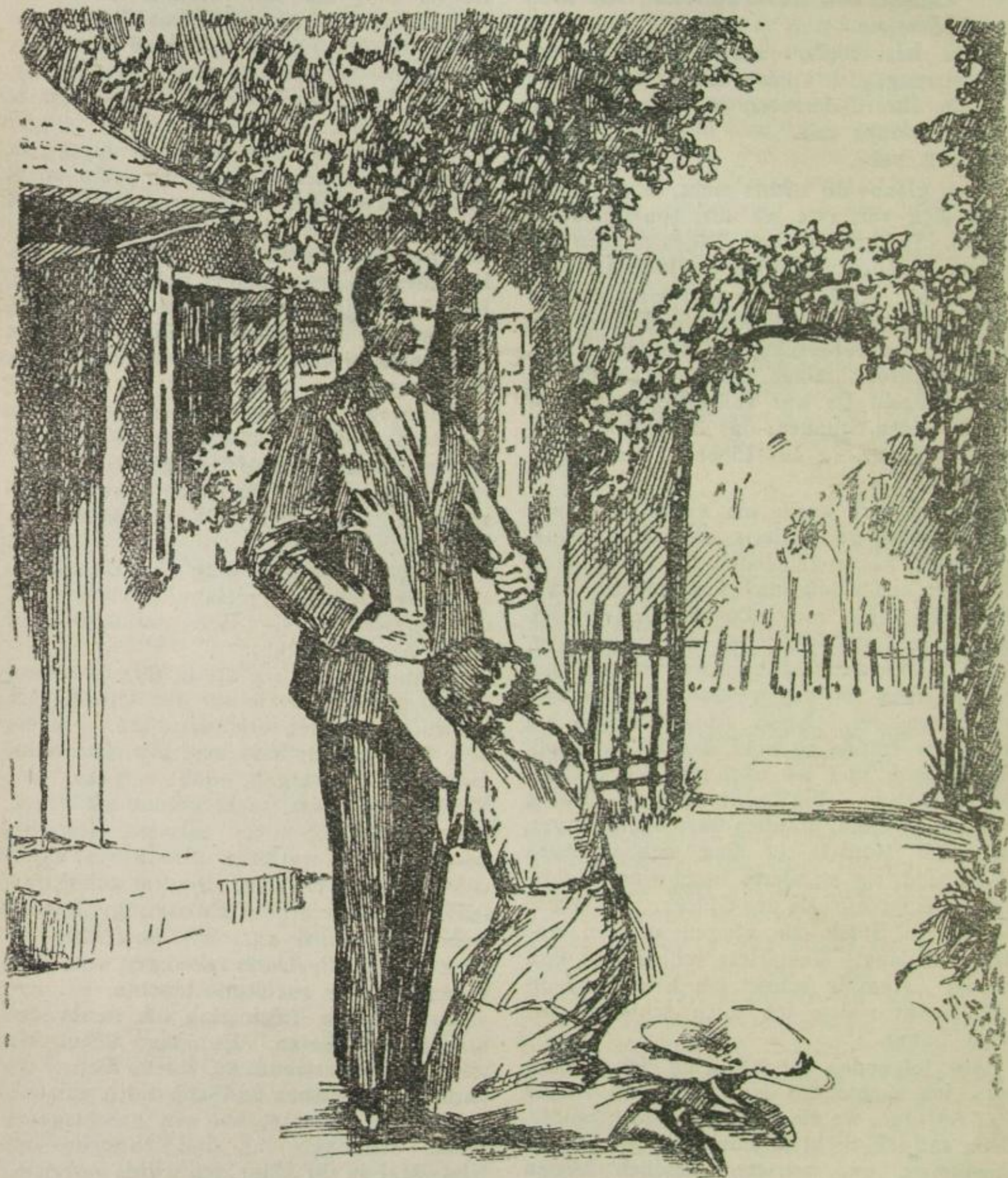
„Verzeih bitte, was ich getan habe,“ sagte ich, „es war unbesonnen und schlecht. Ich war verwirrt, die Krankheit ist noch in mir. Heute danke ich Gott, daß ich dich nicht ins Herz getroffen habe — gestern abend wünschte ich dich zu töten. Lebe wohl!“

Mit einem langen, gedeckten Blick sah sie mich an, hager und müde. Dann, während ich schon zur Tür schritt, hörte ich

Die Treulose

sie leise sagen: „Schade, daß du nur den Arm getroffen hast.“ Ich ging hinaus und legte die Tür behutsam ins Schloß. Dann eilte ich die Treppe hinab, und im Freien

nachmittag geschah etwas. Während ich da liege, ein Buch in der Hand, und auf das leise Wehen des Sommerwindes lausche, der die zarten Köpfe der Blumen neigt, öffnet



„Ich liebe dich,“ sagte sie, „ich kann dich nicht vergessen.“

atmete ich tief auf, als hätte ich eine schwere Last für immer hinter mich geworfen.

Nun bin ich schon seit Wochen hier auf dem Lande, wandere durch den Garten und die Felder, strecke mich auf meinen Liegestuhl und sehe in die Blumen. Aber gestern

sich plötzlich die Gartenpforte, und Irene tritt ein. Erst meinte ich, es sei eine Vision, aber bald merkte ich, daß sie es wirklich war. Ich sprang auf. Wortlos trat sie auf mich zu, wortlos fiel sie nieder, umschlang meine Knie und preßte mich an sich, schweigend, wie wahnsinnig.

Nur so nebenbei!

Verlockend.

Zu einem Fußballchampion kommt ein Versicherungsagent: „Sie müssen sich gegen Unfall versichern lassen! Bedenken Sie, wenn Sie sich einen Arm brechen, bezahlen wir 10 Millionen Mark, wenn Sie sich einen Fuß brechen, bezahlen wir 15 Millionen Mark. Sie können aber auch Glück haben und sich beide Arme und beide Füße brechen, dann kriegen Sie 150 Millionen Mark und sind eingemachter Mann!“

Pech

A.: „Gestern abend ist mir mein Bier in die unrechte Kehle gekommen.“

B.: „Wieso?“

A.: „Ganz einfach: Als ich einen Moment von meinem Tisch abwesend war, hat mir's ein anderer ausgetrunken.“

Unselbständig

Herr X: „Herr Professor, weshalb gehen Sie denn mit aufgespanntem Regenschirm? Es ist doch das schönste Wetter!“

Professor: „So? Meine Frau sagte aber doch heute früh, es regnet.“

In der Wut

Dichterling (dem absolut nichts einfallen will): „Schiller und Goethe? Hm! War das eigentlich eine Kunst von den beiden? Ich hätt' die sehen mögen, wenn sie meinen Schädel gehabt hätten!“

Auf dem Ball

A.: „Darf ich Ihnen meine Schwiegermutter vorstellen?“

B.: „Ach nee, dankel 's ist ja doch eine wie die andere!“

Deplacirte Redensart

Scharfrichter (zum Verbrecher, der zum Fallbeil geführt wird): „Jetzt nur Mut, mein Lieber, und nicht den Kopf verlieren!“

Nach dem Examen

Student (den vom Examen kommenden Kandidaten fragend): „Nun, Kommilitone, wie war's im Examen?“

Kandidat: „Ach, lächerliche inferiore Gesellschaft das! Habe keinen von ihnen einer Antwort gewürdigt!“

Er weiß es — —

In der Schule ist gerade Unterricht in der deutschen Sprache und daran anschließend etwas Literaturkunde. — „Meier,“ sagte der Lehrer, „wer ist wohl der größte deutsche Dichter?“ — „Goethe,“ antwortete mit unheimlicher Promptheit der Gefragte. — „Gut! Jetzt sage mir noch, was Goethe geschrieben hat.“ — Meier (nach einigem Nachdenken): „Er hat geschrieben, er hat geschrieben — die . . . die . . . sämtlichen Werke!“

Im Alpenhotel

Pächter (am Morgen): „Nun, wie haben Sie denn geschlafen?“

Tourist: „Mittelmäßig! Wie man in einem Schachbrett schläft.“

Pächter: „Schachbrett?“

Tourist: „Freilich! Lauter Läufer und Springer waren drin!“

Beim Photographen

Ein Bauer kommt in die Stadt und will sich zum erstenmal photographieren lassen.

Der Photograph: „Schön, was für ein Bild wünschen Sie? Brustbild oder Kniestück?“

Der Bauer (nachdenkend und einen passenden Ausdruck suchend, da er sich „in ganzer Figur“ abnehmen lassen will): „Machen's mi' halt — — — na, wie sagt ma denn? — so — lebenslänglich!“

Auch eine Auslegung

Erster Backfisch: „Du, Else, was ist denn eigentlich „unanständig?““

Zweiter Backfisch: „Wenn jemand drittes dazukommt.“





Illustriert von Kurt Opitz.

Simba, der gefürchtete Häuptling des Dorfes, war mit zwei jungen, nur mit schmalen Lendenschutz bekleideten Männern, von denen der eine Tollo hieß, auf dem Wege zum Asyl der Aussätzigen. Dieses lag als eine runde, glatte Waldwiese in einem nahen, vom Fluß vorgezogenen Urwaldzipfel. Der Lieblingsbruder des Häuptlings war selbst aussatzkrank; darum hatte sich Simba, kaum daß die Alarmentrommel des Asyls gerufen, in eigener Person auf den Weg begeben.

Eine Schar Graupapageien kam mit lautem Gelächter den Männern entgegengeflogen und flatterte zu den breiten Kronen der riesenhaften Bäume hinauf, die gleichsam als Feldposten vor den Urwald hingestellt waren.

Die drei bogen nun am Waldrand ab und schritten in das Dunkel und die feuchte Schwüle hinein. Das herrliche Licht der Außenwelt wurde hier von dem dichten Blattgewirr einer unheimlich wuchernden Pflanzenwelt abgefangen, und es herrschte da drinnen ein fremdartiger Schallklang.

Plötzlich wurde es heller. Die Blätter, deren ledrige Starre bis dahin nur einen

gleichgültigen, farblosen Glanz besessen hatte, bekamen einen goldig schimmernenden, warmen Ueberton. Nun ward auch schon der schwarzrote Untergrund des Pfades sichtbar, der eng und launisch zwischen wildem Blattgewirr und dem Wust der um riesige Urwaldstämme gewundenen Schlingpflanzen vorwärtseilte. Oben in den Kronen lebte, polterte, flatterte, kreischte, piff und klopfte eine unsichtbare, andere Welt.

„Dein Bruder, Herr.“

Tollo wies mit der Bogenspitze in die linke Ecke des freien Platzes hin, der sich wie eine lichte Erlösung inmitten der dumpf sprießenden Halbfinsternis aufgetan hatte. Da sah man Hütten und Menschen, deren hoffnungsloses Elend sicherlich nur durch das tröstende Bewußtsein des geteilten Loses etwas gemildert wurde.

Der Bruder des Häuptlings stand allein für sich in der Nähe des hohen Palisadenzauns, der das Asyl des Aussatzes beschützte. Er war an seiner auffallend sattbraunen Hautfarbe, aber nicht weniger durch die hohe, überaus schlanke Gestalt erkenntlich. Nach dem lässigen Rhythmus seiner Armbewegungen zu urteilen, schien er gerade mit dem Durchsieben von Mehl beschäftigt. Aus der nächsten Hütte kam ein Mensch, dessen dürre, gelähmte Beine schlenkernd nachschleiften, als gehörten sie

nicht mehr zum Körper, mühsam zu ihm vorgekrochen.

Jetzt hielt er inne und hob das Kinn in die Sonne empor. Tollo entfuhr ein leiser Ruf des Entsetzens, als er sich so unverhofft des grauenhaften Anblicks bewußt ward: das gedunsene Gesicht jenes Armen war ja über und über mit Geschwüren bedeckt und dem eines Löwen ähnlich. Nun zog er seine zitternde Hand hervor und drehte sie unter den Augen hin und her, wohl weil sie schmerzte oder vielleicht auch, um den lästigen Fliegenschwarm zu verschrecken, der mit der Sonne kam und ging und immerzu in den Wunden der herausschwärenden Fingerknochen fraß.

„Mwani! Mwani!“

Augenblicklich änderte sich das ruhige Szenenbild. Mwani hatte blitzschnell kehrt gemacht und streckte, während er die in der Mitte des Freiplatzes festgemachte Signaltrommel passierte, dem Bruder beide Hände entgegen. Allenthalben machte sich ein frischer Impuls der Bewegung geltend, der die hindämmernde Verrichtung lebensnotwendiger Geschäfte jäh unterbrach. Aus allen Hütten, von den Feuerstellen und von den primitiven Matten, auf denen fröstelnde Sieche in der heißen Sonne gelegen hatten, kamen Männer, Kinder und Weiber in einer rührend freudigen Neugier heran. Die meisten waren entsetzlich verelendet, viele verkrüppelt, einige aber auch gar nicht krank aussehend.

Mwani blieb zwei Schritte vor dem engen Palisadentor, das die Ankömmlinge geöffnet hatten, stehen und vermochte seiner stürmischen Freude kaum Einhalt zu tun.

„Da bist du, Bruder! Oh, ich bin so froh!“

„Lieber Mwani, ich habe mich sofort auf den Weg gemacht, als ich eure Trommel rufen hörte.“

Die Stimme des Häuptlings zitterte vor Weichheit. Tollo blickte in höchster Verwunderung diesen sonst so rohen, selbstsüchtigen Simba an, den er auf einmal gar nicht wiedererkannte. Er hatte von seiner rührenden Liebe zu dem Kranken schon oft gehört, aber nun, da er sie so unmittelbar erlebte und spürte, wollte sie ihm doch weit größer und geradezu unfaßlich erscheinen. Sein aussätziger Bruder trug als einziges äußeres Zeichen der unheilbaren Seuche die knötchenhaften Verdickungen in der Haut des Gesichts, indessen seine schlanke Kraft und jugendliche Schönheit ungebrochen schienen.

„Was ist geschehen, Mwani? — Was soll ich tun?“ —

Mwanis fröhliche Miene wurde sofort ernst.

„Der Geist des Urwaldes, Bruder! . . . Heute nacht ist er so nah um unsern Zaun geschlichen, daß wir ihn alle gespürt haben und keiner schlafen konnte. Er muß wieder irgendein Opfer zu Tode gemartert haben! Das Wimmern und Aufschreien hörte sich in der Dunkelheit grauenhaft an, wir löschten alle Feuer aus und sprachen die Beschwörungsformeln, ich legte unsere Zaubersteine hin und nahm den Schädel des Vaters in die Hand. Da wagte sich denn das Gespenst nicht zu uns herein . . . aber ich habe doch vor Furcht gezittert . . .“

Die Kranken, welche den Sprecher, auf dessen Hausgenossenschaft sie so stolz waren und den alle wegen seiner knabenhaften Harmlosigkeit liebten, jetzt nahe umstanden, stimmten mit lauten Worten zu. Ihren zum Teil bis zur Unkenntlichkeit entstellten Gesichtern malte sich bei der Rück Erinnerung an die unheimliche Nacht Schrecken und hilflose Angst auf. Ein Kind von höchstens fünf Jahren schluchzte auf und senkte den Palmwedel wieder, mit dem es bis dahin die zudringlichen Fliegen fortgescheucht hatte. Es war ein Wunder, daß dieses armselige Menschengesicht sich überhaupt noch aufrecht erhalten konnte.

„Das Wimmern geht schon seit vielen Nächten . . .“

„Ja, es war früher nur weiter ab.“

„Ich hab's auch schon tagsüber vernommen.“

„Bossi sagt, es sei gar kein Mensch, der gepeinigt werde, sondern ein Geist. Er hat deutlich viel einzelne Worte aus dem Stöhnen und Brüllen herausgehört, ohne aber ein einziges verstehen zu können.“

„Eine unheimliche Stimme!“ rief der greise Mann herüber, der mit noch zwei anderen abseits stand. An der Stelle seines Antlitzes, wo die Nase sitzen sollte, war nur ein einziges, riesiges Geschwür.

Alle hatten sich nach dem Sprecher umgedreht.

„Das ist Bossi“, erklärte Mwani.

„Warum stehen denn die drei so ganz abgesondert da zusammen? Was haben sie getan?“

„Sie wollen uns nur von ihrem Gestank, der Uebelkeit erzeugt, befreien“, flüsterte Mwani.

Tollo schüttelte ungläubig den Kopf. Was waren das bloß für Menschen! — Nein, es wollte nun einmal nicht in seinen Schädel hinein: auf immer von den Ihren abgesperrt, ewig fern von den Feldern, Dörfern, dem Tanz und der Jagd, furchtbar entstellt, Tag und Nacht von den heftigsten Schmerzen gequält, rettungslos dem lang-

sam herankriechenden Tod verfallen, waren sie doch nicht gemeine, hinterlistige, böse Menschen geworden, sondern edel und gut. Sie bewiesen eine freundliche Rücksichtnahme und Liebe zueinander, wie man sie da draußen gar nicht kannte. Nein, ein solches Hundeleben . . .

„Ji—heel“ klang von der gegenüber liegenden Ecke ein Zuruf herüber. Dort machte sich erst jetzt ein gänzlich ausgezehrter Mensch bemerkbar, der lang ausgestreckt am Boden lag und seine dürren Arme müde in der Luft schwang.

„Ji—hee . . . Ji—heel“

„Was hat der nur?“

Mwani, der einzige Flinke unter ihnen, lief hinüber. Plötzlich machte er halt, indem er den Kopf vorreckte und die Handflächen an die Ohrmuscheln hielt.

Alle wurden mäuschenstill und spannten ihre Aufmerksamkeit aufs allerhöchste an; denn jeder dachte, daß sich jetzt etwas Außerordentliches ereignen würde.

Ein langgezogenes, wimmerndes Stöhnen irrte fern vorbei . . . Da, nochmals . . . Und jetzt wieder . . .

„Die Stimm!“

„Ja . . . die Stimme des Geistes . . . der Spuk!“

Ein banger Schauer erfaßte die Aussätzigen, wengleich jetzt das helle Sonnenlicht, das dem Auge und der Seele Halt gewährt, sowie die stärkende Anwesenheit der Freunde das Gefühl, wehrlos im Machtbereich einer feindlichen, gerade durch ihre verborgene Unberechenbarkeit unheimlichen Macht zu sein, fernhielten und sogar eine kritische Neugierde in ihnen aufdämmern ließen.

Ein paar helle Aufschreie stiegen so laut aus dem stereotypen, an- und abschwellenden Klagerhythmus hervor, daß das in dem dunklen Filz der Baumkronen sitzende Geklügel sofort unruhig und aufgereggt wurde.

„Ba—o, ba—ool“ rief die Stimme von neuem. Sie klang so seltsam und hatte einen unreinen Ton. Man hätte sie weder mit der eines Knaben noch mit derjenigen eines Mannes zu vergleichen vermocht, ob schon sie in der Stärke jenem, in der Klangtiefe aber diesem ähnelte.

„Das ist gar kein Geist, das ist ja ein Mensch!“ rief Tollos schweigsamer Freund in höchster Erregung. „Das ist ja ein armer, gepeinigter Mensch!“

Auf alle Gesichter trat der Ausdruck der größten Ueberraschung. Die seelische Hochspannung riß die stumpfen Masken fatalistischer Schicksalsergebenheit von

ihnen fort und gab den Mienen ihre längst entwöhnte Beweglichkeit wieder.

Nun redeten sie erregt auf ihn ein: Wieso denn wäre das möglich? Wie sollte wohl ein Mensch mitten in den dunklen, undurchdringlichen Urwald hineinkommen, und was hätte er da zu schaffen? Nein, nein — es war jedenfalls ein Spuk . . .

Tollos Freund besaß eine kluge Vernunft und war dem Aberglauben sehr abhold. Er hatte seine ureigenen Gedanken über alles, durchschaute die Schliche der Wahrsager und Beschwörer, hielt von der Macht der Geister nicht viel und gar nichts von dem auf magischen Vorstellungen fußenden Kannibalismus seiner Stammesgenossen. Er war ein Mensch, der, seiner Zeit weit vorausgestellt, als Sultan sehr viel Gutes hätte wirken können, aber so . . .

Immer wieder unterbrachen die aufgeregten Menschen ihr Rätselraten und lauschten hinaus — und immer wieder vernahmten sie das mit wenigen lauten Rufen untermischte Wimmern.

„Laßt uns ihm doch Hilfe bringen“, sagte da Tollos Freund gelassen. Jener sowohl als auch der Häuptling zweifelten nicht mehr im geringsten daran, daß die Stimme wirklich von einem Menschen herührte.

Simba indessen mißbilligte den Vorschlag ganz entschieden. Aber, wenn sie durchaus wollten, so möchten sie nur gehen. Er werde derweilen bei seinem Bruder auf ihre Rückkehr warten.

So machten sich denn die beiden auf den Weg. Sie ließen das Lager der Aussätzigen in einer für die Insassen glücklichen, aber an sich unerhörten Erregung zurück. Einige riefen Warnungs-, andere schutzkräftige Zauberworte hinter den beiden beherzten Jünglingen her . . .

II.

Vorsichtig, um möglichst leise zu sein, und doch von ihren neugierigen Sinnen zur Eile angetrieben, tauchten sie in das lauschende Halbdunkel des Urwalds ein und ließen sich von ihrem geschulten Ohr dem wimmernden Klang der rätselhaften Menschenstimme zuleiten. Sie hatten auf ihrem Wege die mächtigen Leiber mehrerer Baumriesen zu umgehen, die vor vielen Jahren zur Erde niedergekracht waren und dabei eine Menge junger Pflanzen zerschlagen oder unter ihrem Riesenkörper erstickt hatten. Die lichte Bresche indessen, die sie damals gerissen, war inzwischen längst wieder von einem neuen Vegetationsstaat sonnenlüsternder Pflanzen ausgefüllt.

Tollo griff in die Aeste und glatten Lianenstämme, die gleich blanken Schlangenbäuchen allenthalben herniederhingen, und schob sie zur Seite. Er gab dem nachfolgenden Freunde widerspenstige Zweige, die sonst ein schlagendes Rascheln hätten verursachen können, jedesmal mit einem warnenden Zischlaut an die Hand. Ein dichtes Filzwerk aus Farnen, Schattenpflanzen und einem breit ausgeladenen Reichtum des sich in jeden Luftspalt eindringenden Untergehölzes überwölbte den Erdboden oft bis in Schenkelhöhe. Jener selbst jedoch war kahl, da ihn ja nie eine Spur des Sonnenlichtes traf. Nur hin und wieder fühlten sie weiches Moos unter ihren Füßen.

Es war unheimlich genug, sich in das Ungetüm des Urwaldes, in dem man eigentlich nichts zu suchen hatte, allein und geradezu hilflos hineinzuwagen. Jeden Augenblick konnte der Fuß auf eine Giftschlange treten oder eines der unheimlichen, noch unbekannteren Tiere, welche diese unerschlossene Sonderwelt gewiß in reichem Maße besaß, einen überfallen und töten. Sie spürten beide seltsame Empfindungen in sich hochsteigen, als lauere hier ein Verhängnis um sie oder als hielte der feindselig grollende Urwald den Atem an, um im allernächsten Moment vielleicht etwas Furchtbares auf sie loszulassen.

Die Schmerzensteine, die sie mit unwiderstehlichem Bann anzogen, wurden jetzt stufenweise lauter. Es war, als träten die Jünglinge in immer nähere Schallkammern des dichten Waldorganismus ein. Ein paar Vögel, anscheinend große Fledermäuse, huschten in unruhig lautlosem Fluge über ihre Köpfe dahin und wußten mit großer Sicherheit die kleinsten Luftlücken zu finden, ohne auch nur an ein einziges Laubblatt oder an einen der vielen Farne und Orchideen anzustoßen, die sich auf Stämmen und in Astgabeln eingenistet hatten.

„Vorsicht!“

Tollos Freund stieß es flüsternd hervor. „Sieh, da vorne rechts.“

In dem Wust des unheimlichen Pflanzentums, das aus geiler Gier am liebsten Luft und Licht restlos aufgesaugt hätte, blinkte eine helle Stelle auf. Sie verriet auf einmal freies Tageslicht, so etwa, wie es ein Höhlenspalt oder eine Kellerluke offenbart, wenn man sich ihr unverhofft nähert. Zwischen dem Lichtschein und den beiden Männern hing ein engmaschiges Kreuzgitter wahllos durcheinandergesteckter Lianenleiber. Und hinter diesem Gitter huschte eben jetzt ein schmaler Schatten flink ent-

lang, hielt einen Augenblick inne und verschwand dann.

Die wimmernden Töne schienen mitten aus diesem Lichtfleck herzukommen und jetzt schon wieder weit näher gerückt zu sein.

Ein Bambusbusch, den sie just passierten, gab einen eigenartig knarrenden Ton von sich. Es klang fast wie ein warnender Seufzer. Einige niegeschauter Vögel, deren phantastische Flugbilder, soweit das Auge sie erhaschen konnte, ganz in den wunderbaren Formenkreis dieser verwunschenen, verzauberten Welt hineinpaßten, flatterten heraus und schienen durch die Lücken des haushohen Astgeflechtes hindurchzuhüpfen.

War das Wimmern nun eigentlich rechts oder links vor ihnen? Oder etwa gerade da vorn in der Mitte. Tollo hätte es nicht zu sagen vermocht, wengleich er bald dieses, bald jenes zu glauben bereit gewesen wäre, und obschon es ihn dünkte, sie wären nur ein paar Meter von dem Armen entfernt.

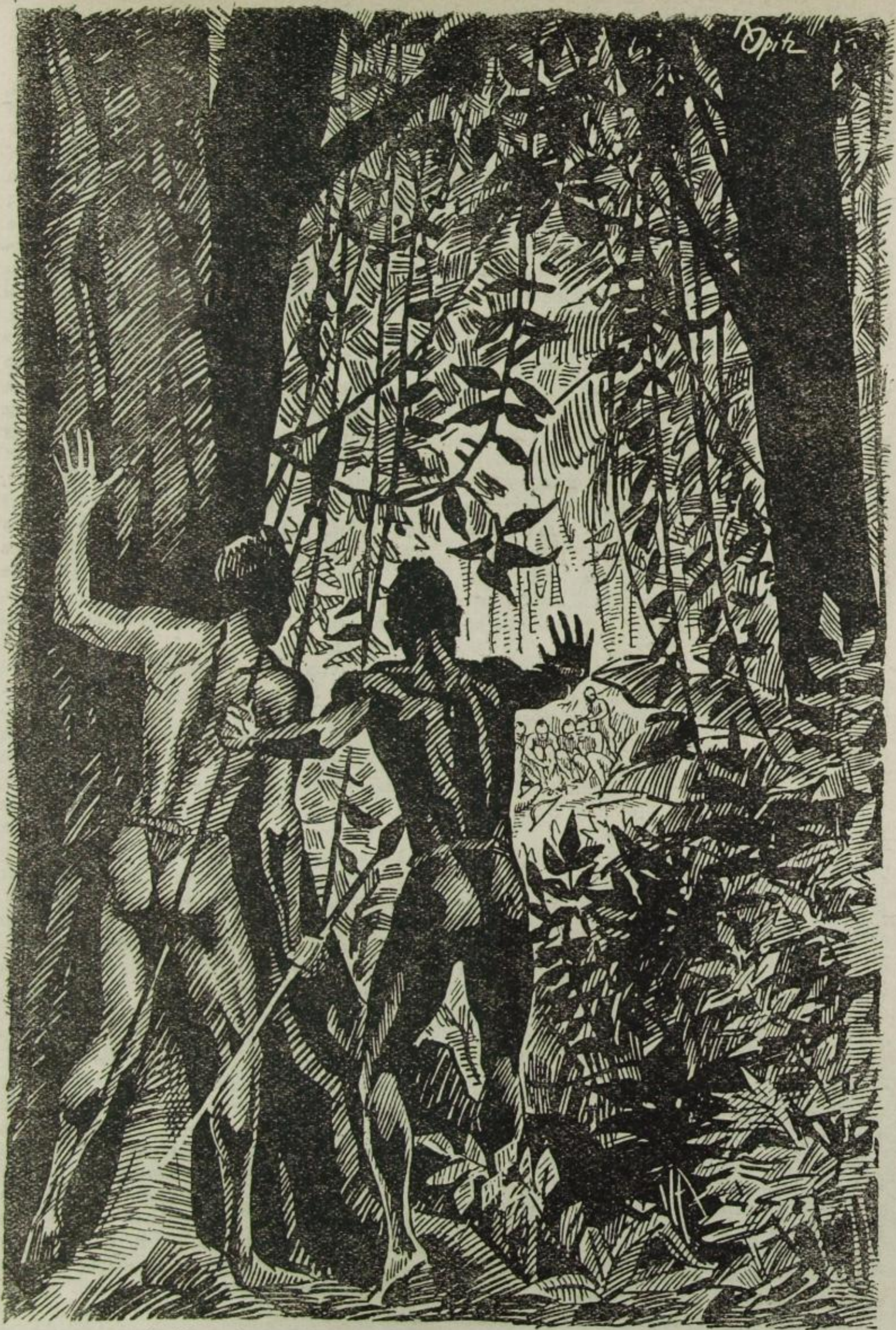
Er mußte jetzt um das laubblattüberladene Flechtwerk eines undurchdringlichen Rankengespinstes herumgehen und steckte dann auf einmal seinen Kopf wie durch ein bisher verdecktes Mauerloch hindurch in helles, heißes, flimmerndes Sonnenlicht, so daß er im ersten Augenblick wie geblendet stehen blieb und sein Körper sich zusammenstraffte.

Zwei riesenhafte Baumstämme lagen da lang nebeneinander ausgestreckt und waren mit einem efeuartigen, weichen Blatteppich bedeckt, über den weite Striche rosafarbener Blumen dahinglitten. Das Astwerk fehlte gänzlich, war wohl damals rasch von der sengenden Sonne brüchig gemacht, von Holzschmarotzern zernagt und dann vom unbittlichen Tropenregen abgeschlagen worden.

In der Gabel dort, den die Riesenleiber der Baumstämme bildeten — da mußte der Mensch liegen, dessen Wehklagen hier in der freien Luft auf einmal ungleich lauter scholl; es hatte übrigens jenen Beiklang, den körperliche Schmerzen unzweideutig verursachen.

Irgend etwas von ihm selbst zu sehen, vermochten die beiden aber einstweilen nicht. Aus dem Spalt der Winkelgabel stieg kräuselnder, stiller Rauch empor. Neben vielen kleinen, sehr unruhigen Schmetterlingen zuckten auch einige große, in herrlichem Farbenschmelz schillernde Falter mit gemächlichem Spiel um die Blumen, und viel kleines Insektenvolk brummte und summte herüber und hinüber. Sonst aber regte sich nichts rings umher.

„Aa—joo, aa—joo“, jammerte der Leidende auf.



Tollo und sein Begleiter erblicken die hockende Zwergengruppe.

Urwaldspuk

Vielleicht war er hierher verschleppt und — trotz des verdächtigen Feuers . . . doch ganz allein? Vielleicht angebunden oder? —

„Los!“ sagte Tollos Freund mit ungeduldiger, gedämpfter Stimme. „Los! Wir wollen . . .“

„Sssl!“

Aus der dichten Blattschicht war ruckartig ein kleines gelbes Gesicht hochgetaucht, so wie gänzlich unerwartet und blitzschnell der Kopf eines Tauchers über der Wasseroberfläche erscheint. Ein häßlicher Rundkopf, unter dem das hellgelbe Gesicht aus zusammengekniffenen Aeuglein scharf und feindselig herüberspähte.

Um Gottes willen, jetzt nur keine Bewegung! —

Sie standen steif da wie die Holzgötzen und hätten am liebsten auch noch das Atmen eingestellt, damit der Kerl da drüben — nie hatte man seinesgleichen gesehen! — ja nur an seinem Argwohn wieder irre würde. Um Gottes willen, hier kam's drauf an . . . Instinktiv behielten sie jene starre, körperliche Ruhe inne, wie sie Menschen und Wild gleichermaßen als Schutzeinrichtung von alters her kennen und benutzen.

Der unheimliche Kopf verschwand nach einer Weile wieder. Sie warteten eine Weile — aber er kam nicht mehr zum Vorschein.

Also der Jammernde war keineswegs allein. Das gab zu denken! Höchstwahrscheinlich also ein Schwerkranker oder ein Verwundeter, der hier von den Seinen geborgen und gepflegt wurde . . .

Eine stickige, brütend schwüle Ruhe wie in einem Treibhaus, auf dessen Glasdach die Sonne sengend niederbrennt, machte das Atmen schwer. Ein kleiner blauer Vogel mit zwei glänzend schwarzen, sehr langen Schwanzfedern, die ihn im Fluge offenbar beschwerten und dabei weich auf und ab wippten, sprang in seinem Hochzeitskleid lustig über dem Leichenkranz der Baumriesen in der Luft herum.

Tollo verspürte eine große Unruhe. Es war ihm, als habe er soeben einige scharfe Schnalzlaute gehört . . .

Außerst mißtrauisch durchmusterte er das Pflanzengespinnt ringsumher . . . Umsonst — es blieb umsonst. Nichts Verdächtiges ließ sich feststellen. Er mußte sich wohl getäuscht haben.

Und wiederum brüllte der Mensch da vorn aus seinem Baumversteck . . .

Ohne das Auge von dieser unheimlichen Einöde loszulassen, schlichen die beiden lautlos durch den Randbusch auf die linke Spitze der Oase zu. Von dort aus nämlich

mußte man in das Innere des rätselhaften Baumverstecks hineinsehen können . . .

Und plötzlich tat sich ein gar neuartiges Bild vor ihnen auf. Zwischen den beiden Stämmen, die nach drei Seiten einen schützenden Wall bildeten, hockte auf der nacktgekratzten, braunen Erde um ein lustig züngelndes Feuer eine merkwürdige Gesellschaft zwerghaft kleiner Gesellen . . . Ach! . . . So also sahen sie aus, die scheuen, sehr feindseligen, ob ihrer Heimtücke wie auch besonders wegen ihrer Giftpfeile gefürchteten Zwerge, von denen sie im Dorf die seltsamsten Dinge erzählten. Man hatte sie sich so ganz anders vorgestellt! Die Gesellen besaßen ja allesamt eine weit hellere Hautfarbe, als je einer sie bei einem Menschen gesehen. Keiner trug auch nur die Spur eines Kleidungsstückes oder eine Zierrat.

Sie unterhielten sich mit leiser Stimme, offenbar in scheuer Rücksichtnahme auf den Jammernden, der in dem von ihren Körpern gesperrten Schlitz lag. Lauter als der Schall ihrer Worte machten sich die verschiedenartigen Schnalzlaute bemerkbar, welche ihr schnauzenartig gewölbter Mund hervorbrachte.

Einer von ihnen, offenbar der Aelteste und wohl auch der Größte — obwohl er noch kleiner war als selbst die halbwüchsigen Knaben des Dorfes! — schien mit Schweiß bedeckt zu sein: aus dem hellen, flaumzarten Haarkleid, das ihm wie allen andern Zwergen eigen war, glitzerte es bei jeder Bewegung hell auf von all den kleinen Wasserperlen. Er hatte sich offenbar, vielleicht durch einen eiligen Lauf, sehr angestrengt. Der also war es wohl gewesen, dessen Schatten die beiden Freunde vorhin durch den Lichtspalt hatten huschen sehen.

Jetzt erhob er sich, indem er mit den Fingerspitzen beider Hände leicht gegen den Boden aufstieß. So öffnete sich die Lücke, welche sein Rücken bis dahin geschlossen: und — da lag ein auf Gras gebetteter Mensch, der das eine zitternde Knie hochhielt und den Fuß, sicherlich in schmerzgeborener Unruhe, bald hierhin, bald dorthin rückte. Der Alte, um dessen Kinn ein wirrer Wust dünngesäter, weißer Haare hing, rührte und fischte mit einem Stäbchen in der dampfenden Topfschale herum, die einer der andern ihm vom Feuer aus entgegenhielt. Dann schritt er zu dem Kranken hin und bückte sich zu ihm nieder. Offenbar hatte der irgendeine schwere Verletzung — denn woher sonst könnte ein Mensch solch fürchterliche Schmerzen haben? — und wurde von dem Alten jetzt

mit frisch aufbereiteten Heilkräutern versehen. Vielleicht war er auf der Jagd — davon lebten ja, wie es hieß, die Zwerge ausschließlich — von einem krankgeschossenen Elefanten, einem Gorilla oder auch von einem Raubtier angenommen worden. Womöglich handelte es sich um eine der unheilvollen, gefürchteten Bauchverletzungen, die unter den entsetzlichsten Qualen oft erst nach vielen Tagen zu Tode führten . . .

Weder Tollo noch sein Freund vermochte zu erkennen, was der Alte eigentlich bei dem Kranken machte. Es schien aber so, als würde er jetzt verbunden; denn er wimmerte lauter und stieß auch einige schluchzende Töne aus. Die andern am Feuer waren verstummt. Sie hatten sich zum Teil erhoben und hielten ihre Gesichter neugierig zu jenem hingedreht.

Da kam es Tollo wieder so vor, als höre er hinter sich ein verdächtiges Geräusch. Er wandte den Kopf weit herum und spähte aufmerksam nach der Richtung hin, aus welcher das Knicken soeben gekommen war. Auch sein Freund wurde unruhig . . . Aber alles schien wieder Täuschung gewesen zu sein . . .

Es war wahrhaftig kein Vergnügen, so ganz allein im Urwald mit diesen böartigen Knirpsen zu sein, welche hier zu Hause waren und ihre zackigen Pfeilspitzen in ein nach altem, geheimem Rezept gebräutes Giftgemisch eintauchten. Mit den aus dem Hinterhalt heimtückisch abgeschickten Geschossen töteten sie binnen wenigen Minuten Menschen und Tiere.

Links stieg jetzt ein leiser Ruf aus so geringer Entfernung auf, daß Tollo sich wunderte, wie seinen Augen bisher verborgen bleiben konnte, was sie nun erst sahen.

Da hockten nämlich, halb von einem blühenden Strauch verdeckt, noch fünf oder sechs andere Zwerge, unter ihnen auch Weiber. Sie kauerten ganz still im Halbkreis um einen Toten herum. Ihre Gesichter waren mit weißer Farbe beschmiert. Sie verhielten sich unbeweglich und still, als habe sich ihrer eine lähmende Traurigkeit bemächtigt. Neben der Leiche, um deren Leib ein blutbesudelter Fellstreifen geschnürt zu sein schien, lag auf der einen Seite ein Haufen wahllos ausgesuchter Steine, während die andere einen Hügel frisch aufgeschütteter, feuchter Erde neben einem Loch zeigte.

Der wundersame Anblick dieser stummen Totenklage konnte einem ans Herz greifen. Die dumpfe Resignation rührte weit mehr als das übliche laute Jammern und Weh-

klagen. Im Dorfe war die Betrübnis und Trauer um einen Toten ja immer mit einem großen Heulen und übertriebenen Getue verbunden. Hier ging das alles ganz anders und viel einfacher zu. Die Leiche legte man wohl auch nicht auf eine Matte — wie sollten aber auch diese unstillen Urwaldwilden zu Matten kommen? —, sondern sie lag offenbar auf der nackten Erde. Wahrscheinlich wurde sie nachher, wenn sie in die Grube kam, mit Fellen bedeckt; denn man konnte ihr doch unmöglich die Steine, welche den Toten in die Erde hineindrücken und festhalten müssen, auf daß er dort Ruhe halte und nicht herumspuke, direkt auf den Leib legen.

Diesseits des Grabes stak ein Wurfspieß im Boden. Daneben lagen einige der gefürchteten Giftpfeile, deren Spitzen sie mit einer schützenden Graskappe umhüllt hatten, damit sich die klebrige Masse nicht irgendwie stoße, sondern möglichst lange und vollwirksam erhalten bleibe.

Das ungehemmte Weinen eines Säuglings scholl in die starre Stille hinein. Eine der Frauen, die mit um den Toten herumsaßen, beugte den Oberkörper vor und rückte an ihren Schenkeln, als wenn sie aufstehen wollte. Dann zog sie hinter ihrem Rücken das schreiende Kind hervor, das grundhäßlich wie ein kleines Ungeheuer aussah, und legte es an ihre winzige Brust. Es säugte sich gierig an, zappelte ein wenig und trank dann ruhig.

Der Sterbende war stiller geworden, stöhnte aber noch in regelmäßigem, beinahe friedlichem Rhythmus. Der Verband oder Trank, den ihm der Alte gegeben haben mochte, hatte ihm also wohl Linderung verschafft. Jener kam gerade zurück und redete mit den am Feuer Hockenden. Die fletschenden Schnalzlaute ihrer unendlich einfachen Sprache berührten die beiden Beobachter mit unangenehmer Fremdheit . . .

Da stieß plötzlich ein schriller, nie gehörter Pfiff, der dem Schreckruf irgendeines Urwaldtieres nachgebildet sein mochte, durch die schwüle Stille hindurch. Wie auf ein abgewartetes Zeichen riß dieses Alarm-signal augenblicklich alle empor. Die Totenwacht und besonders auch die Leute um das Feuer standen im Nu, jeder wie ein selbständig lauerndes Wesen für sich, steif da und spähten mit heimtückischen, feindseligen Gesichtern nach allen Seiten hin.

„Komm, Tollo!“

Es war klar, daß der Alarmpfiff nur ihnen gegolten haben konnte. Darum wandte sich Tollo sofort zur Flucht und zog jenen mit. Auf die nächsten paar Mi-

Urwaldspuk

nuten kam jetzt alles an. Es galt, so schnell wie möglich fortzukommen und einen großen Vorsprung vor den unheimlichen Kerlen zu gewinnen, damit diese in der ersten Verwirrung ihre Spur vielleicht noch verlören. Und sonst? . . . Ja, sonst würden diese Giftzwerge gleich häßlichen Kröten im Urwaldgrün untertauchen und aus ihren unsichtbaren Verstecken . . .

Wenn ihr Fluchtweg sie nur nicht dem Wächter, welcher sie entdeckt haben mußte und der jetzt da noch irgendwo lauerte, in die Arme trieb! Diese Urwaldwilden lebten ja mit den richtigen Menschen in unerbittlicher Feindschaft und waren dabei niederträchtig wie Giftschlangen. Sie verhielten sich zu den Menschen genau wie die unzählbaren Raubtiere der Wildnis.

„Komm, Tollo!“

Die ersten Schritte taten sie mit möglichster Vorsicht. Dann aber, als es plötzlich irgendwo krachte, sprangen sie drauflos wie gehetztes Wild, das durch den Wald bricht. Das Gesträuch stellte sich ihrer Flucht störrisch entgegen und hängte sich an sie, so daß sie nur mühsam vorwärtskamen. Allmählich machten sie einen rücksichtslosen, verräterisch-klatschenden Lärm.

Jede lichte Ecke war ihnen wie eine neue Hoffnung. Die Dummen! Der Urwald hatte sie in seinen Klauen und ließ sie nicht mehr los! Es war, als sollten sie hier in dem dicken Pflanzenkörper ersticken. Eine schwere Todesangst würgte die beiden. Ein unheimliches Verfolgungsgefühl trieb sie hin und her. Sie hatten plötzlich jede Orientierung verloren.

Ganz unverhofft stießen sie auf den Bach, dessen Wasser sich lautlos und träge wie schweres Oel bewegte. Da schöpften sie wieder neue Hoffnung, weil sie nun wenigstens einen Anhaltspunkt für die verlorene Wegrichtung gefunden hätten.

Doch was ist das? — Ein Surren in der Luft, ein Pfeil zischt an ihren Köpfen vorbei und ist auch schon mit dumpfem Schlag in die weiche Borke des nächsten Baumes eingefahren. Und noch ehe sie in ihrem lähmenden Entsetzen einen neuen Entschluß fassen können, schreit Tollo Freund laut auf und hält ein Geschoß in der Hand, das die Außenseite seiner linken Schulter verletzt hat.

Ueber den matten Samtschimmer seines Armes rieselt ein schmaler Blutstreifen. Aber es ist so schwül, daß der Verwundete dessen Wärme gar nicht spürt . . .

„Wir können nicht mehr fern vom freien Land sein,“ muntert ihn Tollo auf, indem er stehen geblieben ist und sich die Wunde

ansieht. „Die Verletzung ist gering, und wir werden sofort zum Medizinmann rennen.“

Jener antwortet nichts, sondern drängt nur stumm nach. Er hat den Pfeil in größtem Schreck von sich geworfen, als vermöchte er es nicht zu fassen, wie er ihn überhaupt in die Hand nehmen konnte.

Sie dringen nun mit ganz rücksichtsloser Eile vor und wecken einen unheimlichen Lärm auf. In den Büschen raschelt und flattert es. Schritte trippeln über den Boden, halten plötzlich an, trippeln und trippeln weiter. Schreiaffen kreischen hier und da auf. Eine wilde Unruhe hetzt und ängstigt die beiden, deren aufgeregte Phantasie in einem wirren Chaos umhertaumelt.

Tollos Freund fühlt eine schnürende Beklemmung und eine zunehmende Atemnot in sich aufsteigen. Er kann nicht mehr mit und läßt sich mit der plötzlichen Umstellung, die das Versagen eines bis dahin aufs höchste angespannten Willens oft kennzeichnet, in die Farne niederfallen.

„Tollo, laß mich nicht allein!“

Ein gellender Pfiff aus unmittelbarer Nähe erstickt seine Worte. Tollo verspürt eine zitternde Angst vor der lauenden Unheimlichkeit dieser schwülen, düstern Umgebung. Gleichzeitig aber packt ihn das Mitleid mit dem sterbenden Jugendkameraden. Resigniert läßt er sich endlich neben ihm zur Erde nieder . . .

Wieder und wieder die schaurigen Pfiffe, die jedesmal einen neuen Schreck hervorrufen. Und dann mit einemmal links vor ihnen ein lautes Getöse und Brechen, schrille Hilferufe und wilde Aufschreie vieler Menschen . . .

Mein Gott, die feindlichen Zwerge werden doch nicht! . . . Sie werden doch nicht in ihrer Rachsucht, die sie den toll gewordenen Bienen gleichmacht, das Lager der Aussätzigen umschlichen und auf die Aermsten geschossen haben?

„Mwaniel! Mwaniel!“

Der gurgelnde, halb erstickte Jammer schrei klingt wie aus einer andern Welt herüber und scheint aus der Höhe des Blätterdaches in das dicke Gewirr der schwülen, tückischen Halbfinsternis herabzusteigen, die da mit tausend würgenden Armen ihre Opfer festhält und als böartige Kupplerin jedwedes Verbrechen mit der Bürgschaft ewiger Verschwiegenheit gutheißt.

„O weh!“ bemitleidet der Sterbende noch die Aussätzigen. „O weh! Hörst du das Getrappel der armen Menschen? Sie entfliehen, werden in das Dorf eindringen. Oh, das wird ein Elend sondergleichen.“

Tollo ist noch immer wie vom Schreck

gelähmt. Er vermag kein Glied zu rühren, sondern liegt in ohnmächtiger Verzweiflung neben seinem Freund, den bereits der Tod gegen alle Gefahren des Leibes unempfindlich macht, indessen seine ausströmende Seele das Leben in großzügiger Objektivität und ohne den schweren Ballast der Zeit und Gegenwart schaut.

„Tollo, ihr lebt im Elend täglich neuer Angst dahin, wie die Antilopen, die der Löwe schlägt . . . Tollo, glaub' mir, die Menschenfresserei ist etwas sehr Schlechtes, ebenso der Sklavenhandel. Aber ihr seid ja hier machtlos gegen das alles, gleichwie gegen den Geisterglauben . . . Oh, habe ich nun recht gehabt oder nicht, als ich sagte, es sei ein Mensch und kein Geist? . . . Doch das geht so für und für, viele hundert Jahre noch . . .“

Ein unbezähmbares Zittern schüttelte seinen ganzen Körper. Er begann, tiefe, wilde Seufzer auszustoßen und zu würgen. Und während er dann an den Farnen riß und sich herumwälzte, setzten schon die krampfartigen Zuckungen des gefürchteten Vergiftungstodes ein . . .

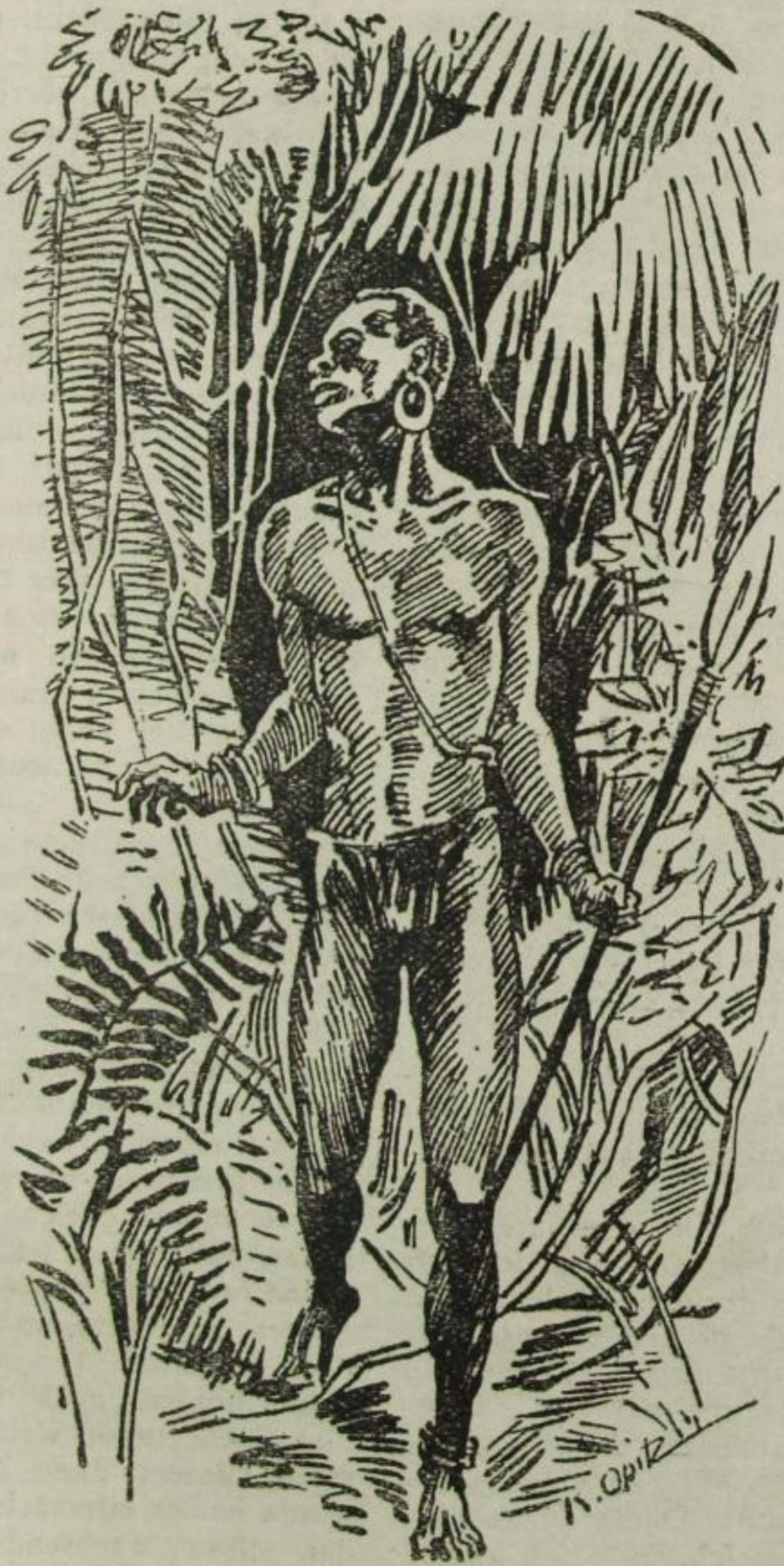
*
Als Tollo endlich aus dem märchenstill gewordenen Urwald heraustrat, war er in einer

aufgerissenen, schrecklichen Stimmung. — Er schritt in stumpfem Sinnen der untergehenden Sonne entgegen dem Dorfe zu, in dem es kein Leben, keinen Rauch und Lärm mehr zu geben schien. Fern hinter dem Hellgrün des hohen Sumpfgrases hielt der Zedernhügel sein Haupt so ruhig wie immer über die gelbe, goldene Steppe, und tiefe, eckige, kohlschwarze Schatten saßen in seinem Nacken. Zwei mächtige Vögel zogen wunderbar leichte Kreise durch den reinen, göttlichen Aether — so hoch und fern, daß nur das herrliche Schauspiel dieses Anblicks verklärt zur Geltung kam.

Die scheidende Sonne aber war weich und sanft wie der Ruf und das Gefieder der schillernden Taube. Sie war ganz Veröhnung, leuchtete nur und begütigte, hatte weder die sonstige Hitze, noch ihren quälenden Stachel . . .

Was sollte dies nur? Trotz all des Furchtbaren, dem er nun schon mit jedem Schritt näher kam, fühlte er doch unter dem leuchtenden Zauber der schmeichlerischen Sonne eine weiche Stimmung in sich hochsteigen.

Er ging einen schweren Gang und gedachte dabei immer und immer wieder der seltsamen Worte des Sterbenden



K A D I

VON ARTHUR SCHUBART

ILLUSTRATION VON MAX LUDWIG

Ein wolkenloser Sommermorgen lag über dem bunt bewegten Strandleben des Seebades Binz.

Inmitten des farbenfrohen Getriebes von licht gewandeten Frauen, im Wasser plätschernden Gestalten und spielenden Kindern saßen zwei Stutzer in dicht nebeneinander gerückten Korbstühlen und schauten, ihre Shagpfeifen rauchend, träg behaglich auf das heitere Bild.

Da erschien nicht weit von ihnen eine sehr hübsche, ganz in duftiges Weiß gekleidete junge Dame, die in Begleitung mehrerer Herren dem Landungssteg des Saßnitzer Dampfers zueilte.

Der Jüngere der beiden Raucher war von diesem Anblick wie elektrisiert; er richtete sich hastig in seinem Strandkorb auf, deutete nach der hellen Frauengestalt und sagte lebhaft: „Kennst du die, Konstantin? Ich möchte schon lang wissen, wer sie ist, und kann's nicht erfahren.“

Der Freund lächelte mildüberlegen: „Und ob ich sie kenne, ganz Berlin kennt sie ja. Es ist Kitty Nelson, alias Jette Lehmann, die Barfuß tänzerin, von der vielleicht sogar du auf deiner hinterpommerschen Klitsche schon mal gehört hast. Wenn du übrigens Absichten auf sie haben solltest, mein Sohn, dann kann ich dir nur raten: Tu Geld in deinen Beutel, reichlich Geld; denn sie ist für Mammon sehr empfänglich und schätzt ganz besonders Edelsteine.“

„Sprichst du etwa aus Erfahrung?“ versetzte spitz der andere, anscheinend ärgerlich über den gönnerhaften Ton des Großstädtlers.

„Allerdings . . . mit deiner gütigen Erlaubnis. . . Das Abenteuer, das ich mit ihr gehabt, kann dir übrigens vielleicht von Nutzen sein, obschon sie seitdem nicht nur an Alter, sondern, wie ich höre, auch an Gerissenheit zugenommen hat. —

Vor ein paar Jahren, als ihr Stern, der jetzt im Zenith steht, eben aufzugehen begann,“ fuhr Konstantin, seine Pfeife ausklopfend, fort, „lernte ich sie — ich glaube im Zirkus Renz — kennen und gehörte bald zu ihren getreuesten Trabanten.



Schon damals hielt sie auf zahlungskräftige Freunde, die mit Geschenken nicht knausern durften. . .

Nun bin ich zwar der letzte, der es so einem Mädels, dessen Erntezeit kurz genug ist, verübelt, wenn es nach Kräften für die mageren Jahre sorgt, aber ihre Passionen waren sehr kostspielig, und ich hatte meinen Onkel noch nicht beerbt.

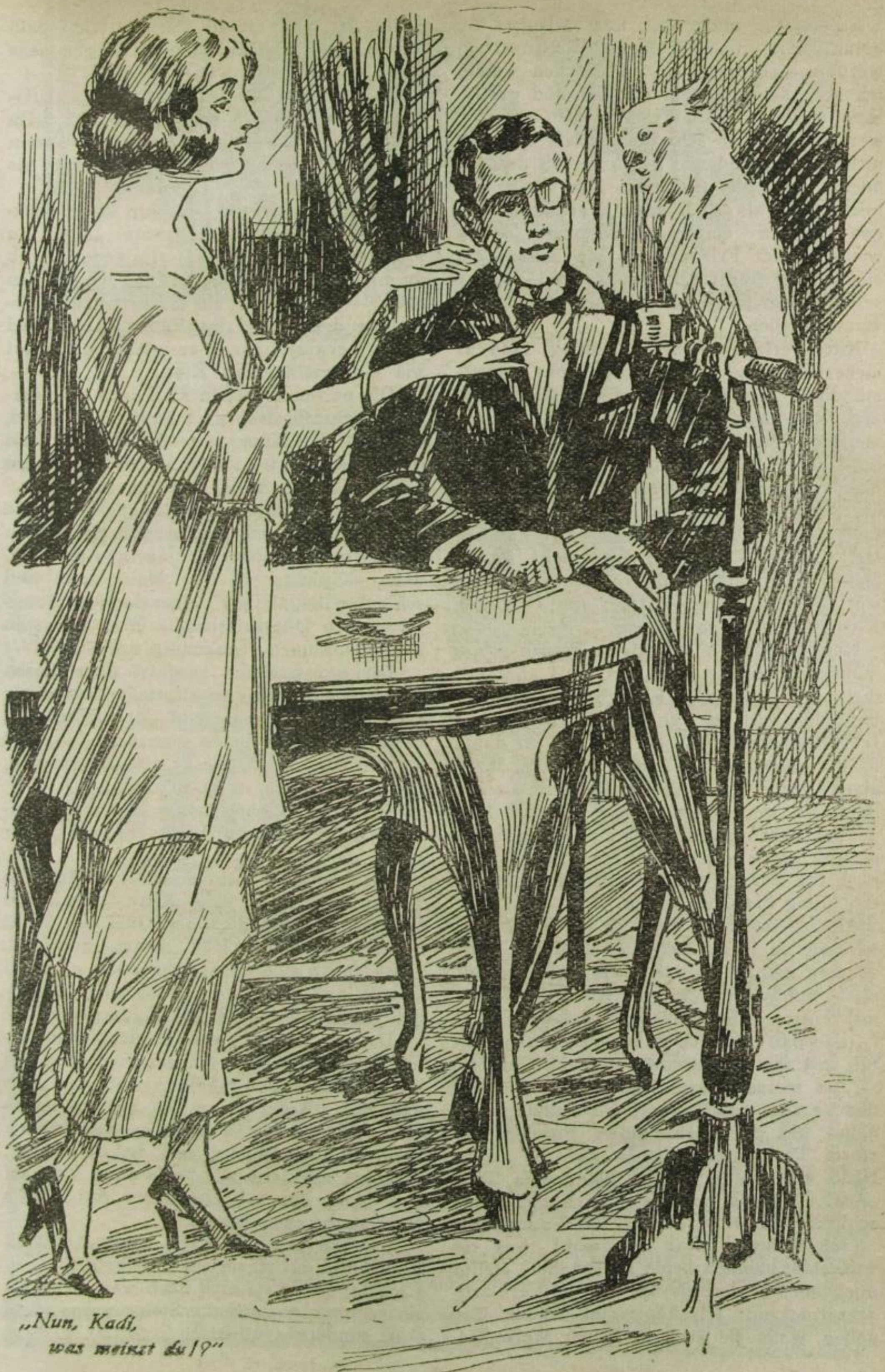
So war es mir, obwohl mich Kitty in ihrer Art gern hatte, soweit derartige Schmetterlinge überhaupt jemand gern haben können, noch nicht gelungen, mehrere gefährliche Nebenbuhler, darunter besonders einen Grafen Redern, auszustechen, und obendrein machte ich mir noch einen sehr gewichtigen Feind nämlich ihren Kakadu Kadi.

Es sind seltsame Tiere, diese Kakadus: wirklich kluge und, abgesehen von ihrer greulichen Stimme, auch schöne Geschöpfe; anhänglich wie der treueste Hund dem, den sie gern haben, aber rachsüchtig bei jeder wirklichen oder auch nur vermeintlichen Kränkung, die sie bei ihrem unheimlich guten Gedächtnis kaum je vergessen.

Mir war der Vogel anfangs gewogen gewesen, und da ich wußte, daß er bei Kitty mehr galt als wir alle zusammen, hütete ich mich sorgfältig, sein Mißfallen zu erregen, schmeichelte ihm, brachte ihm allerhand Leckerbissen und bekundete mein lebhaftes Vergnügen an seinen übrigens wirklich ungewöhnlichen Sprachkünsten.

Bald aber fing Kitty an, ihn in meiner Gegenwart mit den unsinnigsten Liebkosungen zu überhäufen, eine Taktik, die vielen Frauen in Gegenwart ihrer Verehrer eigen, gleichsam als wollten sie einem vor Augen führen, welche Schätze sie zu vergeben hätten. . . Ich habe das wiederholt beobachtet und immer geschmacklos gefunden, so geschmacklos aber wie bei Kitty doch niemals.

Ich ärgerte mich über die Unzartheit dieser Koketterie, vielleicht gerade weil sie trotz alledem ihren Zweck erreichte, und wurde immer eifersüchtiger auf den Vogel, der diese wachsende Abneigung ganz genau fühlte und sein Benehmen gegen mich änderte.



„Nun, Kadi,
was meinst du!“

Er empfing mich jetzt, was er früher nie getan, mit dummdrolligen Redensarten, worüber sich Kitty zu Tod lachen wollte, ich aber ärgerte mich darüber und grollte ihm, weil uns bei Frauen, die wir umwerben, nichts so sehr schadet, als wenn sie uns komisch finden. . . Ich behielt deshalb auch meine Verstimmung eine Weile für mich, aber als Kadi mich regelmäßig mit den Worten empfing: Kommst schon wieder, fader Frieder!? . . . da nahm ich's eines Tages ernstlich krumm und machte seine Herrin für dies blöddreiste Benehmen verantwortlich.

Kitty verteidigte ihren Liebling, fand es lächerlich von mir, wegen eines unverständigen Tieres den Beleidigten zu spielen, und kam immer mehr in Eifer, wie die meisten Frauen, wenn sie fühlen, daß sie im Unrecht sind. Schließlich zankten wir uns, trennten uns unversöhnt, und ich ging ein paar Tage nimmer zu ihr. Aber ich hielt diesen Zustand weniger gut aus als sie, verzehrte mich in Eisersucht gegen meine Nebenbuhler, die von unserem Zerwürfnis den Nutzen hatten, und beschloß, Kitty wieder zu versöhnen.

Nun ist das bei derartigen Frauen schon immer ein teurerer Spaß, bei Kitty aber mit ihrem ausgeprägten Erwerbssinn hieß es besonders tief in die Tasche greifen. . . Ich überlegte eine Weile und ließ ihr dann, ihre Vorliebe für Edelsteine kennend, durch einen verlässigen Vertrauensmann einen Smaragd und einen Rubin mit der Mitteilung überbringen, sie möge einen der beiden Steine wählen und mich bei meinem nächsten Besuch von der getroffenen Entscheidung benachrichtigen.

Als ich anderen Tags zu ihr kam, fand ich sie in fröhlichster Laune; wir versöhnten uns rasch, und auch Kadi empfing mich wohlwollend wie in früheren Tagen mit einem achtungsvollen: Salam, Sahib! . . . so daß ich mich zu meinem guten Einfall mit den Edelsteinen beglückwünschte.

Auf meine Frage, für welchen der beiden sie sich entschieden habe, seufzte Kitty, nahm die zwei erbsgroßen Juwelen aus einem Perlmutterhäuschen auf die flache Hand und rief in drollig kläglichem Ton: „Ach, ich kann und kann mich nicht entschließen! Einer ist schöner als der andere!“

Ich verstand zwar sehr wohl, was sie wünschte, nämlich beide zu behalten, stellte mich aber blöder, als ich war, und erklärte achselzuckend: Ich könne ihr keinen Rat geben, wolle sie auch in keiner Weise be-

einflussen, nur müsse sie die Wahl bald treffen, weil der Händler nicht länger mehr warte.

Als sie sah, daß ich durchaus begriffstutzig war, meinte sie schmollend: „Da sieht man wieder die sogenannten besten Freundel! Braucht man sie mal, lassen sie einen im Stich.“

Dann aber rief sie, wie von einer plötzlichen Eingebung hocheufreut: „Kadi, du bist treuer und klüger als alle andere! Gib du mir einen guten Rat, welchen ich nehmen soll?“ Damit hielt sie in allerliebster Koketterie dem Vogel ihr Händchen hin und schaute erwartungsvoll gespannt zu ihm auf wie ein vertrauendes Kind.

Die naiven Koketten sind doch die allergefährlichsten! dachte ich heimlich lächelnd, während mir Kitty reizvoller schien denn je. Dann sagte ich scherzend zu dem Kakadu: „Nun, Kadi, was meinst du?“

Der Vogel drehte den klugen Kopf wie überlegend hin und her, beäugte die beiden Steine, als mustere er sie gewissenhaft, dann — pickte er den Rubin auf und schluckte ihn, als wär's einer der verdauungsfördernden Quarzkiesel, die er in gewissen Zwischenräumen regelmäßig erhielt.

Ich war höchlich verduzt über diesen gänzlich unerwarteten Vorfall, und Kitty schauspielerte peinlichste Ueberraschung, obwohl ich noch heute überzeugt bin, daß sie mir absichtlich diesen Streich gespielt, um beide Steine zu bekommen.

Hier heißt's, ohne langes Besinnen großzügig sein; es wird sich lohnen! fuhr es mir durch den Kopf . . .

„Du hast Kadi nicht umsonst als Schiedsrichter angerufen, liebe Kitty,“ sagte ich lachend; „er hat dich der Qual der Wahl rasch überhoben. Hüt' deinen Smaragd, sonst führt sich Kadi den auch noch zu Gemüt, und schlachten lassen wirst du deinen treuesten Freund wohl kaum wollen?“

Da sah sie mich erst ungläubig an, ob ich nicht doch etwa nur scherze, dann fiel sie mir mit einem Jubelschrei um den Hals und rief: „Redern, dem ich gestern meine Not geklagt, war zu knickrig, den zweiten Stein zu übernehmen, und du, du Lieber, schenkst mir jetzt alle beide ohne Vorwurf und ohne Zögern! . . . Aber du sollst's nicht zu bereuen haben!“

„Ich hab es auch nicht bereut,“ schloß Konstantin mit einem etwas selbstgefälligen Lächeln; „denn sie hielt noch weit mehr, als sie versprochen, und die Steine waren nicht echt, sondern synthetisch . . .“



Verlangen Sie bitte die Leutke-Schrift über Leutke-Flügel und -Planos Nr. 11 x

Abfuhr.

Beim Oktoberfest in München hat u. a. auch ein Budenbesitzer einen Wunderhund ausgestellt. Der Hund raucht Zigaretten, trinkt Bier, liest die Zeitung, frißt, indem er die Pfoten wie Hände gebraucht usw.

Nachdem der Ausschreier vor der Bude die Künste des Hundes alle aufgezählt hat, ruft ihm eine Dame malitiös zu: „Kann der Hund vielleicht auch noch sprechen?“ — „Nee,“ antwortet der Gefragte, „es ist 'n Männchen!“



BIOCITIN

stärkt Körper u. Nerven

Biocitin nach Prof. Dr. Habermann ist das vertrauenswerte Nähr- und Kräftigungsmittel bei:
**Nervosität, Schlaflosigkeit,
 Blutarmut, Unterernährung**
 wie überhaupt bei allen mit körperlicher oder nervöser Schwäche verbundenen Zuständen.

NEU: BIOCITIN-TABLETTEN

Biocitin-Tabletten steigern die Kraft und die Leistungsfähigkeit des Gesunden und bilden für den Kranken und Geschwächten ein unschätzbares Hilfsmittel zur Wiedererlangung verlorener Körper- und Nervenkräfte. Unentbehrlich für jeden Sporttreibenden.

Erhältlich nur in Originalpackungen in Apotheken u. Drogerien. Probe und Broschüre völlig umsonst durch die **Biocitin-Fabrik, Berlin S 61, Le.**

Die Zeichnung auf die wertbeständige Anleihe des Deutschen Reiches hat am 15. August begonnen. Im Anzeigenteil dieser Nummer werden die Bedingungen für die Zeichnung bekanntgegeben. Danach lauten die Stücke sowohl auf Dollar als auch auf Mark, und zwar werden Stücke von 1 Dollar bis zu 1000 Dollar ausgefertigt.

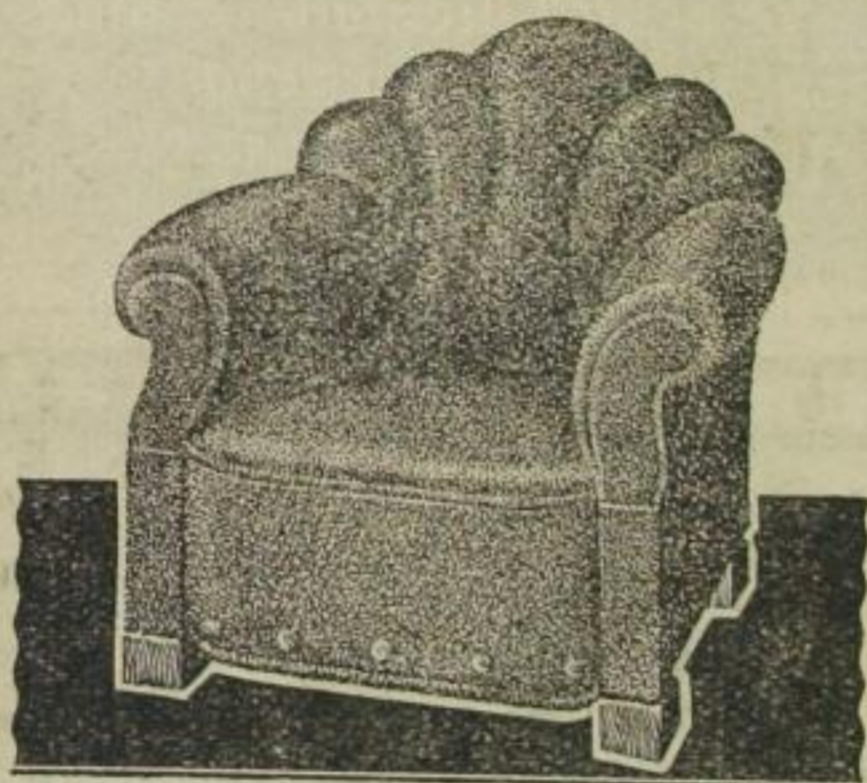
Die großen Stücke von 1000 Dollar bis zu 10 Dollar einschließlich tragen 6 Prozent Zinsen, die jährlich zahlbar sind. Die Stücke von 5 Dollar abwärts werden ohne Zinsscheine ausgefertigt. Sie werden im Jahre 1935 zu 170 Prozent, also mit einem Aufschlage von 70 Prozent zurückgezahlt, die großen Stücke hingegen nur zum Nennwerte, d. h. zu 100 Prozent. Ein Anleihestück über 10 Dollar würde also im Jahre 1935 mit dem Gegenwert von 10 Dollar, berechnet nach dem New Yorker Wechselkurs, zahlbar sein; ein Stück über 1 Dollar mit dem Gegenwert von 1,70 Dollar.

Um den Zinsenbedarf für eine Anleihe bis zu 500 Millionen Mark Gold zu decken, sieht eine von der Reichsregierung den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegter Gesetzentwurf die Ermächtigung für die Reichsregierung vor, Zuschläge zur Vermögenssteuer zu erheben. Zur

besonderen Sicherung der Kapitalrückzahlung ermächtigt der Gesetzentwurf die Reichsregierung, die einzelnen Vermögenssteuerpflichtigen nach dem Verhältnis ihres steuerbaren Vermögens zur Aufbringung des Kapitalbedarfs heranzuziehen. Demnach sind Zinsen und Kapitalrückzahlung der Anleihe durch die Gesamtheit der deutschen Privatvermögen sichergestellt. Die Anleihe ist zudem mit besonderen steuerlichen Vorzügen ausgestattet: Selbgezeichnete Anleihe ist von der Erbschaftsteuer frei; auf Umsätze in der Anleihe ist keine Börsenumsatzsteuer zu entrichten.

Die Einzahlung auf die neue Anleihe kann in hochwertigen Devisen, in Dollarschatzanweisungen oder in Mark (auf Grund des New Yorker Wechselkurses) vorgenommen werden. Erfolgt sie in Devisen oder Dollarschatzanweisungen, so beträgt der Zeichnungskurs bis auf weiteres 95 Prozent, erfolgt sie in Mark, 100 Prozent. Eine Erhöhung des Zeichnungspreises bleibt vorbehalten.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank, ferner fungiert eine große Anzahl von Banken, Bankfirmen und sonstigen Geldinstituten als Annahmestellen für die Zeichnung. Es kann aber der Zeichner auch jede andere nicht als Annahmestelle bestellte Bank oder Bankfirma mit der Zeichnung beauftragen.



JOSEF WEININGER
G · M · B · H

Ledermöbelfabrik

BERLIN N. 39

REINICKENDORFER STR. 121
TELEFON MOABIT 4339

ATELIER RUDOLF MOSE

Die Feuerung wird billiger!

Ohne Gas, ohne Holz, ohne Kohle!

Vier Fünftel Ersparnisse monatlich bei Verwendung unseres patentamtlich geschützten Universal-Dauerbrenners



Mit 1 Zentner Grudekoks im Monat, der im Kohlenhandel ohne Kohlenkarte frei zu haben ist, kann man für einen Haushalt von 6—8 Personen alles kochen, backen, braten, sterilisieren ohne Wasserbad, ständige Warmwasserversorgung. Heizt Küche und Zimmer. Solange der Vorrat reicht, noch preiswerte Einkaufsmöglichkeit. Von Behörden, Koch- u. Wirtschaftslehrerinnen und Hausfrauen glänzend begutachtet. Preisgekrönt mit der Silbernen Medaille in Kassel 1922. — Ausführliche Druckschriften versenden kostenlos:

Dreyse & Co., G.m.b.H., Berlin NW 7, Dorotheenstr. 25, II. Fernspr.: Zentr. 1639, woselbst auch Auskunft, Besichtigung und Vorführung erfolgt.

DKW-Team bei der Reichsfahrt 1923.

Sämtliche in Würzburg gestarteten Maschinen mit DKW-Motor, sei es im Originalrahmen oder im Zetge-, Ema-, Sticherling- oder einem anderen Leichtkraftradrahmen, kamen siegreich am Ziel in Stuttgart an. DKW belegte bekanntlich dabei sämtl. 3 Ersten Plätze, genau wie DKW schon

bei den Reichsfahrten 1921 und 1922 sämtliche Preise erringen konnte. Ausserdem erzielte DKW bei der Reichsfahrt 1921, 1922 und auch 1923 den besten Wertungsfaktor sämtl. Klassen, Automobile inbegriffen. Diese regelmässigen Erfolge dürfen einzig dastehend sein.

X



„Seeadler“ das vornehme Briefpapier für jedermann.

*Schreibst du mir, schreibst du ihm
Schreibst du auf „M.K. Papier.“*

Mißverständnis

Bauer: „Herr Kondukteur, wo is' denn mein Zug?“

Kondukteur: „Da, der Personenzug ist's!“

Bauer: „Herr Kondukteur, hab'n S' kaan Kurierzug für mi'? I' hab nämli' so stark Bauchweh!“

Das störrische Flugzeug.

Sonntagsflieger (in größter Angst, da der Apparat während der Fahrt in Unordnung gerät): „Wär' ich doch bei meinem Reitsport geblieben! Das Biest hat sich doch wenigstens immer noch in seinen Stall zurückgefunden.“

DKW

wiederum

Reichsfahrtsieger!

Sieger

im Bergrennen im Schwarzwald

Sieger

im Bergrennen bei Stuttgart

Sieger

in der Gesamtbewertung

Wie bei den Reichsfahrten 1921 und 1922 erhält DKW auch bei der Reichsfahrt 1923 den

**besten Wertungsfaktor
sämtlicher Klassen**

(Automobile Inbegriffen)

Diese sich wiederholenden Siege bei der größten Veranstaltung des ADAC beweisen die

hohe Klasse des DKW-Motors!

Und fragt ihr die stolzen Siegerscharen,
So heißt's: Mit DKW sind wir gefahren!

Zschopauer Motorenwerke

J. S. Rasmussen • Zschopau, Sa.

„WAVCURL“



gibt gelocktes Haar!

Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie gelocktes Haar Sie verschönern würde?

„WAVCURL“ gibt dem Haar hübsche, bleibende Locken. Ein Paket genügt, wenn auch Ihre Haare noch so widerspenstig sind. Das Erzeugnis hat bei Damen, Herren u. Kindern die gleiche Wirkung. Es ist das, was Sie seit Jahren suchen. Garantiert unschädlich.

Preis M. 25000.—. Freiporto!

Erhältlich in allen Drogerien und Apotheken oder durch den Vertr. der New Wavcurl, Co., London
Henry Michaels, Berlin N, Lothringer Str. 75



Anzug-Stoffe

fest, gebogen, die schönsten Muster
sehr preiswert unmittelbar von der

Tuchfabrik Christofstal in Christofstal (Württ.)

Lassen Sie sich die Muster P. 32 kommen!

Alleinige Inseratenannahme: Rudolf Mosse Annoncenexpedition für sämtl. Zeitungen

Deutschlands und des Auslandes. Berlin, Breslau, Cöln a. Rh., Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. d. S., Hamburg, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel, Zürich. — Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Burghardt, Berlin-Charlottenburg.

UNITED STATES LINES

Amerikanische Regierungsdampfer

NACH NEW YORK

von Southampton – Cherbourg

LEVIATHAN

18. September, 9. und 30. Oktober, 20. November, 11. Dezember.
Von BREMEN über Southampton und Cherbourg nach NEW YORK

GEORGE WASHINGTON

19. September 24. Oktober 28. November

America	26. September, 31. Oktober	President Fillmore	4. Oktober, 8. November
President Roosevelt	3. Oktober, 7. November	President Harding	10. Oktober, 14. November
	President Arthur		17. Oktober, 21. November

Abfahrt von Southampton und Cherbourg 1 Tag später

Alles Nähere durch untenstehende Adressen

Vorteilhafte Gelegenheit für Güterbeförderung

UNITED STATES LINES

BERLIN W 8, Unter den Linden 1

General-Vertretung: Norddeutscher Lloyd, Bremen.

INHALTSVERZEICHNIS

Umschlagzeichnung von Max Brüning

Georg Fröschel: Das Elixier der Liebe. Peter Vandrey und die Herzogin Pian-Pignatelli. (Illustriert von Lutz Ehrenberger.)	Seite 291—306	Paul Harvey Fox: Die letzte Tat des Steffen Fuller. (Illustriert von Max Zschoch.)	Seite 343—348
Hellmuth Unger: Der Schrei vom Reykar. (Illustriert von Kurt Heiligenstaedt.)	307—315	Hans Richter: Rautendelein. (Illustriert von Hans Hähnel.)	349—364
Hans Schoenfeld: Zenaida.	316—318	Arthur Berger: Die Haremsprinzessin. (Illustriert von Bernhard Reuters.)	365—370
Richard Rieß: Der Vampyr im Exil. (Illustriert von Kurt Opitz.)	319—326	Hans Bethge: Die Treulose. (Illustriert von René Ebner.)	371—375
Robert Misch: Petermüller. (Illustriert von Hanns C. Pflug.)	327—341	Nur so nebenbei!	376
Die Hausfrau verreist. (Zeichnung von Willibald Krain.)	342	August Hauer: Urwaldspuk. (Illustriert von Kurt Opitz.)	377—385
		Arthur Schubart: Kadi. (Illustriert von Max Ludwig.)	386—388

Die Originalillustrationen sind vom Verlag käuflich zu erwerben.

Copyright by Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Druck und Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H., Leipzig, Johannissgasse 8.

Redaktion: Leipzig, Johannissgasse 8; verantwortlich: Chefredakteur Dr. Arthur Ploch.

Verantwortlich für Oesterreich: Dr. Berthold Blau, Wien I, Steyrerhof.

Elegante
Leder- und Sportbekleidung

für Damen und Herren

**Echt bayerische
Loden-
bekleidung**

Anzüge, Mäntel, Pel-
erinen in den verschie-
densten Ausführungen.
Elegante Straßen- u. Sport-
anzüge, Sportbreeches, Er-
satz für Maßarbeit,
Sommerwaschanzüge

**Fesche
Reisemäntel**

aus Flausch, Gabardine,
Covercoat usw., eleganteste
Autofahr-Mäntel, Gummi-
regenmäntel

**Damen-
Sportbekleidung**

Die neuesten Modelle in
Mänteln und Kostümen,
überreiche Auswahl!
Strick-Kleider, -Kostüme,
-Jacken und -Jumper

**LEDER-
JACKEN HÜTE**



**Wäsche-
Abteilung**

Entzückende Sport-
Oberhemdblusen,
elegante Damen-
wäsche, Tischwäsche,
Handtücher

**Badeanzüge, Bade-
mäntel und -Kappen**

**Herrenartikel,
Hüte und Mützen**

**Fesche, wollene
Strickwesten**
für Herren und Damen
in allen Modefarben

**Wander- u. Sport-
stiefel,**
denkbar größtes Lager

**Koffer, Reise-Effekten,
Rucksäcke,
feine Lederwaren**

*Sämtliche Artikel für Wander-, Ruder-, Segel-, Fußball-,
Box-, Tennis- und Autosport*

Arthur Korge, Berlin SW 7448

Wilhelmstraße 107 / Fernsprecher: Zentrum 935

3 Minuten vom Hotel Excelsior / 4 Verkaufsetagen

Bedeutendes Spezialkaufhaus für Reise-, Jagd- u. Sportausrüstungen

Ständiges Musterlager und Verkaufsstelle bei den

Dürkoppwerken, Berlin NW 8, Unter den Linden 48-49



*Britzer Knublinchen –
das feinste Würstchen!*



EFHA-WERKE, BERLIN-BRITZ

Deutschlands größte fleischverarbeitende Betriebe